This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Schwarze
Fürsten
von
C. M. KENHORST

LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Jezewski, Stanislaus
11

Schwarze Fürsten.

Bilder aus der Geschichte des dunklen Weltteils.

Von

C. Falkenhorst.

Erster Teil:

Fürsten des Sudan.

Mit 8 Abbildungen.

Leipzig,
Ferdinand Hirt & Sohn.
1891.

Alle Rechte vorbehalten.

Diesem ersten Bande folgen bald noch zwei weitere Bände, deren jeder ebenfalls ein völlig selbständiges Ganze bilden wird:

II. Teil: **Herrscher in Ostafrika.**

III. Teil: **Westafrikanische Könige.**

Alle drei Bände werden gleiche Preise haben (in Prachtband je 7 Mark, geheftet je 5 Mark 50 Pfennige) und einzeln käuflich sein.

DT14
J4
v.1

Vorwort.

„Ich habe Afrika gesehen und habe es noch vor Augen, wie es ist, als das grosse Haus der Knechtschaft, nicht wie es sein sollte, als das ungeheure Gebiet einer freien Mitarbeit an den Gesamtaufgaben der Menschheit. An einem endlichen Siege der guten Sache sowie an der Zukunft des schwarzen Menschengeschlechtes werde ich nie zweifeln!“

Mit diesen Worten schloss vor nunmehr dreizehn Jahren Georg Schweinfurth die Vorrede zur zweiten Auflage seines berühmten Werkes „Im Herzen von Afrika,“ dieselbe Einleitung, in welcher der grosse Kenner afrikanischer Zustände die damaligen Bestrebungen zur Abschaffung der Sklaverei und Unterdrückung des Sklavenhandels als unreif bezeichnete. Die Ereignisse, die sich einige Jahre darauf im ägyptischen Sudan abspielten, haben dem Urteil Schweinfurths das vollste Recht gegeben.

In demselben Werke finden wir eine andere Äusserung, die an einen Vorwurf erinnert, den Stanley in seinem Buche „Im dunkelsten Afrika“ gegen die Verwaltung der Äquatorialprovinz Emins erhob; Schweinfurths Äusserung lautet:

„Von jeher ist in diesem Teile Afrikas der Viehraub im grossen die eigentliche Grundlage gewesen, auf welche sich alle Unternehmungen stützten, die zu ihrer Förderung einer bedeutenden Waffenmacht bedurften, und selbst die philanthropischen Zwecke, welche Männer wie Baker und Gordon auf das Panier ihrer grossartig geplanten Kultureroberungszüge geschrieben hatten, haben sie ratlos der Aufgabe gegenüber gelassen, etwas anderes an seine Stelle zu setzen. Nichts liegt mir ferner, als das Verdienst dieser nach verschiedenen Richtungen hervorragenden Männer zu bemäkeln,

die Triebfeder ihrer Thaten miteinander vergleichen oder die Schwierigkeiten ihrer grossen Aufgabe herabsetzen zu wollen; trotz alledem aber muss ich die Überzeugung aussprechen, dass die Geschichtschreibung von Afrika, falls je eine statthat, nicht umhin können wird, die Etappen dieser zeitgenössischen Zivilisationsbestrebungen handhoch mit unrechtmässig vergossenem Rinderblute zu bezeichnen."

Und ferner: „In diesem unglücklichen Lande ward jeder Bissen, den man zum Munde führte, zum Gewissensbiss, aber die Stimme des Magens übertönte jede edlere Regung. Das Brot, das man ass, es wurde den Ärmsten entrissen zur Erntezeit, als ihre Freude gerade am höchsten, vielleicht besassen sie weder Kühe noch Ziegen, und die kleinen Kinder mussten Hungers sterben oder elend ihr Leben durch Sammeln von Wurzeln fristen. Man schwelgte im Überfluss von Rinderfleisch, aber man hatte es geraubt von armen Wilden, welche diesen Tieren eine fast göttliche Verehrung zollen und ihren Besitz als das höchste Lebensziel betrachten, die aber auch mit vielem Blut für die hartnäckige Abwehr büssen müssen, mit welcher sie dieselben verteidigen, die Kühe, die ihnen teurer als Weib und Kinder."

Stanley fasst seine Ansicht über den Wert der Kulturbestrebungen in denselben Gebieten in folgende Worte zusammen: „Den afrikanischen Eingeborenen kann man nicht die Lehre beibringen, dass die Zivilisation ein Segen ist, wenn man gleichzeitig gestattet, dass sie von einer zügellosen Soldateska nach Belieben unterdrückt, in menschenunwürdiger Weise behandelt, beraubt und in die Sklaverei getrieben werden. Die Gewohnheit, die Eingeborenen für nicht besser als heidnische „Abid" oder Sklaven zu halten, datiert von Ibrahim Pascha und muss vollständig abgeschafft werden, ehe man ausserhalb der Militärniederlassungen irgend etwas wird sehen können, was Ähnlichkeit mit der Zivilisation hat. Wenn jedes Getreidekorn, jedes Stück Geflügel, jede Ziege, jedes Schaf und jede Kuh, welche die Truppen brauchen, mit gutem Gelde oder dessen Wert in notwendigen Waren bezahlt wird, dann wird der Einfluss der Zivilisation unüberwindlich sein, und dann kann sogar die christliche Lehre eingeführt werden; ohne unparteiische Rechtspflege sind aber beide unmöglich, und sie werden sicherlich niemals zur Einführung gelangen, wenn die Rechtspflege

von Raub begleitet wird oder ihn im Gefolge hat, wie es nach meiner Befürchtung im Sudan nur zu allgemein Brauch gewesen ist. Diejenigen, welche die wahre Gerechtigkeit hochhalten, mögen einigen Trost finden in dem Gedanken, dass, bevor die Zivilisation in ihrer wahren und wirklichen Form in Äquatoria eingeführt wird, die Eingeborenen jetzt (nach Abzug Emins) einige Zeit Ruhe und Frieden haben werden, und dass, wie auch das Land ausgesehen haben mag, doch alles mit Ausnahme einiger Orangen- und Citronenbäume unter höheren, besseren und dauernden Auspizien innerhalb eines Monats ersetzt werden kann."

In den beiden Ansichten finden wir zunächst von seiten des deutschen Forschers eine berechtigte Kritik der vor mehr als einem Jahrzehnt vorhanden gewesenen Zustände, von seiten des Anglo-amerikaners nicht nur eine Kritik, sondern auch zugleich die Vorzeichnung eines Weges, der unfehlbar zur Lösung der schwierigen Frage führen soll. Es unterliegt keinem Zweifel, dass der Appell an Zivilisation und Humanität in Europa stets einen lebhaften Widerhall findet — aber die Zivilisation und die Humanität sind leider keine leblosen Sachen, die man wie einen Dampfer über Land und Meer transportieren und am Bestimmungsort in Thätigkeit setzen kann. Die Zivilisation muss einem roheren Volke erst aufgepfropft werden — und da ist auch die Thatsache zu berücksichtigen, dass nicht jedes edle Reis auf einen wilden Stamm passt.

Die Zivilisierung Afrikas ist seit Jahrzehnten als Parole ausgegeben worden. Die hervorragendsten Forscher sind aber über die Wege, die eingeschlagen werden sollen, nicht einig. Der Sieger über die Araber an der Küste von Ostafrika warf neuerdings Emin Pascha ein Kokettieren mit den Türken und Arabern vor, während er gleichzeitig berichtete, dass in Uganda zwischen den neubekehrten schwarzen Protestanten und Katholiken eine Art Hugenottenkrieg herrscht.

Diese Uneinigkeit unter den afrikanischen „Autoritäten" muss allerdings lähmend auf diejenigen Kreise einwirken, welche das zur Zivilisation von Afrika nötige Geld geben sollen. Ohne dieses Geld wird die Zivilisation des dunklen Weltteils eine leere Phrase bleiben, und die massgebenden Kreise in Europa werden sich über kurz oder lang entschliessen müssen, welcher von den beiden Parteien sie recht geben sollen.

Wen können, wen dürfen sie in diesem Streit der Autoritäten als Schiedsrichter aufrufen?

Ich glaube, dass in diesem Streitfalle die Geschichte der afrikanischen Völker uns die richtige Antwort zu geben imstande ist; trotz des vielfachen Dunkels, das über ihren einzelnen Abschnitten herrscht, und trotz der verhältnismässig kurzen Zeit, über die sie sich erstreckt. Zieht man sie zu Rat, so erscheint sie nicht nur als Schiedsrichterin, sondern auch als Vermittlerin, indem sie der einen Ansicht für das eine, der anderen für das andere Gebiet des dunklen Weltteils recht giebt.

Leider ist die Geschichte der Völker des dunklen Weltteils bis jetzt einem weiteren Leserkreise nur in dürftigstem Masse vermittelt worden. Das Interesse, das man bisher an Afrika genommen hat, war verschiedener Art. In den früheren Zeiten waren es die geographischen und ethnographischen Probleme, die in erster Linie berücksichtigt wurden. Dazu kam die Bewunderung für die Helden der Afrikaforschung, und so geschah es, dass die meisten populären Darstellungen aus früherer Zeit entweder im Dienste der geographischen Forschung standen oder die an und für sich verdiente Verherrlichung der berühmten Reisenden bezweckten. Das schwarze Volk von Afrika blieb dabei stets in den Hintergrund gerückt; das Interesse des Lesers sollte stets durch die Leistungen und Heldenthaten der europäischen Reisenden gefesselt werden. Als die Zeit der Kolonisierung Afrikas anbrach, wandte man sich auch der Prüfung der Produktivität und Bewohnbarkeit der Länder durch die kaukasische Rasse zu — die politischen Verhältnisse der Gebiete, in denen die Flaggen verschiedener Völker gehisst wurden, liess man unberücksichtigt. Die Folgen dieses Vorgehens sind bekannt. Es unterliegt keinem Zweifel, dass viele Missverständnisse hätten vermieden werden können, wenn man von Anfang an auf die geschichtliche Entwicklung der betreffenden Völker mehr Rücksicht genommen hätte.

Diese Rücksichten werden aber auch in Zukunft nötig sein. Sitten, die seit Jahrhunderten bestehen, Institutionen, die aus geschichtlichen Kämpfen hervorgegangen sind, kann man nicht im Handumdrehen abschaffen. Unter den vielen Missionaren der Kultur, die ausgezogen sind, Afrika zu erschliessen, wird derjenige den besten

Erfolg haben, der die europäische Zivilisation den afrikanischen Zuständen anpasst und vorerst eine Brücke zwischen Afrika und Europa schlägt. Was uns dabei not thut, das ist vor allem Mässigung unserer Hoffnungen für die nächste Zeit und ein Zurückschrauben der hochklingenden Programme, welche Freiheit, Christentum und dergleichen sofort für Afrika proklamieren. Die Zivilisation kann nur langsam im dunklen Weltteil vordringen — und sie wird niemals dort die Höhe der europäischen erreichen. Selbst nach Jahrhunderten wird das zivilisierte Afrika einen Weltteil für sich bilden.

Diese Ansicht drängt sich uns unwillkürlich auf, wenn wir Afrika nicht mit den Augen eines Reisenden betrachten, so oft derselbe den dunklen Weltteil durchquert haben mag, sondern wenn wir es für sich betrachten in der stufenweisen Entwickelung von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, wie es sich den Augen verschiedener Reisenden darbot.

Diese Art der zusammenfassenden Betrachtung ist bis jetzt, soweit es die populäre afrikanische Litteratur anbelangt, wenig geübt worden, in grösserer Ausdehnung meines Wissens noch überhaupt nicht. Diese Lücke möchte nun das vorliegende Buch ausfüllen. Es bietet einen Versuch, die Geschichte des dunklen Weltteils wenigstens in einzelnen Bildern dem Leser vorzuführen. Nicht ein geographisches Problem, nicht ein berühmter Forschungsreisender bilden den Hauptgegenstand unserer Betrachtung, sondern Afrikas Völker selbst, wie sie waren und wie sie sind, in ihrer politischen Entwickelung. Naturgemäss knüpft sich ihre Geschichte an ihre Fürsten und deren Dynastieen; denn in ihnen war stets und ist noch heute die Macht der einzelnen Stämme vereinigt.

Das vorliegende Buch beschränkt sich auf diejenigen Gebiete Afrikas, die gegenwärtig und für die nächste Zukunft den Hauptschauplatz der kolonialen Entwickelung bilden werden. Mit den Fürsten des Sudan beginnen unsere Betrachtungen, dann werden wir die Herrscher von Ostafrika schildern und mit der Beschreibung westafrikanischer Königreiche schliessen.

Die Zeit ist noch nicht gekommen, in der man eine vollständige Geschichte des dunklen Weltteils schreiben könnte. Dazu ist das Material noch nicht genügend reichhaltig und nicht genügend gesichtet; aber die Reihe der Bilder, die wir zu entwerfen imstande

sind, lässt doch einen Überblick über das Ganze gewinnen, der in hohem Grade lehrreich erscheint.

Bei der Verwertung des vorhandenen Materials war aber mein Bestreben noch darauf gerichtet, nur wirklich massgebende Quellen zu benützen und nur das zu verwerten, was die hervorragendsten Afrikaforscher nach ihrem Augenschein berichtet haben. Wohl könnten die Bilder aus der Geschichte des dunklen Weltteils abgerundeter erscheinen, wenn ich auch die in Zeitungen zerstreuten, auf Erkundigungen beruhenden Notizen mit benutzt hätte; da aber derartige Nachrichten oft unzuverlässig sind, so habe ich vorgezogen, dort abzuschliessen, wo die wirkliche Arbeit der Forscher aufhört; denn auf diese Weise nur kann das Mitgeteilte einen dauernden Wert erhalten.

* * *

Da dieses Buch für weitere Kreise berechnet ist, so habe ich von der Zitierung der angezogenen Worte, sowie der in Fachzeitschriften zerstreuten und von mir benutzten Artikel abgesehen.

Von den als Quellen zu dem vorliegenden Bande benutzten Werken nenne ich nur die wichtigsten:

Denham, Clapperton und Oudney. Beschreibung der Reisen und Entdeckungen im nördlichen und mittlern Afrika in den Jahren 1822 bis 1824.

Clappertons Tagebuch der zweiten Reise ins Innere von Afrika nebst dem Tagebuche des Richard Lander.

Zain el Abidin. Das Buch des Sudan.

Mohammed Ebn-Omar El-Tounsy. Voyage au Darfour.

Dr. Heinrich Barth. Reisen und Entdeckungen in Nord- und Zentralafrika in den Jahren 1849 bis 1855. Tagebuch seiner im Auftrag der Britischen Regierung unternommenen Reise. Bd. I—V.

Gustav Nachtigal. Sahara und Sudan. Erlebnisse sechsjähriger Reisen in Afrika. Bd. I—III.

Gerhard Rohlfs. Quer durch Afrika.

Gerhard Rohlfs. Kufra.

Dr. W. Junkers Reisen in Afrika. Bd. I und II.

Georg Schweinfurth. Im Herzen von Afrika.

Richard Buchta. Der Sudan unter ägyptischer Herrschaft.
Schweinfurth und Ratzel. Emin Pascha.
O. Peschel. Geschichte der Erdkunde.
Oskar Lenz. Timbuktu.
Paul Staudinger. Im Herzen der Haussaländer.
Philipp Paulitschke. Die geographische Erforschung des afrikanischen Kontinents.
Gaëtano Casati. Zehn Jahre in Äquatoria.

Der Verfasser.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	3
Das Land der Schwarzen	11
Bornu und seine Vasallen	22
Von Tripolis zum Tsade	22
Scheich Mohammed el Kanemi	27
Aus der Geschichte Bornus	36
Die Residenz	50
Audienzen beim Scheich Omar	56
Die Würdenträger Bornus	72
Der Sultan von Mandara	83
Die unglücklichen Mussgu	91
Noch einmal beim Mandarasultan	98
In Logon	106
Bagirmi	111
In der Hauptstadt Bagirmis	111
Der vertriebene König	123
Königreich Wadaï	146
Wadaï, von einem Scheich geschildert	146
Land und Volk	156
Bei König Ali	164
Der Hof von Abesche	172
Die Geschichte Wadaïs	181
Die Fellatareiche	188
Land und Volk von Haussa	188
Der Gründer des Sokotoreiches	192
Sultan Bello	198
Sultan Aliu	214
Eine deutsche Gesandtschaft beim Sultan von Sokoto	218
In Kano	222
Der Sultan von Gandu	231
Ein Heidenkönig	234
Die Königin der Wüste	237
Im ägyptischen Sudan	247
Könige der Menschenfresser	257
Der braune Cäsar	271
Erben verschwundener Herrlichkeit	290

Das Land der Schwarzen.

Sudan, d. h. das Land der Schwarzen oder Negerland, nannten die Araber seit langer Zeit das weite Gebiet südlich von der Sahara; die neuere Geographie hat die Bezeichnung gleichfalls angenommen und versteht unter ihm den breiten Streifen Mittelafrikas zwischen dem Atlantischen Ozean und dem Roten Meere von der Wüstengrenze bis etwa gegen den Äquator hin. In unserer Betrachtung der Sudanfürsten werden wir von den Küstenländern im Osten und Westen absehen und uns lediglich auf den eigentlichen Sudan beschränken. Im Westen sind es die Fellatareiche, die Haussastaaten und die auf den Trümmern des alten Sonrhaykönigreiches vegetierende Handelsstadt Timbuktu, denen wir unsere Aufmerksamkeit zuwenden werden. Im Zentrum werden wir das Bornureich und dessen Vasallenstaaten, ferner Bagirmi aufsuchen und über Wadaï und Darfor nach dem ägyptischen Sudan vordringen, um in den A-Sandehländern und bei den Fürsten der Mangbattu den ersten Band abzuschliessen.

Der Versuch, zur Einführung des Lesers eine kurze allgemeine Charakteristik des Landes zu geben, dürfte wenig befriedigend ausfallen. Das Bild des Sudan wird erst dann klar vor dem Auge des Lesers stehen, wenn er die einzelnen Gebiete kennen gelernt hat. Zur Einführung möchten wir an dieser Stelle nur einige charakteristische Formen der Natur und des Kulturlebens hervorheben, die mehr oder weniger für das ganze Gebiet Geltung haben.

Die Zeiten sind vorüber, wo Mittelafrika für die grosse Masse der Europäer als ein üppiges Land galt, geschmückt mit allen Wundern der tropischen Vegetation. In der letzten Zeit wurde vielmehr von verschiedenen Seiten die Armut und der dürre Steppencharakter Innerafrikas so oft betont, dass eher eine entgegengesetzte

Meinung Platz zu greifen scheint. Nun — Afrika ist ein Erdteil, und selbst Mittelafrika ist ein gewaltiges Ländergebiet, in dem es Raum genug giebt für die Entfaltung verschiedenartiger Formen der Vegetation. Afrika hat seine Wüsten, Grassteppen, Baumsavannen, trockene Waldungen, die Puris Ostafrikas, und auch wirkliche undurchdringliche Urwälder. Allerdings trifft man im Inneren Afrikas vorwiegend die Steppenlandschaft an, obwohl darunter keineswegs die landläufige Steppe ohne Baumwuchs und ohne Bodenerhebungen verstanden werden darf.

Das unermessliche Gebiet des Sudan bietet uns gleichfalls alle diese Landschaftsformen. Im Norden stösst es an die Wüste, Steppengebiete bilden den Übergang, bis die Nähe grosser Flüsse, des Niger und Benue im Westen, des Schari im Süden, sowie das Auftreten höherer, die Feuchtigkeit niederschlagender Gebirgszüge den Pflanzenwuchs üppiger gestalten — und bis an den Quellflüssen des Uelle, der dem Kongo zustrebt, die Region der westafrikanischen Flora und grossen Waldungen beginnt, so dass man diese Gebiete bereits vom eigentlichen Sudan lostrennen könnte.

In den am meisten kultivierten Teilen des Sudan wiegt der Steppencharakter vor. Nur selten und ausnahmsweise finden wir hier Wiesen mit weichem Grase, welche Weiden in unserem Sinne des Wortes abgeben; über diese Steppen breitet sich nur kurze Wochen oder gar nur Tage nach dem ersten belebenden Regen des Frühlings ein grüner Teppich aus. Bald schiessen die Gräser hoch empor und erreichen die Höhe unserer Getreidearten, ja übersteigen diese mitunter so bedeutend, dass in dieser harten, rohrartigen Graswildnis Ross und Reiter verschwinden.

Der Baumwuchs fehlt selten in dieser Steppe. Halb im Grase versteckt gedeihen allerlei Büsche, in grossen Abständen erheben sich die gewaltigen Affenbrotbäume, deren ausgehöhlte Stämme in gewissen Gegenden, wie z. B. in Darfor und Kordofan, als Brunnen oder Wasserreservoire benutzt werden. Mimosen und Akazien schliessen sich diesem Riesen der Pflanzenwelt an und bilden oft weite trockene Wälder, die, wie z. B. die Wälder der Gummiakazie, eine hohe wirtschaftliche Bedeutung besitzen, da sie uns das Gummiarabikum liefern. In den trockeneren Gebieten treten die Palmen selten auf; der Dattelpalme begegnet man nur in gewissen Gegenden

des Nordens; in feuchteren Strichen dagegen sieht man die Dum- und Weinpalmen häufiger.

Der Süden ist verhältnismässig arm an Obstbäumen. Von den einheimischen Bäumen ist der Butterbaum der wichtigste, aus dessen kastanienartigen Früchten eine Art vegetabilischer Butter bereitet wird. Die meiste Beachtung verdient aber unter den Bäumen die Carica Papaya oder der Melonenbaum, der vermutlich von Amerika in Afrika eingeführt wurde und die rascheste Verbreitung fand. Er trägt eine fleischige Frucht von der Grösse einer Melone, die im reifen Zustande weiss- oder pomeranzengelb und ausserordentlich saftig und schmackhaft ist. Es ist derselbe Melonenbaum, aus dessen Früchten neuerdings das Papayotin gewonnen wird, welches bekanntlich gleich dem Pepsin des tierischen Magens fleischverdauende Eigenschaften besitzt. In den südlicheren und westlichen Gegenden des Sudan, wo es genügende Feuchtigkeit giebt, gedeiht auch die Ölpalme. Ihre Früchte, die aus dichtgedrängten Ständen pflaumengrosser Beeren bestehen, liefern das bekannte Palmöl, das an der Westküste einen der wichtigsten Handelsartikel bildet und auch für den Hausstand der Neger von grösster Bedeutung ist.

Was nun die eigentlichen Nähr- und Kulturpflanzen anbelangt, so haben wir im Süden zwei Zonen zu unterscheiden. In den nördlicheren, trockneren Gebieten wird Getreide gebaut. Vor allem ist dort die Kultur der Negerhirse üblich, jenes Getreides, welches durchschnittlich 10 bis 12, mitunter aber 15 und in Ausnahmefällen über 20 Fuss hoch wird. Davon sind zwei Arten, eine schwere und eine leichte, bekannt. Diese Negerhirse bildet die Hauptnährpflanze der weitesten Gebiete. Ausserdem aber begegnen wir namentlich im Westen ausgedehnten Reiskulturen, ebenso werden, wenn auch in geringerem Masse, die Felder mit Mais und Weizen bestellt. In der Zone, welche sich durch ihre üppige und mehr tropische Vegetation auszeichnet, tritt der Getreidebau zurück, und die vornehmlichste Nahrung der Eingeborenen bilden die Früchte der Banane, sowie die zahlreichen Knollengewächse, wie Erdnüsse, Yams, süsse Kartoffeln u. dgl.

Für die Entwicklung und die Kultur der Sudanvölker sind aber noch zwei andere Pflanzen von höchster Bedeutung: die Baum-

wolle und die Indigopflanze. Die Sudanvölker müssen schon seit sehr alten Zeiten die Verarbeitung der Baumwolle zu Stoffen gekannt haben, und sie waren gewiss keine „nackten Neger“ mehr, als der Islam seinen Eroberungszug quer durch Afrika antrat. Sklaven und gewöhnliche Feldarbeiter tragen zwar während der Arbeit immer noch nur das Schamtuch — ein Stück Zeug in Form eines gleichschenkligen Dreiecks, an dessen Basis sich Schnüre befinden, die um den Leib geschlungen werden, während das herunterhängende Ende, straff zwischen die Beine gezogen, an der über dem Rücken zusammengebundenen Schnur befestigt wird. In den Städten und auf Reisen trägt jedoch arm und reich die Tobe, welche man die Nationaltracht der Sudanvölker nennen könnte. Es ist eine Art Hemd, aus schmalen Baumwollenstreifen zusammengenäht. Es wird über den Kopf gezogen und schliesst ziemlich dicht an den Hals an. An beiden Seiten sind meist eine Art kurze, breite Ärmel eingesetzt, oder vielmehr ärmelähnliche Öffnungen vorhanden. Das Kleid reicht bis zur Mitte des Schienbeines und muss so weit um die Brust sein, dass es schöne Falten schlägt und um die Arme gezogen werden kann. So zweckentsprechend und angenehm für das Klima solche Gewänder auch sein mögen, so hindern sie doch an der freien Bewegung. Arbeiter müssen daher den Rock bei der Arbeit ausziehen, während Wanderer ihn hochstreifen. Es giebt im Sudan verschiedene Arten von Toben, weisse, dunkelblaue, Toben von einem weiss und blau gegitterten Muster oder die sogenannten Perlhuhntoben, ja sie werden selbst mit feiner weisser oder bunter Seidenstickerei verziert. Die berühmtesten, schönsten Toben werden in den Haussastaaten angefertigt, von wo sie als ein gern gesuchter Artikel überall im Sudan verbreitet werden. Die Preise sind sehr verschieden je nach der Güte des Fabrikats; noch vor wenigen Jahren wurden in den Haussastaaten feine Perlhuhntoben mit 100 000 Kauri bezahlt, was nach dem damaligen Kurs des Muschelgeldes etwa 20 Mariatheresiathalern entsprach. Billige Toben stellten sich auf etwa 8000 Kauri.

Europäische Zeuge sind auch im Sudan vielfach verbreitet, aber das billige Zeug, welches von unseren Händlern nach Afrika geschickt wird, kann sich nicht im entferntesten mit der einheimischen Ware messen und steht auch darum viel billiger im Preise.

Die feineren Sudanesen tragen auch Hosen und huldigen dabei der alten Mode der Landsknechte; je weiter die Hosen, je mehr Stoff der Schneider in sie verarbeitet hat, desto vornehmer sieht die Hose nach der Meinung der Leute. Oft ist dieses Kleidungsstück mit schnürenartigen Mustern nach der Art unserer Husarenhose verziert und wird um die Knöchel fest zusammengebunden.

Die Kleidung der Frauen besteht seltener in Hemden, zumeist tragen die schwarzen Damen allerlei Sorten Tücher. Wir werden noch öfter Gelegenheit haben, zu zeigen, dass sie trotzdem einen Kleiderluxus treiben können.

In den Zentren der sudanischen Kultur hat sich natürlicherweise schon seit langer Zeit die arabische Tracht eingebürgert.

Mit der Weberei geht die Färberkunst Hand in Hand, und die Indigopflanze, die hauptsächlich den Farbstoff liefert, wird fast in allen Sudanländern gebaut. Der Hauptton ist natürlich das Blau, obwohl auch andere Farben erzielt werden. Gefärbt werden Garne, Streifen, Zeug und ganze Gewänder. In der ersten Zeit färben die Stoffe etwas ab, doch verliert sich dieses Abfärben nach und nach.

Von besonderer Wichtigkeit für den Sudan sind noch zwei Genussmittel liefernde Pflanzen: der Tabak und der Kolabaum. Der erstere wird überall angebaut, und es ist sonderbar, wie rasch sich diese Pflanze von Amerika bis hierher verbreitete, um selbst in die fernsten Winkel des dunklen Weltteiles einzudringen. Der virginische Tabak wird fast überall im Sudan gebaut; der Bauerntabak scheint überhaupt in Afrika einheimisch zu sein.

Kaffee und Thee sind im Sudan unbekannt; der erstere findet sich nur selten im Besitze vornehmer arabischer Händler; aber der Mensch braucht notwendig anregende Stoffe, und er hat auch im Sudan das Koffeïn und Theobromin, die wirksamen Substanzen des Kaffees, Thees und Kakaos, in einer Frucht vereinigt gefunden. Diese Frucht ist die Kolanuss. Der 10 bis 12 Meter hohe Baum, der sie liefert, Sterculia acuminala, wächst in ganz Westafrika und soweit das Gebiet der westafrikanischen Flora reicht, also auch in den Ländern am Uelle, wo er von Schweinfurth und Emin entdeckt wurde. Er sieht unserem Kastanienbaum ähnlich; im Alter von zehn Jahren giebt er eine überaus reiche Ernte, gegen sechzig Kilogramm, und da er zweimal im Jahre blüht, so kommt es vor, dass

Früchte und Blüten zu gleicher Zeit auftreten. Die Frucht besteht aus einer gelbbraunen Schote von ungefähr 10 Centimeter Grösse, die in 5 oder 6 Kammern eingeteilt ist, von denen jede 5 bis 15 Kolanüsse enthält. Dieselben werden in Blätter gehüllt, damit sie vor dem allzu raschen Eintrocknen geschützt sind, und können weit transportiert werden. Sie gehen auch in der That tief in das Innere des Landes, selbst nach Nordafrika. Kommen in einer Sudanstadt frische Nüsse an, so ist das ein Ereignis, und jeder beeilt sich, so viel als er kann von der frischen Ware zu erstehen. Sie ist allerdings nicht billig, denn noch vor einigen Jahren kostete eine Kolanuss in den Haussaländern je nach der Qualität 100 bis 400 Kauri, tiefer im Sudan ist sie natürlich entsprechend teurer. Einst war darum das Kauen derselben nur das Privilegium der Häuptlinge und Priester. In Sierra Leone, dem Haupthandelsplatz für Kola, kostet ein Zentner Nüsse je nach der Saison und Nachfrage 50 bis 150 Mark; die Haussa unternehmen überhaupt weite Handelszüge nach der Westküste, um sich mit dieser leicht absetzbaren Ware zu versorgen. Die Nuss wird gekaut, schmeckt bitterlich, ist dem Magen zuträglich, verscheucht die Schlafmüdigkeit — und wirkt gegen den Katzenjammer, Eigenschaften, die durch ihren Gehalt an Koffein völlig erklärt werden. Man bietet sie auch im Sudan Freunden an, wie bei uns eine Tasse Kaffee oder eine Cigarre. Der Kolabaum ist bereits nach Zentral- und Südamerika, sowie nach Indien importiert worden; in Europa wird die Nuss oder deren Extrakt von Zeit zu Zeit als Heilmittel empfohlen; neuerdings werden von Fabrikanten von Heilmitteln Kolawein und Kolapastillen angepriesen.

Dem Sudan fehlt noch ein anderes und zwar das wichtigste Genussmittel, das Salz. Dieses müssen die Sudanvölker zumeist aus den Wüstenländern beziehen, woher in der That grosse Salzkarawanen nach den Sudanstädten kommen.

Wir erwähnen diese Bedürfnisse der Sudanesen; denn die Befriedigung derselben bildet einen mächtigern Hebel für Unterhaltung der Handesverbindungen als das Verlangen nach europäischen Waren. Der Salzhandel hat seit jeher die Sudanstaaten mit den Nomadenstämmen der Wüste in regen Verkehr gebracht.

Der steppenartige Charakter so weiter Gebiete im Sudan hat

die Bevölkerung vielfach auf die Viehzucht angewiesen. So begegnen wir sowohl im Westen wie, und zwar noch mehr, im Osten Kamele und Rinder züchtenden Nomaden. Stellenweise wird auch Schafzucht getrieben, und Ziegen werden überall gehalten.

Deutsch-Ostafrika und die Gebiete am Kongo sind zum Teil so schwer erschliessbar, weil in denselben das Pferd nicht fortkommen kann. Der Norden ist besser gestellt. Den Arabern ist es nach jahrhundertelangen Bemühungen gelungen, Pferde von der Küste einzuführen und sie auch zu akklimatisieren. Während die Durchquerungen des äquatorialen Afrika in mühseligen Fusswanderungen bestanden, ist das Reisen in diesen Gebieten insofern bequemer, als man je nachdem über Kamele, Lastochsen oder Pferde verfügen kann.

Die Sudanvölker besitzen auch ihre eigene Industrie; wir haben bereits die Weberei und Färberei erwähnt; es wird auch Eisen im Lande gewonnen und durch vielfach sehr gewandte Schmiede verarbeitet; im Westen kennt man auch das Gold, und aus Mariatheresiathalern werden Schmucksachen gearbeitet, im Osten werden Kupferminen verwertet. Dass auch die Töpferei, Lederarbeiten, Holzschnitzerei u. dgl. geübt werden, braucht kaum hervorgehoben zu werden.

Was nun die Wohnungen anbelangt, so findet man hier keineswegs nur die gewöhnlichen afrikanischen Strohhütten; die vornehmeren Leute bauen sich Häuser, wozu sie allerdings nur Thon, an der Luft getrocknete Ziegel, verwenden; dass diese Bauten in Anbetracht der starken Güsse, die der Himmel während der Regenzeit herabsendet, nicht besonders widerstandsfähig sind, ist leicht erklärlich. Die Kunst, Backsteine zu bereiten, Ziegel zu brennen, war den Sudanvölkern geläufig, aber davon zeugen augenblicklich nur Ruinen alter Paläste aus dem vorigen Jahrhundert, nur der König von Wadaï wohnt in einem aus rotem Backstein aufgeführten Palaste, welcher wie ein Kastell über die Lehm- und Strohhütten der Residenzstadt Abesche hinausragt.

Die weite Entfernung der eigentlichen Sudanländer von der Küste bewirkt es, dass von ihren Produkten nur ein geringer Teil exportfähig ist.

Wie in ganz Mittelafrika, so bildet auch hier das Elfenbein einen wichtigen Handelsartikel; es giebt noch hier weite Gebiete,

die sich durch Reichtum an Elefanten auszeichnen und, wie dies z. B. in Wadaï der Fall ist, fast gar nicht von Menschen besiedelt sind. Aber das Elfenbein ist keineswegs die einzige Ware, welche diese Länder der zivilisierten Welt bieten. Straussenfedern werden gleichfalls in grosser Menge exportiert, und ebenso kommt von dort das Gummiarabikum, dessen Preis in Europa infolge des Mahdiaufstandes im ägyptischen Sudan sehr gestiegen ist. Selbst die Karawanen, die durch die Wüste ziehen, wie z. B. von Tripolis nach Bornu oder Wadaï, machen bedeutende Umsätze; und es sind von arabischen Kaufleuten bereits Karawanen ausgerüstet worden, die Waren im Werte von einer halben Million Mark und mehr nach dem Sudan brachten. An diesem Handel klebt jedoch ein Makel, denn der Hauptausfuhrartikel sind noch immer Sklaven, die an der ganzen Nordküste von Afrika Absatz finden und von dort auch wohl als „Diener" nach der Türkei eingeschmuggelt werden.

Anschliessend an die Erwähnung der Handelsverhältnisse in den Sudanländern möchten wir auch des afrikanischen Geldes gedenken, da wir nach demselben öfters werden rechnen müssen. Der Verkehr mit den Spaniern über Marokko hat in gewissen Gebieten die Einführung des spanischen Thalers zur Folge gehabt. Der Handel, den die Amerikaner an der Westküste trieben, hat hier und dort den Dollar populär gemacht, aber die gangbarste Silbermünze im Sudan ist der Mariatheresiathaler, auch Levantiner Thaler genannt. Derselbe wird schon seit dem Jahre 1765 in Österreich für den Handel mit Ostafrika und Westasien geprägt. Das Gepräge ist bis heute dasselbe geblieben, er zeigt noch das Bildnis jener Herrscherin und seit 1780 unverändert dieselbe Jahreszahl. Früher wurde er in Venedig geprägt, jetzt geschieht dies in Wien; er geht zumeist nach Ägypten, Abessinien und Arabien; vom Jahre 1765 bis Ende 1875 sind davon über 60 Millionen Stück geprägt worden. Es ist der alte Konventionsthaler, also = $1^2/_5$ des alten norddeutschen Thalers und im Werte auch dem Dollar (4,25 M.) ziemlich gleich.

Als Scheidemünze hat aber im Sudan die Kaurischnecke (Cypraea moneta) eine sehr grosse Verbreitung. Sie wird sehr oft, wenn auch fälschlich, Kaurimuschel genannt. Als Zahlmittel gilt sie vom Tsadsee im Osten bis zu den Mandingostaaten im Westen und von der Mündung des Niger im Süden bis Timbuktu im

Norden. Auf dem Markt und im Kleinhandel wird nur nach Kauris gerechnet, aber selbst für wertvollere Waren werden Preise von 50 000 bis 100 000 Schnecken notiert. Der Kurs der Schnecken schwankt bedenklich. Barth gab an, dass zu seiner Zeit 1 Mariatheresiathaler in den Haussastaaten 2500 Kauri galt; dreissig Jahre später gab Staudinger den Thalerkurs mit 5000 Kauri an; aber selbst in kurzen Zeiträumen kann der Kurs, wie Lenz es in Timbuktu erlebte, von 4500 auf 3000 sinken.

Es giebt zwei Sorten Kaurischnecken. Die eine wird auf den Malediven gewonnen, sie ist kleiner, es gehen davon 45 000 bis 48 000 Stück auf einen Zentner, der Zentner kostete früher an dem Gewinnungsorte 8 bis 9 Dollars und wurde an der Westküste von Afrika mit 18 Dollars bezahlt. Die zweite weniger beliebte Kauischnecke stammt von Sansibar und ist grösser; von ihr gehen nur 18 000 bis 20 000 Stück auf einen Zentner. Sie kostete früher in Sansibar $^3/_4$ Dollars und wurde an der Westküste mit 8 bis 9 Dollars bezahlt. Natürlich schwanken die Preise je nach der Nachfrage. Die Schnecken werden nicht gewogen, auch nicht auf Schnüre gereiht, sondern gezählt; die Begleichung einer Rechnung von einigen Tausend Schnecken ist somit keine geringe Arbeit, und solches Geld kann nur in Ländern fortbestehen, in denen der Wert der Zeit noch nicht gewürdigt wird.

Der Sudan ist das Land der Schwarzen; seine Bewohner sind Neger, aber sie sind stark mit verschiedenen anderen Elementen durchsetzt. Im Westen ist der Einfluss der heller gefärbten Fulbe sehr gross, vom Norden sind die Berber oft in die Länder eingedrungen; seit Jahrhunderten aber rückten die Araber vom Osten vor und übten den wichtigsten Einfluss auf die politische Gestaltung des Landes aus. Insofern die Sudanvölker eine höhere Kultur und eine straffere staatliche Organisation besitzen, sind sie durchweg mohammedanisch; die heidnischen Stämme sind zumeist roh, zersplittert, selbst dem Kannibalismus ergeben.

Die mohammedanische Welt stand seit alter Zeit in einer ziemlich regen Verbindung mit dem Sudan. Die mohammedanischen Sudanfürsten hatten wiederholt Wallfahrten nach Mekka unternommen; sie unterhielten regelmässige Handelsverbindungen mit den nordafrikanischen Küstenstaaten; arabische Kaufleute und Gelehrte drangen

gleichfalls tief in das Herz von Afrika ein. Sie kannten bereits im Mittelalter die Reiche Gana, Tokrur und Melli, und durch sie kam die erste, wenn auch dunkle Kunde von jenen fernen Ländern nach Europa.

Die wirkliche Erforschung Innerafrikas begann aber erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts. Als Vorläufer der grossen Erforscher des dunklen Weltteils ist Mungo Park zu betrachten, der auf seiner ersten Reise 1795—1796 von Gambia aus an der Westküste den Weg in den Sudan eröffnete und später die ersten Nachrichten über den oberen Lauf des Niger nach Europa brachte.

Seit dem Zuge Napoleon Bonapartes nach Ägypten begann auch eine neue Ära der Forschung im Osten von Afrika. Nach und nach wurden von einer Reihe von Forschern Nubien und Kordofan entschleiert und ferner die Länder am Weissen Nil erforscht; in den glänzenden Leistungen Schweinfurths, in den Reisen Emins und zuletzt Junkers und Casatis fand dieser Teil der Erforschung des östlichen Sudan seinen vorläufigen Abschluss.

Der wichtigste Weg aber führte in das Herz der Sudanländer von Tripolis über Fessan und die mittlere Sahara an den Tsadsee; er war wenigstens der erfolgreichste. Schon im vorigen Jahrhundert hatte ihn der deutsche Reisende Hornemann betreten — leider aber im Sudan den Tod gefunden, ohne genauere Nachrichten von dem letzten Teil seiner Reise nach Europa übermitteln zu können. Epochemachend auf dieser Route wurde erst die Reise, welche im Jahre 1822 Dr. Oudney, Major Denham und Leutnant Clapperton von Tripolis antraten. Oudney starb in Bornu, aber die Nachrichten, welche Clapperton und Denham heimbrachten, waren so überraschend, dass man nicht säumte, neue Expeditionen auszurüsten. Clapperton starb auf seiner zweiten Sudanreise, die er von der Westküste angetreten hatte, in Sokoto. Im Jahre 1849 kam aber eine Expedition zu stande, die zu den ruhmreichsten aller Afrikareisen gezählt werden muss. England hatte sie ausgerüstet, aber ausser James Richardson nahmen an ihr auch die Deutschen Heinrich Barth und Adolf Overweg teil. Richardson und Overweg erlagen im Sudan den Strapazen. Barth allein kehrte im Jahre 1855 zurück. Durch diese Reisen wurde der grösste Teil des mittleren und westlichen Sudan entschleiert, und dem aus-

gezeichneten Barth gelang es auch, die ersten Materialien zur Vorgeschichte der Sudanstaaten zu sammeln.

Zehn Jahre darauf durchquerte ein anderer kühner deutscher Reisender, Gerhard Rohlfs, die Sahara, kam nach Bornu und ging von dort nach dem Niger, um an der Küste von Guinea Afrikas Boden zu verlassen.

Noch war der östliche Teil des Sudan unerforscht geblieben. Zweimal haben es Deutsche versucht, von Bornu nach Wadaï zu gelangen, aber beide, Eduard Vogel und von Beurmann, fanden in dem rohen Lande von der Hand der Wadawa den Tod.

Es blieb aber einem Deutschen vorbehalten, auch in dieser Richtung mit Erfolg vorzudringen. Im Jahre 1869 trat Gustav Nachtigal seine ruhmreiche Afrikareise an. Woran die Bemühungen seiner Vorgänger gescheitert waren, das hinderte ihn nicht; in die verschlossensten Länder wusste er einzudringen, und quer durch Wadaï und Darfor kam er im Jahre 1874 in den ägyptischen Sudan. Nun war das Land der Schwarzen auch in östlicher Richtung durchquert.

Dieser Gang der Erforschung der Sudanländer bestimmt nun, dass auch die Bilder aus der Geschichte des dunklen Weltteils, soweit sie dieses Gebiet betreffen, nur die Spanne des letzten Jahrhunderts umfassen werden. Ein besonderes Interesse verdient dieser Stoff aber schon darum, weil das Material zu dieser Geschichte des Sudans durch den Opfermut und Fleiss deutscher Forscher in langen Jahrzehnten zusammengetragen wurde.

Bornu und seine Vasallen.

Von Tripolis zum Tsade.

Von Tripolis zum Tsade! In diesen Worten ist einer der beschwerlichsten und wunderbarsten Reisewege zusammengefasst. Jener Seehafen und jener Binnensee bilden die Endpunkte der Jahrhunderte, ja vielleicht Jahrtausende alten Karawanenstrasse, auf welcher die Kultur der am Mittelmeer wohnenden Völker ihre Fühlfäden nach dem Herzen des dunklen Weltteils ausstreckte. Im Laufe der Zeit hat die Kultur, die ewig fortschreitende, so vieles umgeändert. Durch ehemalige Urwälder führen heute breite, bequeme Fahrstrassen, auf ehemals jungfräulichen Strömen keucht heute das rauchende Dampfschiff, über Berge klettert das Dampfross; selbst in dem verlassensten und vergessensten Erdteil, in Afrika, spürt man an den meisten Orten den Odem einer neuen Zeit — eine Sicherung des Verkehrs, eine Verbesserung der Transportmittel. Der Niger und der Kongo werden von den Mündungen aus erobert. Der Njassa, der Tanganjika, der Ukerewe werden allmählich mit Dampfern versorgt, die ja schon den heiligen Nil bis zum Albertsee befahren haben.

Auf der Reiseroute von Tripolis zum Tsade bleibt alles beim alten. Die Wüste mit ihren Schrecken bildet noch immer die alte Schranke, und wie vor Jahrhunderten ziehen heute durch sie die Reisenden auf dem Rücken des Wüstenschiffes, kämpfen mit Gefahren der Verdurstung, müssen jeden Augenblick bereit sein, einen Angriff der verräterischen, räuberischen Söhne der Sahara zurückzuschlagen.

Es dauerte lange, bis die Söhne des Nordens sich wagten, Züge quer durch die Wüste anzutreten. In Amerika war bereits die junge

englische Kolonie zur selbständigen Macht aufgeblüht, und wir besassen nur eine dunkle Kunde von den Ländern, die hinter dem Wüstengürtel liegen.

Es war ein denkwürdiger Augenblick, als zu Anfang dieses Jahrhunderts Denham, Clapperton und Oudney, von arabischen Kaufleuten begleitet, die Wüste hinter sich hatten und auf den Spiegel eines unendlichen Sees blickten, an dessen Ufern eigenartige Völker zu eigenartigen Staaten gruppiert waren. Seit jener Zeit durchmassen öfters Europäer in dieser Richtung die Sahara; aber ihre Zahl ist noch immer nicht gross, und die dieses Wagstück vollbracht haben, zählen zu den Helden der Afrikaforschung.

Von Tripolis zum Tsade! Auf diesem Wege begegnen wir in der Reihe der Jahrzehnte Heinrich Barth, Overweg, Vogel, Beurmann, Rohlfs und Nachtigal! Deutschland hat somit den ruhmreichsten Anteil an der Erforschung jener Länder. Es kann nicht unsre Aufgabe sein, hier Wüstenreisen zu schildern und die in den Oasen zerstreuten Häuptlinge aufzusuchen; obwohl auch sie uns die seltsamsten Einblicke in die menschliche Natur, in die Sitten und Gewohnheiten nomadischer Völker gewähren würden. Wir müssen eilen durch die bald steinige, bald gebirgige, bald mit Sanddünen und einem Sandmeer durchsetzte Wüste zu den Völkern des Sudan.

Nach monatelanger Reise, wenn der Forscher glücklich allen den Gefahren entronnen ist, betritt er endlich eine weite, flache Steppe, den Übergang von der Wüste zu fruchtbaren Ländern. Der Himmel ändert sein Aussehen, der Staubschleier, der ihn sonst in der Wüste umflort, schwindet, von Südwesten streicht ein feuchterer Wind, düsteres Gewölk ballt sich öfters am Horizont zusammen; Blitze zucken aus ihm hervor, und rauschend ergiesst sich über die Steppe der erquickende, belebende Regen. Schon hier wird das Tierleben häufiger, Rudel von Antilopen huschen dahin, und man bemerkt die erste Spur des Löwen, der hier schon genügende Nahrung und genügende Feuchtigkeit findet — des Wüstenkönigs, wie er so fälschlich benannt wird, da er die Wüste meidet und höchstens an ihren Grenzen seine Raubzüge ausführt.

Durch diese Steppe, die in der trockenen Jahreszeit ein so ödes Aussehen bietet, dass einige Reisende sie noch der Wüste zugezählt haben, dringt die Karawane von Brunnen zu Brunnen weiter

nach Süden vor, bis am Horizonte eine dunkle Linie aufsteigt, der Blick des Reisenden auf einem Walde ruht! Nur der kann diesen erhebenden Anblick fühlen, wer sechs bis acht Monate lang nur auf die öden, nackten Felsen, die weissen und gelblichen Sanddünen blickte und nur von Zeit zu Zeit durch die Pflanzungen und Palmen der Oasen erquickt wurde.

Ein Wald am Rande der Wüste! Wenn wir uns hoch in die Lüfte schwingen und Afrika mit einem Blick umfassen könnten, so würden wir wohl bemerken, dass dieser Wald wie ein Gürtel die weite Sahara umfasst — von den Küsten des Atlantischen bis zu denen des Roten Meeres. Allerdings ist es kein Wald, wie wir ihn im Norden kennen; dichtgedrängt stehen in ihm nicht die Baumriesen, Quellen murmeln nicht in seinem tiefen Schoss; wir schreiten nicht unter einem grünen Blätterdom, schreiten nicht auf einem weichen Moosteppich. Unser nordischer Wald ist viel majestätischer, viel üppiger und schöner.

Dieser Wald an der Wüstengrenze ist auch kein Tropenwald, wie wir ihn aus Beschreibungen kennen; kein Gewirr von turmhohen Bäumen, unter deren Kronen ein zweiter niedrigerer Wald wächst! Vergebens würden wir hier nach den üppig rankenden Lianen ausschauen, vergebens nach den Farnkräutern suchen, die dem Boden entspriessen und hoch auf den Bäumen wachsen; Bilder, die wir aus Reisebeschreibungen anderer tropischer Länder kennen, Bilder, wie sie uns Alexander von Humboldt so meisterhaft von den Urwäldern am Orinoko entworfen, dürfen wir in diese gleichfalls tropischen Gebiete nicht versetzen. Den echten tropischen Urwald werden wir auch in Afrika finden, aber sein Standort liegt weiter im Süden, wo es gewaltige Berge giebt, und wo Riesenströme rauschen. Dort sind die feuchten tropischen Wälder mit ihrer Treibhaustemperatur — hier haben wir den trockenen Wald vor uns, wie er für den grössten Teil Mittelafrikas charakteristisch ist.

Der Wald, den wir jetzt betreten, gleicht vielmehr einer lichten, luftigen Parkanlage; zwischen den einzelnen Baumgruppen und Gebüschen erstrecken sich mehr oder weniger ausgedehnte Grasflächen; es ist der Mimosenwald, da seine Bäume zumeist Mimosen oder auch Akazien und myrtenähnliche Bäume sind.

Man zieht hier an verhältnismässig zahlreichen Brunnen vor-

über und braucht nicht mehr das Trinkwasser in Wasserschläuchen zu schleppen, an diesen Brunnen wohnten einst Ansiedler aus dem Tebustamme, aber sie wurden durch andere nomadisierende Stämme, namentlich durch die Tuareg, vertrieben. So ist oder war wenigstens vor noch kurzer Zeit jenes weite Waldgebiet menschenleer; dagegen hat die Tierwelt von ihm in grossartigem Massstabe Besitz ergriffen.

Vogelgezwitscher schallt von jedem Busch und Baum, denn ungeheure Vogelschwärme haben hier ihre Brutstätten; auf manchen Bäumen findet man 30 bis 50 Nester, selbst an die dünnen Zweige hängt der Webervogel sein schwebendes Nestchen.

Wir rasten in diesem Walde und rücken mit Tagesanbruch weiter vor. Immer dichter ist die Gegend von Tieren bevölkert, man glaubt in einem Tiergarten zu sein. Das Kargum, eine rot und weiss gefleckte Antilope, kommt uns in ganzen Herden zu Gesicht; zahllose kleine Schmetterlinge, meist in den buntesten Farben prangend, gaukeln von Busch zu Busch. Um die Bäume winden sich Schlingpflanzen aller Art; an einer, Digdiggi genannt, finden wir geniessbare reife Früchte von rötlicher Färbung, berichtet Rohlfs; der Boden besteht aus feinem weissen Sande, nicht das kleinste Steinchen ist in ihm zu sehen; dies sowie seine hochwellige Gestaltung lässt darauf schliessen, dass alles Land von hier bis an den Tsadsee einst vom Wasser bedeckt und dann vielleicht lange Zeit Sanddüne war, bis es allmählich, durch tropische Regen befruchtet, Gräser, Sträucher und Bäume hervorbrachte und sich später in Humus umbilden wird.

Auf weiterem Zuge scheucht der Reisende ein Rudel Giraffen auf; Wildschweine brechen aus einem Dickicht hervor — und endlich an einem der Brunnen erblickt er den König der Tiere, der eben im Begriffe ist, eine Antilope zu verzehren, die er mit seinen wuchtigen Pranken zu Boden gestreckt hat. Auf schönen Wiesen zieht die Karawane weiter, und ein Wahrzeichen eines nahen grossen Wassers liegt abseits vom Wege, das Gerippe eines Flusspferdes; nun erhebt auch die Feuchtigkeit liebende Dumpalme ihre stolzen Kronen aus den Senkungen der Wiese; dem Reisenden neue Bäume, hauchen einen narkotischen, senfartigen Geruch aus; von einem Hügel blickt er in ein dicht bewaldetes Thal; endlich glitzert hinter

demselben ein schmaler Wasserstreifen auf, ein Teil des gewaltigen Seebeckens, welches das Ziel der Reise bildet — und ein lange nicht gehörter, an die Heimat erinnernder Ton, das Brüllen der Rinder, dringt an das Ohr.

In einem Dorfe am Ufer des Sees wird Unterkunft gefunden; der Anblick ist kein imposanter; überall sind die Ufer des Tsade mit Binsen und Gräsern bewachsen, tief in das Gewässer hinein erstreckt sich diese Vegetation, und auf den ersten Blick kann man schwerlich ahnen, dass dieses Wasserbecken die Grösse der Insel Sicilien erreicht.

Jahrzehnte lang bot der Tsade den Geographen viele Rätsel, die auch heute noch nicht völlig gelöst sind. Welche Flüsse speisen dieses Binnenmeer? wo liegt sein Abfluss? er muss ja einen haben, denn sein Wasser ist süss. Wir kennen heute die Ströme, die sich in ihn ergiessen, vor allem den gewaltigen Schari, der seine Fluten von den fernen Bergen des Südens bis hierher wälzt; wir wissen, dass er seinen Spiegel wechselt wie kaum ein anderer See, denn in und unmittelbar nach der Regenzeit schwillt er gewaltig an und überschwemmt weithin das Land; wir wissen, dass er in seiner südöstlichen Ecke einen Abfluss hat, durch den zum Teil wohl unterirdisch seine Wasser nach Nordosten sich wenden, um dort sich in Sümpfen zu verlieren oder im Wüstensande zu verlaufen.

Aber diese geographischen Fragen liegen ausserhalb des Planes unserer Betrachtungen. Wir suchen den Tsade aus anderen Gründen auf. An seinen Ufern wohnen eigenartige Völker, hier finden wir die mächtigsten Reiche des Sudan; Reiche, deren Geschichte um viele Jahrhunderte zurückreicht und so wechselreich ist, wie die unserer Staaten im Anfang des Mittelalters. Eine Völkerwoge drängte hier die andere; auf Heiden folgten hier die Bekenner des Propheten; Kriege, Thronstreitigkeiten, Palastintriguen, von all diesen Verwickelungen berichtet uns die Geschichte der Völker am Tsadsee — und noch heute herrschen hier dieselben Verhältnisse; der Islam hält unter den Heiden seine Sklavenjagden ab, und in barbarischer Pracht glänzen die blutbesudelten Höfe der schwarzen Fürsten des Sudan.

Scheich Mohammed el Kanemi.

Ziehen wir weiter an den Ufern des Tsadsees nach Westen, so erreichen wir bald die mächtigste Stadt dieses Gebietes. Aus der Ferne gesehen gleicht sie nicht einem steinernen Häusermeer wie unsere Städte, sondern eher einem Walde, denn die niedrigen Häuser liegen hier im Schatten der Bäume versteckt. Betreten wir diesen Mittelpunkt des staatlichen und geistigen Lebens, des Handels und Wandels in diesem fernen Teile Afrikas! Die ersten Europäer, die durch die Thore Kukas gegangen waren, mögen unsere Führer sein. Einige Auszüge aus dem Tagebuche Denhams mögen uns in diese von ihm damals für Europa neuentdeckte Welt einführen.

* * *

„17. Februar 1823. Dies war für uns ein wichtiger Tag, und er schien es auch für unsere Führer zu sein. Trotz aller Schwierigkeiten, die wir auf unserer Reise angetroffen hatten, waren wir endlich nur noch wenige Meilen von unserem Ziel, sollten ein Volk kennen lernen, das ein Europäer nie gesehen, ja kaum davon gehört hatte, und wollten ein Land betreten, das bisher ganz unbekannt und dessen Lage nicht bestimmt war. Diese Vorstellungen erregten ein eigenes Gefühl, und es erwachte die Hoffnung, dass unser Aufenthalt auch für die Leute, mit denen wir nun bald in Berührung kommen sollten, nicht unvorteilhaft sein werde und als der erste Schritt zu ihrer Bildung angesehen werden könne. Auch für unser Land, dachten wir, würde eine neue Handelsverbindung dadurch angeknüpft, und sein Reichtum und sein Glück würden dadurch wachsen. Was wir über den Zustand dieses Landes gehört hatten, war so widersprechend, dass wir uns keine ordentliche Vorstellung weder über den Zustand, noch über die Lage der Bewohner machen konnten. Man hatte uns erzählt, des Scheichs Soldaten wären zerlumpte Neger mit Lanzen, die vom Raube in den Ländern der schwarzen Kafirs lebten, die sein Gebiet umgeben, und die er durch Hilfe einiger Araber, die in seinem Dienste wären, in Abhängigkeit erhielte. Auf der anderen Seite hatte man uns erzählt, dass seine Kriegsmacht nicht bloss zahlreich, sondern auch wohlgeübt sei. Voll Ungewissheit zogen wir nach Kuka, wir wussten nicht, ob wir

den Regenten an der Spitze seiner Tausende oder unter einem Baume umgeben von einigen nackten Sklaven finden würden.

Diese Ungewissheit erreichte jedoch bald ein Ende. Ich ritt etwas vor Bu-Kalum*) voraus, mit seinen Arabern, die alle zu Pferde und aufs schönste geputzt waren. Da die Bäume so dicht standen, war ich ihnen bald aus den Augen, und ich glaubte den Weg nicht verfehlen zu können. Ich ritt immer weiter, und als ich eine etwas offenere Stelle erreichte, war ich nicht wenig überrascht, mir gegenüber ein Korps von einigen tausend Reitern zu erblicken, die in einer Linie aufgestellt waren, soweit ich nur sehen konnte. Ich hielt mein Pferd an und erwartete im Schatten einer Akazie meine Gefährten. Die Truppen von Bornu standen ruhig, ohne Lärm und Verwirrung, einige Reiter, die vor der Fronte ritten und Befehle gaben, waren die einzigen ausserhalb der Linie. Als die Araber sich zeigten, erhoben die Truppen des Scheichs von Bornu ein Geschrei, das weit erscholl, die rauhen Instrumente ertönten, und sie setzten sich in Marsch, Bu-Kalum und seine Araber zu begrüssen. In ihrer Bewegung herrschte ein Takt und eine Ruhe, die mich überraschten; drei kleine Abteilungen, vom Zentrum und den Flügeln, eilten rasch auf uns zu und hielten ihre Pferde erst einige Fuss von den unsrigen an, indessen die ganze Linie vorrückte. Die Abteilungen ritten kleine, aber sehr gute Pferde; sie hielten und schwenkten sich schnell und genau, schwangen die Speere über ihrem Kopfe, riefen: „Heil! Heil! Söhne eures Landes! Söhne eures Landes!“ und kehrten zu der Hauptschar zurück, um aufs neue heranzusprengen. Während der Zeit schwenkte sich der rechte und linke Flügel und schloss den kleinen Haufen der Araber so vollkommen ein, dass ihre Begrüssung ganz den Anschein hatte, als wollten sie ihnen zeigen, wie sehr sie die geringe Zahl verachteten. Ich bin vollkommen überzeugt, dass alles absichtlich geschah, denn wir wurden beinahe erdrückt und waren in Gefahr unter den Pferden und Lanzen. Sich zu bewegen war unmöglich, wir mussten halten, unser Führer war wütend, aber es half nichts, und man antwortete nur mit „Willkommen!“ und die Speere rasselten sehr unangenehm über unserem Kopfe.

*) Ein arabischer Kaufmann, das Haupt der Karawane, mit der Denham zog.

(S. 29.)

Panzerreiter des Sudan.

Diese verdriessliche Lage dauerte indes nicht lange; Barka Gana, des Scheichs erster General, ein Neger von edlem Ansehen, erschien in einer bunten seidenen Tobe, auf einem schönen Mandararosse; die Menge ward entfernt, und wir ritten weiter, aber langsam, da es manchen Aufenthalt gab durch diese wilden Reiter.

Die Neger des Scheichs, wie man sie nannte, nämlich die schwarzen Häuptlinge und Günstlinge, die durch irgend eine tapfere That zu dieser Würde erhoben waren, trugen Panzerhemden aus eisernen Ketten, wodurch sie vom Halse bis zu den Knien geschützt waren, hinten standen sie offen und hingen auf das Pferd herab, einige hatten Helme oder vielmehr Pickelhauben mit einer Bedeckung für das Kinn, stark genug, um einen Speer abzuhalten. Die Köpfe der Pferde waren auch durch Eisenbleche geschützt, oder durch Platten von Kupfer und Silber, die nur oben die Augen nicht bedeckten.

Als wir endlich das Stadtthor erreichten, gestattete man uns und Bu-Kalum und ungefähr zwölf von seinen Begleitern hineinzureiten, und wir durchzogen durch eine breite Strasse, die ganz mit Fusssoldaten, die Lanzen trugen, und Reitern besetzt war, bis zur Thüre des Scheichs. Die Reiter standen drei Mann hoch. Wir mussten halten, und einige Oberoffiziere kamen und riefen: Barka! Barka! (Heil! Heil!) und ritten dann zurück. Bu-Kalum verlor die Geduld, da wir der glühenden Sonne ausgesetzt waren; er schwur beim Haupte des Pascha, dass er zu den Zelten zurückkehren würde, wenn man ihn nicht sogleich vorliesse; er richtete aber nichts aus, und ich raunte ihm zu, er möge sich ruhig verhalten, da wir überall eingeschlossen waren, und ohne Erlaubnis zurückzukehren ebenso schwierig sein würde, als vorwärts zu gehen. Barka Gana erschien und machte ein Zeichen, dass Bu-Kalum absteigen sollte; wir wollten dasselbe thun, aber man deutete uns an, dass jener allein würde eingeführt werden. Noch eine halbe Stunde verging, als die Thore geöffnet wurden und die vier Engländer aufgerufen wurden. Wir näherten uns dem Thore (Skiffa), dort hielten uns die schwarzen Wachen auf und nötigten uns einen nach dem anderen, eine Treppe hinaufzusteigen, und als wir oben waren, zwang man uns wieder stillzustehen, da Speere kreuzweis vor uns gehalten wurden und ein Neger die Hand auf unsre Brust legte. Bu-Kalum kam aus den inneren Gemächern und fragte, ob wir

den Scheich wie den Pascha (in Tripolis) begrüssen wollten? Wir versetzten: Ja!, da wir nur den Kopf verneigt und die rechte Hand aufs Herz gelegt hatten. Er sagte, wir sollten die Hände an den Kopf halten; wir erwiderten aber, das sei nicht möglich, wir hätten nur eine Art, alle zu begrüssen, ausser unsrem Könige!

Er ging wieder hinein, aber in einer oder zwei Minuten kam er zurück, und wir wurden zu dem Scheich der Speere geführt. Wir trafen ihn in einem kleinen Zimmer; er sass auf einem Teppich, hatte eine blaue Sudantobe an und einen Turban. An jeder Seite standen zwei Neger mit Pistolen, und einige Pistolen lagen auf dem Teppich. An den Wänden hingen Flinten, Geschenke des Pascha und des Sultans von Fessan, die hier als unschätzbar betrachtet wurden. Sein Äusseres hatte etwas Einnehmendes, er war etwa fünfundvierzig Jahre alt, hatte ein ausdrucksvolles Gesicht und ein wohlwollendes Lächeln. Wir übergaben ihm den Brief des Pascha; nachdem er ihn gelesen, fragte er, weshalb wir hierher kämen? Wir antworteten: „Um das Land zu sehen und Nachricht über seine Bewohner, Erzeugnisse u. dgl. abzustatten, da unser Sultan alle Länder der Erde kennen lernen wollte."

„Ihr seid willkommen," versetzte er; „mit Vergnügen wolle er uns alles zeigen, er habe befohlen, Hütten für uns in der Stadt zu bauen, wir möchten hingehen mit einem seiner Begleiter, sie zu sehen, und wenn wir uns von unsrer langen Reise erholt hätten, würde es ihm lieb sein, uns zu sehen."

Wir beurlaubten uns alsdann."

So gestaltete sich der Empfang der ersten Europäer in Kuka.

Die Stadt war erst vor wenigen Jahren gegründet worden, und die Zustände waren in Gärung begriffen. Bornu hatte damals zwei Herrscher, den eigentlichen Sultan, der in Alt-Bornu residierte aber sozusagen nur nominell den Titel führte, und den Scheich der Speere, den wir bereits kennen gelernt haben. Er hiess Mohammed el Kanemi. Als Bornu von den Feinden bedrängt wurde und die alte Dynastie die Interessen des Landes nicht zu wahren vermochte, wusste dieser Mohammed, dessen Lebensschicksale wir später ausführlicher beschreiben werden, durch Weckung des religiösen Fanatismus sowie durch sein Feldherrntalent sich zum Retter des Vaterlandes aufzuschwingen und nahm die Leitung der Geschicke

Bornus in seine Hand. Die verweichlichten Sultane vermochten nicht gegen ihn aufzukommen, und er nahm in Bornu eine Stellung ein, wie einst der Major domus unter den Merowingern. Wie wir bereits gesehen haben, war er von Hofleuten wie ein König umgeben und hatte ein Heer, welches allen Feinden im Sudan Trotz bieten konnte.

Ein Mann, welcher derartiges vollbringen konnte, musste gewiss eine ungewöhnliche geistige Begabung besitzen, und je mehr die Europäer mit ihm verkehrten, desto mehr lernten sie den Scheich würdigen. Die nächste Audienz beim Scheich wurde für den darauffolgenden Tag angesetzt, und Denham und seine Gefährten übergaben dabei dem Scheich die für ihn bestimmten Geschenke; dieselben bestanden in einer Doppelflinte mit allem Zubehör, einem Paar schöner Pistolen, einem Kasten, zwei Stücken sehr feiner Tücher, rot und blau, und einigen Porzellansachen und Gewürzen.

Der Empfang war diesmal mit den üblichen Zeremonien verbunden. Erst kamen die Europäer durch Gänge, die mit Dienern gefüllt waren, von denen die vordersten niedergekauert sassen, und wenn die Fremden zu schnell gingen, so wurden sie bei den Beinen zurückgehalten. Vor dem Eingang zu einem offenen Hofraum, in welchem die Audienz stattfinden sollte, wurden den Gästen die Pantoffeln ausgezogen, und barfuss wurden sie vor den Scheich geführt, der auf einer mit Teppichen bedeckten Erdbank sass. Die Fremden mussten sich vor ihm im Sande niederlassen.

Der Scheich selbst war äusserst einfach und vernünftig; das Erscheinen der Europäer in seinem Lande erklärte er sich dadurch, dass der Ruf seiner Siege bis nach Europa gedrungen war. Der Scheich el Kanemi war sehr gastfreundlich. Die Fremden wurden mit Ochsen, Kamelladungen von Getreide und Reis, ledernen Schläuchen mit Butter, Schüsseln mit Honig und Honig in Waben beschenkt; ausserdem erhielten sie jeden Abend fünf oder sechs hölzerne Schüsseln mit Fleisch, Reis und einem Teige von Gerstenmehl, der schmackhaft, aber sehr fett war. Auch eine ganze Kamelladung von Fischen wurde vor ihre Hütte geworfen. —

Kuka hatte schon damals einen bedeutenden Markt, auf dem alle Produkte des Landes in grossen Mengen feilgeboten wurden: Sklaven, Schafe und Rinder, Weizen, Reis, Tamarinden, Erdnüsse, Bohnen, Indigo u. dgl. Leder wurde in grosser Menge gebracht;

auch Häute einer Schlangenart und Stücke von der Haut des Krokodils, die man zum Zierat an Dolchscheiden gebraucht. Zu den Raritäten waren auch verschiedene wilde Tiere zu zählen, Affen und auch Löwen. Ein junger Löwe wurde einmal Denham zum Kaufe angeboten; er war so gross wie ein junger Hund, ging ruhig an einem Stricke umher, den ein Neger hielt und der ihm um den Hals geschlungen war.

Kuka hatte schon damals eine bunt zusammengewürfelte Bevölkerung, die eigentlichen Kanuri lebten hier neben den Schua-Arabern und zahlreichen eingewanderten Bagirmiern. Alles drängte sich um den siegreichen Scheich, und das Gemisch verschiedener Völker wurde noch durch die fremdartigen Gestalten der Sklaven aus den fernen im Süden gelegenen Heidenländern vermehrt.

Mohammed el Kanemi empfing öfters seine europäischen Gäste und richtete an sie die verschiedensten Fragen. Er liess sich erzählen, wie man in Europa ummauerte Städte einnehme. Als er erfuhr, dass man dort Kanonen hätte, die Kugeln von vierundzwanzig und zweiunddreissig Pfund schössen, dass man damit die Mauer niederschmetterte und dann mit stürmender Hand die Stadt nähme, blitzten seine grossen und dunklen Augen, und er rief: „Wunderbar! Wunderbar!“ Er bedauerte sehr, dass die Fremden kein Feuerwerk mitgebracht hätten, durch welches man aus der Entfernung eine Stadt in Brand stecken könnte, und da er erfuhr, dass sie wenigstens einige Raketen hätten, liess er abends ein Feuerwerk abbrennen, um seine Rivalen, die sich zufälligerweise in der Stadt befanden, durch den Anblick solcher Feuermaschinen einzuschüchtern.

Die Europäer begaben sich auch nach der Stadt Alt-Bornu oder Birni, in welcher der nominelle Sultan residierte. Sie war ähnlich wie Kuka gebaut und hatte etwa zehntausend Einwohner. Die Wohnung des Sultans war aus Erde oder Lehm errichtet. Auch hier wurden die Gäste des Sultans mit grosser Gastfreundlichkeit empfangen. Gleich am Abend nach ihrer Ankunft wurde ihnen eine reichliche, wenn auch nicht sehr ausgesuchte Mahlzeit zugeschickt, die aus siebzig Schüsseln bestand, jede gross genug, dass sechs Personen davon satt werden konnten. Der Sultan selbst schickte zehn, seine Frau dreissig, ebensoviel seine Mutter, und aus

Besorgnis, dass die Engländer vielleicht nicht dasselbe wie die Bornuer ässen, waren noch zwei Sklaven mit lebenden Hühnern bepackt. Die Speisen bestanden aus Hammel- und Hühnerfleisch und waren gebraten, gekocht und gedämpft.

Bald nach Tagesanbruch wurden die Europäer gerufen, dem Sultan ihre Aufwartung zu machen. Er empfing sie auf einem öffentlichen Platze vor seiner königlichen Residenz. Man hielt sie in ziemlicher Entfernung, indes die Leute des Sultans, welche die Fremden abgeholt hatten, sich ihm zu Pferde bis auf hundert Meter näherten: dann stiegen sie ab, warfen sich zur Erde und setzten sich ihm gegenüber so, dass sie ihm den Rücken zukehrten, wie es Landessitte ist. Der Sultan sass in einer Art Käfig von Rohr oder Holz, nahe bei der Thüre seines Gartens, auf einem Sitz, der aus der Entfernung mit Seide bedeckt zu sein schien, und schaute durch das Gitter auf die Versammlung vor ihm, die im Halbkreise bis an die Stelle reichte, wo die Fremden warteten. Man konnte nichts Tolleres und Lächerlicheres sehen als seine Hofleute: ein unumgängliches Erfordernis, um eine Stelle an diesem Hofe zu bekleiden, war ein dicker Kopf und dicker Bauch, und wer durch vieles Essen sich letzteren nicht verschaffen konnte, musste sich ausstopfen. Die acht, zehn, ja zwölf Hemden, welche die Hofleute übereinander trugen, halfen etwas, um ihnen ein stattliches Aussehen zu geben. Der Kopf war mit Musselin und Leinwand von verschiedenen Farben, meistenteils von weisser Farbe, so oft umwickelt, dass er aufs vorzüglichste entstellt war. Ausserdem behingen sie sich mit Zauberformeln in kleinen ledernen Kapseln; auch bei den Pferden hingen solche am Halse, an der Stirn und am Sattel.

Obwohl man bei der Überreichung der Geschenke den Fremden gestattete, sich der Stelle, auf welcher der Sultanskäfig stand, auf etwa einen Pistolenschuss zu nähern, so konnten sie dennoch von dem Beherrscher des Landes wenig sehen, denn er trug einen Riesenturban und hatte sein Gesicht bis auf die Nasenspitze verhüllt. Dem Sultan gegenüber stand ein Ausrufer, welcher unaufhörlich und mit lauter Stimme das Lob seines Herrn und seines Stammes pries, während ein anderer Neger einer langen hölzernen Trompete von Zeit zu Zeit durchdringende, aber sehr übelklingende Töne entlockte.

Wir werden noch später über die Schicksale dieses Sultans in dem Abschnitt über die Geschichte Bornus berichten; schon damals war er eine Null. Die Regierung und vor allem die Verteidigung des Landes lag dem Scheich Mohammed el Kanemi ob. Ruhe herrschte auch an den Grenzen niemals. Wir werden noch die schwarzen Fürsten des Sudan auf ihren Raubzügen nach den Ländern der Kerdi, d. h. Heiden, begleiten; in jener Zeit wurden sie aber selbst von den Nachbarn bedroht, und damals lag Bornu mit Bagirmi in Streit, so dass die Streitkraft des Scheichs wiederholt durch Nachrichten von der Annäherung des feindlichen Heeres alarmiert wurde.

Scheich Mohammed el Kanemi hatte gegen zweihundert Steinschlossgewehre, von denen allerdings nur etwa die Hälfte brauchbar war, und zwei kleine Kanonenrohre, zu denen der Zimmermann der englischen Expedition die Lafetten fertig gestellt hatte. Er sammelte also sein Heer und rückte den Bagirmiern entgegen. Denham nahm als Zuschauer an der Entscheidungsschlacht teil, so dass wir den Scheich auch als Kriegsherrn kennen lernen.

Mohammed el Kanemi stellte seine Truppen südöstlich von Angala auf. Der Feind zeigte sich mehrere Male und bot die Schlacht an; da der Scheich ihn aber nicht nach der gewünschten Stelle hinbringen konnte, verweigerte er den Kampf. Den 28. März 1824 aber begann das Gefecht. Die Bagirmier wurden keck durch des Scheichs anscheinend geringe Lust zum Kampfe, und sie wagten es zuletzt, ihn in der Ebene südöstlich von Angala anzugreifen, wo er in einem Winkel gestanden hatte. Da ein grosser Teil der Araber des Scheichs mit einer Karawane nach den Haussaländern abgegangen war, so bildeten die Mussgu-Sklaven, welche mit dem Feuergewehr umzugehen gelernt hatten, seine Hauptmacht, die er auf seinen Flügel stellte. Als die Bagirmier aus dem Walde hervorkamen, erhob der Scheich seine grüne Standarte im Mittelpunkt und rückte, seine Artillerie im Vordertreffen, rasch dem Feinde entgegen. Die Bagirmier waren fünftausend Mann stark, zweihundert Häuptlinge in der Vorderreihe. Sie stürmten gerade aus auf das Zentrum des Feindes, wo die grüne Standarte des Propheten wehte. Trotz eines heldenmütigen Angriffs wurden sie von der Artillerie und den Schützen mit den Gewehren zurückgeworfen; ein zweiter

Angriff auf die Reiterei der Bornuer fiel gleichfalls nicht günstig aus, und sie mussten die Flucht ergreifen. Die Verfolgung begann, und auf der Wahlstatt blieben sieben Söhne des Sultans von Bagirmi und siebenhundert andere Krieger.

Der Jubel war gross. „O die Kanonen!“ hörte man überall reden. „O wunderbar, wie sie die Hunde zum Springen brachten! O die Flinten!“ Aber der Scheich fand das ein wenig zu stark und erklärte: „Gewiss, die Feuergewehre sind wunderbar — aber ich hob meine Hand und rief den Herrn an, und von dem Augenblicke an war der Sieg euer!“ Er war ja ein Prophet!

Die Beute war eine grosse. Man erzählte, dass vierhundertundachtzig Pferde erbeutet wären, fast zweihundert Weiber, zwei Eunuchen und das Gepäck des Prinzen, das von Ochsen und Eseln getragen wurde. Fünfzig von den Frauen waren Sirias*) von grosser Schönheit, sie gehörten den Söhnen des Sultans, und man brachte sie dem Scheich.

Glücklich im Kriege, war Mohammed el Kanemi auch bemüht, die Sitten seines Volkes zu bessern. Gegen den leichtlebigen Wandel, der namentlich unter den Frauen Kukas herrschte, war er sehr streng, und einmal liess er die Thore der Stadt schliessen und sechzig Schuldige aufgreifen, von denen einige hingerichtet, einige zu Tode geprügelt wurden. Seine Justiz war eine grausame, wie es den Sitten seines Landes entsprach; aber er hatte auch Sinn für Neuerungen. Er wollte Bornu heben, zum Mittelpunkt des Handels im Sudan machen, und gab den nach ihrer Heimat ziehenden Engländern einen gar nicht so üblen Auftrag.

Zur damaligen Zeit war geprägtes Geld im Sudan noch selten und nur im Besitz der grossen Händler. Gangbare Münzen waren: der Maria-Theresiathaler, der noch heute mit der Jahreszahl 1780 für den Orient geprägt wird, und der amerikanische Dollar, der sich von der Westküste durch die Sklavenhändler den Weg nach Haussa und dann nach Bornu gebahnt hatte. Sonst galt in Bornu die Kaurimuschel als Geld. Gewöhnlich tauschte man auf dem Markte eine Ware gegen die andere aus, oder man bezahlte sie mit kleinen Knöpfchen, Stücken von Korallen und Bernstein oder

*) Sklaven, die wert sind, ins Serail zu kommen.

mit groben Baumwollenstoffen, die jeder verfertigte, und von denen fünfzig Gubka*) einen Dollar kosteten. Wertvollere Sachen aber, wie Sklaven, grössere Posten von Elfenbein und Straussenfedern, wurden mit barem Gelde bezahlt.

Mohammed el Kanemi sah nun ein, dass eine bessere gangbare Münze den Handel fördern würde, und er gab Denham den Auftrag, ihm in England Stempel zu besorgen, nach denen Bornumünzen geprägt werden könnten. Während sonst im Sudan eigentlich nur die Silberwährung anerkannt wird und Goldmünzen oft nur mit Verlust gewechselt werden können, war der Scheich ein Anhänger der Doppelwährung, denn er wünschte, dass für sein Land Gold- und Silbermünzen geprägt würden; ausserdem aber bestellte er noch eine spartanische Scheidemünze aus Eisen.

So ging damals den Europäern im Herzen von Afrika eine neue Welt auf. Anfangs hatte man wohl Hoffnungen gehegt, dass Europa mit jenen Ländern direkt Handel treiben würde; aber jene Hoffnungen waren nicht so leicht zu erfüllen. Noch heute sind wir weit von dem gewünschten Ziel entfernt. Wenn aber so viele unserer Unternehmungen misslingen, oder nicht in kürzerer Zeit den erwünschten Erfolg zeigen, so beruht das wohl zum Teil, und zwar zu einem grossen Teil, darauf, dass man nicht zugeben will, dass das Innere von Afrika auch eine gewisse traditionelle Kultur hat, die, obwohl sie nur eine Halbkultur ist, nicht sofort gestürzt und durch europäische Einrichtungen ersetzt werden kann. Man kann diese Kultur nicht aus einer Reisebeschreibung und auch nicht aus einem ethnographischen Werke kennen lernen. Um sie völlig verstehen zu können, muss man sich in die Geschichte der afrikanischen Staaten vertiefen, die, wie dürftig auch anscheinend ihre Quellen sind, eine beredte Auskunft giebt.

Aus der Geschichte Bornus.

Die Geschichte der Könige von Bornu reicht ziemlich weit zurück; Reisende, welche das Land besuchten, haben sogar schriftliche Urkunden, eine Art mehr oder weniger ausführlicher Chronik,

*) Gubka = ungefähr eine Elle.

bei dem Bornuvolke gefunden, die zwar im grossen und ganzen geheim gehalten wurden, von denen einige Abschriften jedoch nach Europa gelangten. Die schriftlichen Aufzeichnungen hat man vermutlich im sechzehnten Jahrhundert zu machen begonnen; die frühere Geschichte stützt sich auf mündliche Überlieferungen und ist darum ungenau und lückenhaft. Dies bezieht sich namentlich auf die heidnischen Könige, welche bis in das elfte Jahrhundert unserer Zeitrechnung im Lande regierten.

Hume oder Ume, der vom Jahre 1086 bis 1097 n. Chr. regierte, begründete durch Annahme des Islam eine neue Dynastie. Bornu hatte bereits damals engere Verbindungen mit der arabischen Welt; dies beweist schon der Umstand, dass dieser erste mohammedanische König von Bornu in Ägypten starb, da er gerade auf einer Wallfahrt nach Mekka begriffen war. Sein Nachfolger Dunama, dessen Regierungszeit in die Jahre 1098 bis 1150 fällt, führte diese Wallfahrt dreimal aus und starb gleichfalls ausserhalb der Grenzen seines Landes im Meerbusen von Sues. Von ihm wird berichtet, dass er ein mächtiger König war und ein zahlreiches Heer, Reiterei und Fussvolk, gehabt haben soll. Vermutlich war er der erste, welcher Pferde von der Küste in das Land bringen liess. Diese Könige waren von heller Hautfarbe wie die Araber; erst Sselmaa (1194 bis 1220 n. Chr.) wird als der erste schwarze König dieser Dynastie erwähnt. Unter seinem Sohn Dunama stand im dreizehnten Jahrhundert das Reich auf der Höhe seiner Blüte, und die Chronik erzählt, dass er einundvierzigtausend Reiter ins Feld habe führen können. Seine berühmteste That ist der Krieg gegen die benachbarten und früher wohl mit Bornu verbündeten Tebu, der sieben Jahre sieben Monate und sieben Tage gedauert haben soll.

In der Geschichte der Völker findet sich oft die Thatsache verzeichnet, dass der Herrscher oder Staatsmann, welcher das Reich auf den Gipfel seiner Macht gebracht hat, auch den Keim zum späteren Verfall gelegt hat. Auch Dunama oder Ahmed, wie er von anderen genannt wird, hat sich laut der Überlieferung eines solchen Fehlers schuldig gemacht. Das Glück des Reiches Bornu war an einen Talisman, den „Munni", geknüpft, welchen der regierende Fürst zu hüten hatte, den er aber nicht öffnen durfte. Es ist schwer zu sagen, worin dieser äusserliche Talisman, ein versiegeltes

Päckchen, bestand; doch ist die allgemeine Bedeutung davon leichter zu entziffern, hauptsächlich aus den Worten des sudanischen Geschichtschreibers Imam Ahmed, der sich darüber folgendermassen ausspricht: „Als das Ding, welches darin (im Talisman) war, entflohen war, rief es jeden Mächtigen auf und reizte ihn zu Ehrgeiz und Intriguen in der Regierung und den hohen Ämtern an.“ Von der Zeit an folgten sich auch wirklich Bürgerkriege, Königsmorde und Dynastiewechsel ohne Unterbrechung.

Damals reichte das Bornureich bis an die Grenzen Ägyptens und umfasste den grössten Teil des östlichen Sudan; die erste sichtbare Schwächung seiner Macht fällt gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts in die Regierung Dauds. Der Hauptsitz der Dynastie der Ssaefua war bis dahin die Landschaft Kanem nördlich vom Tsad. Nun erhob sich in diesem Lande eine Zweiglinie der königlichen Familie, die Bulala, gegen den rechtmässigen Herrscher, und sie vertrieben ihn von Kanem nach dem eigentlichen Bornu. Daud selbst soll im Kampfe gegen den ersten Bulalakönig Abd el Dschelil gefallen sein. Die Kämpfe mit den Bulala dauerten lange; denn die Chronik führt eine ganze Reihe von Bornukönigen auf, die von diesen getötet wurden. Dann folgte eine trostlose Epoche von Bürgerkriegen. Erst unter den Königen Ali Gadschideni und Edriss besserten sich die Zustände, und Edriss zog wieder in die alte Residenz Ndschimie ein, einhundertundzweiundzwanzig Jahre, nachdem König Daud dieselbe verlassen. Unter diesen Fürsten und deren Nachfolgern wurde der Grund zu der alten Verfassung des Bornureiches gelegt, laut der die Macht des Königs einigermassen durch den Rat der zwölf grossen Würdenträger oder zwölf grossen Ämter beschränkt wurde, so dass es später hiess, Bornu habe zwölf Fürsten. Die Titel derselben sind noch heute in Bornu üblich, aber die Bedeutung der einzelnen Ämter ist nicht mehr dieselbe.

Unter den nachfolgenden Fürsten ragt Edriss Amssami oder Alaoma (1571 bis 1603) besonders hervor. „Edriss Alaoma,“ berichtet Barth, „scheint den Thron nach einem kurzen Interregnum unter der Königin Mutter (magira) Aaischa Kel-egh-rarmaram bestiegen zu haben. Diese scheint eine sehr ausgezeichnete Frau gewesen zu sein und ist für die Kanori das Ideal der vollendeten Bildung einer Frau, weshalb sie von ihnen die Königin der Frauen

— „mai kamobe“ — genannt wird. Sie ist es wahrscheinlich, welche den Grund zu der harmonischen Vereinigung von kriegerischem Mute und Thatkraft auf der einen, Milde und Gerechtigkeit auf der anderen Seite, welche die charakteristischen Züge dieses ausgezeichneten Fürsten bilden, in ihren Sohn gelegt hat. Unmittelbar nach seiner Thronbesteigung scheint er, wahrscheinlich auf Anraten seiner Mutter, eine Gesandtschaft nach Tripolis geschickt zu haben, da der freie Verkehr mit jener Stadt so wichtig für jeden energischen Bornufürsten war. Diesem Verkehr ist auch die bemerkenswerte Thatsache zuzuschreiben, dass dieser König schon eine ziemliche Anzahl Musketiere hatte, welche stets den Ausschlag in den blutigen Schlachten gaben.“

Edriss Alaoma suchte vor allem die benachbarten Provinzen, welche bisher nur in lockerem Verhältnis zu dem Königshause standen, völlig zu unterwerfen; er festigte auch den Bau seines Reiches im Osten und trug seine Waffen im Westen bis in die Gegend von Kano in den heutigen Haussastaaten.

Er war eifrig bestrebt, die Wohlfahrt des Landes und den Reichtum der Städte zu fördern; von ihm wird berichtet, dass er an Stelle der alten, nur aus Rohrwerk leicht errichteten Moscheen deren aus gebranntem Thon baute, und höchst wahrscheinlich müssen wir auf ihn die interessanten Ruinen aus Ziegelsteinen in Birni sowohl wie in Gambarru zurückführen. In der Geschichte Bornus steht er aber auch als ein echter Kriegsheld da; denn er starb an einer auf dem Schlachtfelde erhaltenen Brustwunde, welche ihm ein in einem Baume versteckter heidnischer Gegner mit einem Handeisen — golio — beigebracht haben soll.

Die Chronik weiss über die späteren Könige Bornus wenig Rühmliches zu berichten. In dem vor den Einfällen äusserer Feinde mehr gesicherten Reiche scheint bald innere Zerwürfnis zu Bürgerkriegen geführt zu haben, deren Folge Hungersnöte wurden, von denen jetzt in der Geschichte Bornus auffallend häufig die Rede ist. Die Sultane sassen indessen in ihrer Hauptstadt und gaben sich dem Luxus hin. So war das Reich innerlich geschwächt, der Hof und die Vornehmen waren korrumpiert, als unter der Regierung Ahmeds ben Ali die Katastrophe hereinbrach. „Ein gelehrter Fürst, freigebig gegen die Ulama, verschwenderisch im Almosengeben,

Freund der Wissenschaft und Religion, gnädig und mitleidig gegen die Armen," so heisst es von diesem Herrscher in der Chronik. Die Ereignisse haben aber auch gezeigt, dass er schwach und nicht imstande war, das Reich aus der Gefahr zu retten, welche es unvermutet bedrohte. Am Anfange seiner Regierung wurde Bornu zuerst von einer fürchterlichen Pest heimgesucht, welche grosse Mengen Menschen dahinraffte. Das war ein schwerer Schlag, und bevor das Land sich von ihm erholen konnte, erwuchs ihm im Westen ein neuer gefährlicher Feind.

In der Geschichte der Haussastaaten werden wir von der Erhebung der Fulbe unter ihrem Propheten Othman dan Fodio zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts berichten. Die Fulbe waren auch als Hirten in den westlichen Distrikten Bornus ansässig. Sie nahmen an der fanatischen Bewegung ihrer Landsleute regen Anteil und gerieten mit den Mohammedanern von Bornu in Zwiespalt. Sie rebellierten; man sandte ihnen Truppen entgegen, aber die verweichlichten Heere des Sultans wurden in einer Reihe von Gefechten geschlagen, und die Scharen der Hirten wandten sich gegen das Reich selbst; überall tauchten ihre weissen Fahnen auf und bedrohten selbst die alte Hauptstadt Birni, deren Herrschaft sich einst nach allen Himmelsrichtungen erstreckte und deren Macht ebenso gefürchtet wie ihr Glanz hochgepriesen wurde.

In der Nähe der Stadt stellte sich das Heer des Sultans dem Feinde entgegen; es konnte aber den mit fanatischem Mut vordringenden Fulbe nicht widerstehen und wurde aufs Haupt geschlagen. In rasender Eile floh nun der Sultan, von seinen zwölf Hofchargen umgeben, durch die Ostthore der Stadt, während zu gleicher Zeit das siegreiche Heer der Fulbe durch das Westthor ohne Pomp und Glanz seinen Einzug hielt.

Dies geschah im Jahre 1809. Der aus der Residenz seiner Väter mit Schimpf und Schande vertriebene Sultan schlug seine Residenz in Kurnaua auf. Er selbst war ratlos, und unter den Grossen, die um ihn versammelt waren, gab es keinen einzigen, der als Staatsmann oder als Heerführer der schwierigen Lage gewachsen war. Bornu, das altersschwache, schien rettungslos dem Untergang preisgegeben zu sein.

Da sollte ihm unverhofft ein Retter erscheinen; die fanatisierten

Scharen Othmans dan Fodio sollten in einem gleichfalls fanatischen mohammedanischen Gelehrten und Heiligen einen unbezwingbaren Gegner finden. Der weissen Fahne dan Fodios trat ein Mann entgegen, der die grüne Fahne des Propheten, die alte Fahne der Mohammedaner, mit Erfolg emporhob. Es war der Mann, den wir bereits als den Scheich in Kuka kennen gelernt haben.

Der Fakir Mohammed el Amin el Kanemi war kein Sohn Bornus. Er war aus Fessan gebürtig und seines Standes nur ein Gottesgelehrter — „ein frommer und gottesfürchtiger, aber zugleich energischer und weltverständiger Mann.“ Auf seinen vielfachen Reisen war er mit Bewohnern von Kanem näher bekannt geworden und hatte dort eine Prinzessin, Tochter des kleinen Häuptlings von Angala, geheiratet. Infolge dieser Verschwägerung nahm er an den Geschicken des Landes einen lebhaften Anteil. Er sah, wie die Fulbe überall siegreich vordrangen, und sah, wie die Bornuer mut- und ratlos ihnen das Feld räumten. Da rief er nach echter Araberart die Kanembu zu den Waffen. Wie in unserer Zeit der Mahdi von Dongola, so erklärte auch er, Gott habe ihm eine Erscheinung gezeigt und ihn auserkoren, die Fulbe zu züchtigen. Dieser Aufruf verfehlte nicht seine Wirkung; anfangs stiessen nur fünf Reiter und zweihundert Lanzenträger zu ihm, und mit diesem Häuflein zog er dem Feinde entgegen. Die Fulbe verspotteten ihn, aber er war glücklich in den ersten Scharmützeln, und so wuchs seine Schar auf vierhundert Streiter an, die unter seiner Führung mit Todesverachtung ein fast achttausend Mann starkes Heer der Fulbe angriffen und zur Flucht zwangen. Indem er seinen Sieg rasch ausnützte, säuberte er den östlichen Teil Bornus von dem Feinde und setzte sich wieder ruhig nieder.

Noch war aber die Hauptstadt in der Gewalt des Feindes geblieben, der sich anschickte, gegen den von feigen Hofleuten umgebenen Sultan den Hauptschlag zu führen. Da sandte dieser in seiner Verzweiflung Boten an Mohammed el Kanemi und trug ihm den Oberbefehl über das Bornuheer an.

Mohammed folgte dem Rufe; er stiess mit seinen unerschrockenen Kanembu-Lanzenträgern zu dem Heere des Sultans und schritt zur Wiedereroberung der Hauptstadt. Nach einem furchtbaren Gemetzel wurden die Fulbe aus derselben hinausgeworfen, und der

Sultan konnte wieder in Birni einziehen; er starb aber unmittelbar darauf im Jahre 1810.

Mohammed el Kanemi setzte den Sohn des Verstorbenen, Dunama, auf den Thron, und nachdem er ihm mit dem Heere gehuldigt, zog er sich wieder nach Kanem zurück. Hier mochten in dem Sieger die Pläne zur Erreichung der Alleinherrschaft gereift haben. Er schloss mit seinen Freunden, den Schua-Arabern, die ihn in den letzten Kämpfen unterstützt hatten, engere Bündnisse ab. Das Volk strömte zu ihm, und da ja die Fulbe noch im Westen standen, so organisierte Mohammed el Kanemi eine neue Streitmacht; man erzählt, dass ihm zu diesem Zwecke infolge einer freiwilligen Abgabe des Volkes täglich zwanzig Pferde zugestellt wurden, während nach einem anderen Berichte sein vertrautester Schuahäuptling Tirab die Pferde im Lande aushob und darum den Namen „Pferdesammler" erhielt. Nun erhob der Sieger die grüne Fahne des Propheten und nannte sich „Knecht Gottes," der Fakir hiess von jetzt ab der Scheich Mohammed el Amin el Kanemi.

Der neue Sultan Dunama blickte indessen besorgt auf die wachsende Macht des siegreichen Scheichs, und um neben ihm bestehen zu können und den gesunkenen Ruf des Königshauses zu heben, zog er gegen die Fulbe im Westen. Nur kurze Zeit war ihm das Kriegsglück hold; er wurde geschlagen und musste wie sein Vater aus der Hauptstadt fliehen. Wie ein Verbannter, ein Heimatloser irrte er jetzt in seinem Reiche umher, bis ihn die Not zwang, sich unter den Schutz des mächtigen Scheichs zu stellen. Derselbe wurde ihm gewährt, aber Mohammed el Kanemi stellte bereits Bedingungen. Dem Scheich musste die Hälfte des Einkommens von allen Provinzen, die er von dem Joche fremder Eroberer befreien würde, zugesprochen werden. In der That gelang es dem Scheich den Feind zurückzudrängen, und er residierte, wenn auch ohne Pomp, so doch mit wahrer fürstlicher Macht in der Stadt Ngornu, während der Sultan mit der uns bereits bekannten Schar ausgestopfter Höflinge in Birni oder Berberua lebte. Als nun friedlichere Zeiten kamen, erschien dieser Zustand auf die Dauer unerträglich. Bornu hatte doch in Wirklichkeit zwei Herrscher, und am peinlichsten empfand man diese Unsicherheit an dem Hofe Dunamas. Die hohen Würdenträger des Reiches, welche durch das Ansehen des Scheichs

völlig in Schatten gestellt wurden, sannen auf Mittel, wie sie diesen verderben könnten. Sie gaben dem Sultan den Rat, sich verräterischerweise des unbequemen Nebenbuhlers zu entledigen. Sultan Dunama ging anfangs auf diese Vorschläge ein, und er befahl dem Scheich, am Hofe zu erscheinen. Mohammed el Kanemi durchschaute den Plan seiner Gegner, er baute aber fest auf die Anhänglichkeit des Volkes und ging ohne Begleitung nach Birni. Sein festes Auftreten und die Liebe, welche ihm das Volk bekundete, wirkten so überraschend und lähmend auf die Hofpartei, dass diese nicht den Mut fand, ihre Anschläge auszuführen. So ging Mohammed el Kanemi aus diesem Intriguenspiel siegreich hervor.

Nun wurde dem Sultan die Nähe Ngornus von Berberua unbequem. Wiederum liess er sich bereden, einen verzweifelten Schritt zu thun. Er beschloss, seine Residenz nach Wudi an der Nordwestecke des Tsadsees zu verlegen, in der Hoffnung, dass alle diejenigen, welche noch an dem alten Königshause hingen, ihm folgen und dank der Entfernung sich dem Einflusse des Scheichs entziehen würden; aber Mohammed el Kanemi durchschaute auch diesen Plan. Während der Hof nach Wudi reiste, trat ihm unvermutet der Scheich an der Spitze einer bewaffneten Macht entgegen und nötigte ihn, nach Berberua zurückzukehren. Der Sultan musste der Gewalt weichen, aber er verhehlte dem Scheich nicht, dass er sich in seiner Herrscherwürde verletzt fühle. Nun beschloss der Scheich, dem Könige zu zeigen, dass er nur ein Spielball, ein Werkzeug in seiner Hand sei; er klagte Dunama des Landesverrats an und setzte ihn ab. Mit dem Titel und dem Pomp des Sultans stattete er dagegen einen Onkel Dunamas Namens Mohammed aus. Der Scheich ging in seinem Streben, dessen Endziel die Erringung der Alleinherrschaft war, äusserst langsam und sicher vor. Er wollte zunächst dem Lande den Beweis geben, dass die Dynastie der Ssaefua zum Regieren völlig untauglich sei; indem er ferner den Königen die ganze Pracht des Hofes beliess, suchte er sie zu demütigen. Als der neue Sultan Mohammed ihm nicht in allen Stücken gehorchen wollte, setzte er ihn ab und erhob wieder den kurz zuvor entthronten Dunama auf den Thron. So war jetzt jedem klar, dass die Sultane von Bornu nur Könige von des Scheichs Gnaden seien!

Dieses langsame Vorgehen des Scheichs hatte wohl noch einen

anderen Grund; er war ja von Geburt ein Fremder. Würde er sich nun auf den Thron Bornus gesetzt haben, so hätten die Anhänger der Königspartei die nationalen Leidenschaften entfachen können. Indem er aber den Ssaefua die königliche Würde beliess und nur die Wohlfahrt des Landes zu schützen vorgab, hatte er die Mehrzahl des Volkes auf seiner Seite. Ausserdem musste noch der Umstand in Betracht gezogen werden, dass, wie überall, so auch hier der Siegesjubel leicht und schnell verrauscht und alsdann Undank der Lohn der Befreier ist.

Scheich Mohammed el Kanemi hatte den nominellen Sultanen verboten, ihre Residenz zu wechseln; er selbst aber wollte seine Macht auf keine alten Erinnerungen an den Glanz Bornus stützen; er baute sich am Westufer des Tsade eine neue Residenz. An der Stelle, auf der er seinen eigenen Palast bauen wollte, stand ein einzelner Affenbrotbaum, der in dieser Gegend ziemlich selten vorkommt. Nach diesem Baume benannte er die neue Stadt Kuka.

Die Grenzen des Bornureiches waren aber noch keineswegs gesichert; der Anprall der Fulbe war zurückgeschlagen, und auch ihr Fanatismus hatte sich gelegt. Dagegen waren die kleinen Sultane der vom Tsade entfernten Provinzen infolge der vielen Wirren aufsässig geworden und mussten in das alte Lehnsverhältnis zum Bornureiche gebracht werden. Vor allem aber entstand diesem ein gefährlicher Feind in dem kriegerischen Nachbarreiche Bagirmi, welches damals noch zum Teil aus Heiden bestand. Ein übermütiger Fürst Othman Burgomanda stand an der Spitze desselben. Der kluge Scheich, der sich zu schwach fühlte, gegen diesen Gegner den entscheidenden und vernichtenden Schlag zu führen, suchte sich zu diesem Zwecke mit dem mächtigen Fürsten des im Osten liegenden Nachbarreiches Wadaï, dem tapferen und klugen Ssabun, zu verbinden. Der König von Wadaï zog es aber vor, bei dieser Gelegenheit seinen eigenen Vorteil wahrzunehmen; er eroberte die Hauptstadt Bagirmis, plünderte diese sowie das Reich, schleppte eine grosse Menge von Einwohnern in die Sklaverei und machte das Land zu seinem Lehen, indem er dem besiegten Sultan einen Tribut auferlegte. So war Bagirmi von Wadaï gesichert und konnte seine Kriege gegen Bornu fortsetzen.

Der erste Feldzug des Scheichs gegen Bagirmi, den er mit

Hilfe von Fessan-Truppen unternahm, war erfolgreich, denn der Scheich zog in die Hauptstadt des Landes Massenja ein und verheerte den ganzen nördlichen Teil von Bagirmi; aber einen entscheidenden Sieg konnte er nicht erringen, denn Othman Burgomanda rettete sich mit seinem Heere und dem grössten Teile der Landesbevölkerung in eine uneinnehmbare Stellung am Ufer des Schari. In den nachfolgenden Jahren 1816 und 1817 befand sich dagegen der Scheich im Nachteil; in der Schlacht bei Kotoko fiel sein ältester und beliebtester Sohn, und in der Schlacht bei Angala fiel der Sultan Dunama, der den Scheich in allen seinen Feldzügen begleitete. Nach den Berichten Denhams schreibt man seinen Tod seiner ungeheuren Grösse und Schwere zu; das Pferd, worauf er ritt, wollte vor Ermüdung nicht weiter; obgleich er nur noch fünfhundert Ellen vom Thore von Angala war, geriet er doch in die Hände der Feinde. Er fiel indessen mit grosser Würde, und sechs von seinen Eunuchen und eben so viele Sklaven, die ihn nicht verlassen wollten, hatten dasselbe Los. Dieser Sultan von Bornu trug keine Waffen und hielt es unter seiner Würde, sich selbst zu verteidigen; er setzte sich daher unter einen Baum, seine Leute umgaben ihn; so empfing er den Feind, verhüllte sein Gesicht mit einem Shawl und wurde von hundert Lanzen durchbohrt.

Der Tod des Sultans in einer für den Scheich unglücklichen Zeit war keine passende Gelegenheit, sich des verwaisten Thrones zu bemächtigen; so setzte er auf diesen Ibrahim oder Ibram, Dunamas Bruder. Er war derselbe Sultan, den die englische Expedition in der Stadt Birni besuchte, wie wir dies im vorhergehenden Abschnitt berichtet haben. Am 28. März 1824 trafen die Heere von Bagirmi und Bornu auf demselben Schlachtfelde von Angala zusammen. Dank dem Übergewicht seiner Feuerwaffen blieb der Scheich, wie wir es bereits aus den Berichten Denhams erfahren haben, Sieger.

Nach wechselvollen Kämpfen gegen die Fulbe im Westen schloss der Scheich el Kanemi mit dem „Beherrscher der Gläubigen“ in Sokoto, dem Sultan Mohammed Bello, Frieden. Während er nun im Begriffe stand, Kanem, auf welches auch Wadaï Ansprüche erhob, wiederzuerobern, ereilte ihn im Jahre 1835 der Tod. Er hinterliess eine zahlreiche Familie und ernannte seinen ältesten Sohn

Omar zum Haupt derselben und zugleich zum Erben seiner Würden und seiner Macht im Reiche Bornu.

Scheich Omar hatte von seinem Vater den rastlosen kriegerischen Sinn nicht geerbt. Seine Gedanken waren mehr den Werken des Friedens zugewendet; aber die unruhigen Zustände im Sudan nötigten ihn immerfort, an die Verteidigung der Landesgrenzen zu denken; denn obwohl ja Sultan Ibram in Birni residierte, so blieb die Sorge für die Sicherheit des Reiches das Erbteil des Sohnes von Mohammed el Kanemi. Im Westen erhoben sich wiederum die Fulbe, und Bornu sah sich genötigt, ihnen ein starkes Heer entgegenzusenden. Glücklicherweise fand Omar in seinem Bruder Abd er Rahman einen trefflichen und mutigen Führer, welcher den Oberbefehl über die Armee im Westen übernahm.

Die Thatsache aber, dass das Innere des Landes hierdurch von den Anhängern des Scheichs entblösst wurde, erschien den Ratgebern des Scheinkönigs Ibram verlockend. Sie glaubten, jetzt sei der günstige Augenblick gekommen, um den Scheich und seinen ganzen Anhang zu vernichten. Sie fühlten sich aber selbst zu schwach, um mit dem gefürchteten Gegner anzubinden; so wandten sie sich insgeheim an den König des Nachbarreiches Wadaï und forderten ihn auf, den rechtmässigen Herrscher wieder in Wirklichkeit auf den Thron der Ssaefua zu setzen.

Der ganze Plan wurde so geheim verabredet, dass Scheich Omar von der ihm drohenden Gefahr erst dann erfuhr, als das Wadaïheer bereits an den Grenzen des Landes stand. Er sammelte sofort seine Streiter, und das erste, was er that, war, den König Ibram des Hochverrates anzuklagen und ihn in Ketten zu legen. Dann zog er dem Feinde entgegen an der Spitze eines kleinen, aus etwa sechshundert Arabern und Tebu bestehenden Heeres und seiner bekanntlich aus zwei kleinen Kanonen bestehenden Artillerie. Er besetzte damit am westlichen Ufer des Logone den Übergang über den Fluss. Das Heer von Mohammed Ssaleh, dem König von Wadaï, rückte heran; vergebens aber versuchte es, den Übergang durch den Fluss zu erzwingen; die Feuergewehre und namentlich die beiden Kanonen Omars richteten unter den Feinden eine grosse Verheerung an. Endlich gelang es den Wadawa durch Verrat, den die Einwohner der nahen Stadt Kussuri und eine Abteilung der Schua-

Araber an dem Scheich Omar begingen, den Fluss an einer anderen Stelle zu passieren. Die Schua wandten sich plötzlich gegen ihre Verbündeten, aber obwohl Omar auf diese Weise überrumpelt wurde und seine Kanonen im Stich lassen musste, verteidigte er mit grosser Umsicht seine Stellung und zog sich erst spät am Abend vom Schlachtfelde zurück. Die Verluste Omars waren empfindlich; in dem Gemetzel fiel der berühmte Waffengenosse des Scheichs Mohammed el Kanemi, Tirab, der Pferdesammler. Ein Bruder Omars, der tapfere Ali, schlug sich durch die feindlichen Reihen nach der Stadt Kussuri, wurde aber von den verräterischen Städtern dem Feinde ausgeliefert.

Scheich Omar kehrte nach Kuka zurück und liess den Scheinkönig Ibram, der mit dem Feinde im Einvernehmen stand, hinrichten. Dann zog er sich nach Ngornu zurück und erwartete hier die Ankunft seines Bruders Abd er Rahman, den er mit der im Westen stehenden Armee zurückrief.

Über den weiteren Verlauf dieses Krieges sind die Nachrichten, welche Forschungsreisende eingezogen haben, verschieden. Nach den einen sollen die Wadawa Kuka eingenommen, geplündert und in Brand gesteckt haben, nach den anderen soll Mohammed Ssaleh vor den Thoren Kukas einen Ausgleich mit Omar getroffen haben. So viel steht aber fest, dass er Ali, den Sohn des von Omar hingerichteten Königs, auf den Thron seiner Väter setzte, hierauf aber die Lage seines Heeres, das so weit von der Heimat entfernt war, bedenklich fand. Er hatte ja die beiden Flüsse Logone und Schari im Rücken und hörte ausserdem, dass Abd er Rahman mit einem starken Heere heranziehe. Er schrieb darum an Omar, dass er nicht, um Eroberungen zu machen, nach Bornu gekommen sei, sondern von den Bornuleuten gerufen; er übersandte Omar die Briefe, welche die Hofleute Ibrams an ihn gerichtet hatten, lohnte so den Verrat mit Verrat, überliess den neu eingesetzten König Ali seinem Schicksale und trat unbehelligt den Rückzug nach Wadaï an. Dies geschah im Mai des Jahres 1846.

Der junge Ali scheint ein mutiger Fürst gewesen zu sein. Er wusste wohl, dass er die Rache des Scheichs, der schon seinen Vater getötet, zu fürchten hatte; er ergriff darum die Offensive und zog Omar entgegen. Bei Minarem trafen die beiden Heere

zusammen, das Schicksal der Dynastieen Ssaefua und Kanemiin sollte entschieden werden. Aber gleich beim Beginn des Gefechtes wurde der junge König getötet — der letzte Herrscher des glorreichen, einst so mächtigen Geschlechtes der Ssaefua fand wenigstens auf dem Schlachtfelde einen ehrenvollen Tod. In dem Gemetzel, das hierauf folgte, wurden die hervorragendsten Anhänger des alten Königsgeschlechtes niedergemacht, und nun liess Omar an den überlebenden und im Lande zerstreuten Parteigängern seine Wut aus. Er sandte zunächst den Sohn des gefallenen Tirab, den Hadsch Beschir, nach der Residenz Birni, welche zerstört wurde, um jedes Andenken an die Dynastie Ssaefua zu vertilgen; man ging so weit, dass man die schriftlichen Urkunden über die fast ein halbes Jahrtausend lange ruhmreiche und wechselvolle Geschichte Bornus, soweit man derselben habhaft werden konnte, vernichten liess. Eine Verfolgung begann, und selbst eine harmlose freundliche Erinnerung an die früheren Herrscher wurde streng bestraft. Omar war nunmehr der unumschränkte Herr des Landes.

Er baute die vom Feinde heimgesuchte Residenzstadt seines Vaters wieder auf, und zwar in der Art, dass er die östliche Hälfte derselben für seine besondere Residenz und die Wohnungen seiner Hofleute bestimmte; dies ist die östliche Stadt oder billa gedibe — während er die billa futebe oder westliche Stadt dem gemeinen Volk überliess. Ein freier Platz trennte die beiden Hälften der Residenzstadt voneinander, die von nun an im Sudan vielfach Kukaua, d. h. die beiden Kuka, genannt wurde.

Scheich Omar war von Natur ein milder, dem Frieden zugeneigter Fürst. Die Energie seines Vaters fehlte ihm jedoch; er wusste nicht die Nebenbuhler, die um einflussreiche Stellungen gegen einander intrigierten, richtig im Zaum zu halten, und so kam es, dass auch jetzt innere Wirren das Ansehen und die Ruhe des Landes störten. Ausserdem aber sollten auch Thronstreitigkeiten, der Krebsschaden aller Sultanate im Sudan, der jungen Dynastie Kanemiin nicht erspart bleiben. Der Bruder des Sultans, der tapfere Abd er Rahman, war auf den Einfluss des Wesirs beim Scheich eifersüchtig; im Winter 1853 sammelte er seinen Anhang und liess sich zum Herrscher von Bornu ausrufen.

Omar und sein Wesir rückten ihm sofort entgegen, wurden

aber von den ihnen feindlichen Einwohnern des flachen Landes in einem Treffen geschlagen. Der Wesir wollte nach Wadaï entfliehen, wurde aber von den Schua daran gehindert und von Abd er Rahman erdrosselt. Omar, der von seinem Bruder zu einem einfachen Privatmann degradiert wurde, sammelte indessen seinen Anhang und trat mit Waffen in der Hand dem Usurpator entgegen. In einem Treffen, das auf dem freien Platze zwischen den beiden Kuka stattfand, errang Omar den Sieg, nahm seinen Bruder gefangen und tötete ihn in den ersten Tagen des Dezembers im Jahre 1854. Seit dieser Zeit blieb Omar in ungestörtem Besitz der Herrscherwürde.

Unter der Regierung dieses Fürsten wurde Bornu wiederholt von europäischen, namentlich von deutschen Reisenden aufgesucht. Wir besitzen ausführliche Mitteilungen über die Regierungsweise Omars, seinen Hof, seine Minister, die Zustände des Landes. Aus allen geht aber klar hervor, dass dieser Fürst seiner Aufgabe, das Reich zu heben, nicht gewachsen war. Scheich Mohammed el Kanemi hatte Bornu vor dem Untergang gerettet nicht allein durch die Siege, die er mit Waffen in der Hand errang, sondern auch dadurch, dass er eine neue gerechtere Ära inaugurieren wollte. Er war bestrebt, den Luxus einzudämmen und, soweit dies im Herzen von Afrika möglich, die Bewohner einem höheren Grade der Sittenreinheit zuzuführen.

Der fromme, gutmütige, aber auch charakterschwache Omar vermochte auf seine Umgebung diesen läuternden Einfluss nicht auszuüben. Dieselbe Genusssucht, der Luxus, die der alten Dynastie so verderblich wurden, breiteten sich auch am Hofe von Kuka aus. Das Volk klagte über Mangel an Gerechtigkeit, da es der Willkür der Grossen preisgegeben war. In den letzten Jahrzehnten war vieles faul im Staate Bornu, und wenn sich das Reich hielt, so dankte es dies nur dem Umstande, dass keine besonders mächtigen Feinde an seinen Grenzen erscheinen konnten. Derselbe trostlose Zustand herrscht auch heutzutage, wie wir noch später erfahren werden, in den Haussastaaten; in Bagirmi ist die Lage noch viel schlimmer. Es ist nun die Frage, ob die neuen religiösen Bewegungen, welche heute den Osten des Sudan durchzucken, ob der Snussismus oder Mahdismus die Völker am Tsade aus ihrer Lethargie aufrütteln werden. Sollte dies der Fall sein, so wird die Geschichte Inner-

afrikas um einige blutige Schlachten reicher werden; die Kultur wird davon keinen Vorteil haben, denn diese religiösen Bewegungen unter den Sudanesen, die wir gerade in Betracht ziehen müssen, sind ihrer Natur nach rückläufig und tragen nur dazu bei, die kaum eröffneten Gebiete wieder zu verschliessen.

Wir haben der ausführlicheren Schilderung des Hofes von Kuka diese kurze geschichtliche Übersicht vorausgeschickt, weil sie dem Leser das Verständnis der Einzelheiten vermitteln wird; ist sie doch der breite Hintergrund, auf dem sich die Ereignisse, über die wir berichten wollen, abspielen.

Die Residenz.

Wir haben die Stadt Kuka Mohammeds el Kanemi bereits kennen gelernt; wenden wir uns jetzt den von Omar erbauten beiden Kukas zu; sehen wir uns zunächst in der westlichen um, die ja auch dem Kaufmann oder fremden Reisenden als Aufenthalt dient. Vorausschicken möchten wir aber, dass wir in Kuka kein kleines Städtchen vor uns haben, sondern eine wirkliche Stadt mit 50 bis 60000 Einwohnern.

Die Weststadt, mit Mauern umgeben, hat eine fast quadratische Form, wobei die Ausdehnung der Stadt von Ost nach West etwa zwei Kilometer beträgt. In der Mitte derselben erstreckt sich vom Ost- zum Westthore eine breite Hauptstrasse, der Dendal oder die Königsstrasse. An ihr, im Mittelpunkt der Stadt, erheben sich die Moschee und der Palast des Sultans, in dem er sich manchmal vorübergehend aufhält. Grosse, monumentale Bauten giebt es hier nicht. Die vornehmsten Leute bauen sich Lehmhäuser mit flachen Dächern. Diese aufeinander gehäuften Erdklumpen sind nicht besonders wetterfest. Ein starker Regen reisst in ihnen bedenkliche Lücken, so dass der Hausbesitzer in der nassen Jahreszeit stets mit Reparaturen beschäftigt ist. Nur die Vornehmen haben Erdhäuser; die grosse Masse des Volkes wohnt in Strohhütten von zuckerhut- oder glockenförmiger Bauart. Die besser situierten Bürger haben wohl zwei oder drei solcher Hütten, welche, von einem Gehöft umgeben, ein Ganzes bilden. Treten wir in diese Hütten ein, so finden

wir darin keinen besonderen Luxus. Zumeist ist eine breite, aus dem rohrartigen Ambatschholze gefertigte Bank das einzige Möbel, das wir im Zimmer vorfinden, und einige Matten, auf die man sich niederlässt, bilden die ganze Ausstattung. Bei Leuten, die von den Händlern im Norden eine verschliessbare Kiste erhalten haben, steht wohl auch diese mit den besten Kleidungsstücken und anderem Reichtum gefüllt in dem Empfangszimmer; aber sie steht auf rohgearbeiteten mit steinernen oder thönernen Füssen versehenen Mulden, damit Termiten oder andere Ameisen sie nicht befallen und in einer Nacht den Reichtum des Herrn, soweit er nagbar ist, vernichten. Die stete Gefahr, die von Insekten und anderem Getier den Vorräten im Hause droht, mag die Dürftigkeit der Ausstattung der Wohnung des einfachen Mannes erklären. Zum Schutze vor Ratten oder Termiten werden hier die Speisevorräte nicht auf Regalen in der Speisekammer aufgestellt, sondern an Stricken, die von dem Dache herabhängen, schwebend aufbewahrt.

Anders sieht es natürlich in den Frauenhütten aus. Hier bildet das Hausgerät, welches auf einer rings um die Wand laufenden Erdbank aufgestellt wird, oft eine sehr abwechslungsreiche Ausstattung, die um so grösser ist, je grösser der Reichtum des betreffenden Hauses. Da giebt es nicht nur einheimische Gefässe aus Kürbisschalen und Holz, nicht nur allerlei afrikanische Körbe und Töpfe, sondern auch europäische Fabrikate von Kupfer und Messing: Kochtöpfe, Waschschüsseln und Kannen, blank gescheuert und gefällig aufgestellt, fehlen in den Haushaltungen der Wohlhabenden nicht. Sogar Porzellan, das merkwürdigerweise, obgleich sehr untergeordnetes europäisches Fabrikat, den arabischen Namen des chinesischen — Sini — führt, findet nicht selten unzerbrochen seinen Weg nach Bornu und bleibt in den Händen der Bewohner zuweilen intakt, solange es als Wohnungszierde dient.

Vor der Thür, im Schatten und Luftzuge, stehen die umfangreichen Wasserkrüge aus gebranntem Thon, daneben ist der Feuerplatz, und ein auf schlankem Stangengerüst errichtetes leichtes Schattendach, unter dem der Aufenthalt demjenigen im hochtemperierten Innern der Hütte bei weitem vorzuziehen ist. In der Ecke des Hofes befindet sich häufig zu ebener Erde ein niedriges rechtwinkliges Taubenhäuschen aus Lehm, zuweilen in mehreren

Etagen, mit Reihen von runden Eingangsöffnungen für die Tierchen. Das anmutige Bild wird vervollständigt durch einen oder mehrere schattige Bäume, die fast keinem Hofraum fehlen und die Stadt aus der Ferne als lichten Wald erscheinen lassen. Leider bevölkern sich diese schönsten Zierden der Wohnungen oft so bedenklich mit dunkelfarbigen Störchen, Reihern, Weber- und kleinen Singvögeln, deren heiteres Leben zu stören die Pietät verbietet, dass der Mensch sich des Baumschattens nicht erfreuen kann, ohne empfindlich durch die rege Verdauung der beweglichen Tierchen zu leiden. Nur die feigenartigen Bäume werden fast immer von ihnen verschmäht, während der Hedschlidsch sich ihrer besonderen Gunst erfreut und oft zwanzig, fünfzig, selbst hundert und mehr Nester trägt. Man sieht Bäume in Kuka derartig mit Nestern überladen, dass sie buchstäblich langsam ersticken und absterben.

Turteltauben und graue Waldtauben beleben die höchsten Baumwipfel. In der Regenzeit kommen die Wasservögel von den Ufern des Tsadsees herüber und stets, bei Tage wie bei Nacht, schweben über den Strassen und Plätzen die Aasgeier, ohne welche, da sie rasch alle Fleischabfälle vertilgen, Kuka ein Herd der Pest sein würde.

Auf der Hauptstrasse wogt ein buntes Leben. Man sieht hier keineswegs den sogenannten nackten Neger. Zwei, drei oder vier Gewänder aus schwerem Stoff sind den Bewohnern der Hauptstadt keine Last, sondern ein Stolz, ein Vergnügen. Der Reiche, wenn er zu Fuss durch die Stadt wandelt, hat einen würdevollen Gang. Die Last der Kleider bewirkt es. Weite Beinkleider, womöglich von gold- und seidebenähtem Tuch, in denen sich drei europäische Extremitätenpaare verlieren würden, fallen bis auf die Füsse herab und nötigen ihm die breitspurige Gangart auf. Auch behängt er sich noch mit schweren und reichen Tuchburnussen aus Tripolis und wird auf diese Weise zu einer kolossalen Maschine, die mühsam von dem Diener auf das Pferd gehoben wird.

Die nicht arbeitenden Frauen und Mädchen schlendern mit Vorliebe auf den Strassen herum, um ihre Reize zu zeigen. Um die Hüften ist der übliche Shawl so geschlungen, dass er zwischen den Füssen durch in Form einer langen Schleppe den Boden fegt, wenn dieser einigermassen trocken ist. Ein kurzes Hemdchen, weiss

oder blau, mit bunter Seide von oben bis unten in eigentümlichen Mustern gestickt, umhüllt die Schultern und reicht bis auf die Mitte des Oberschenkels. Oft fehlt dasselbe, und dann wird ein Shawl nachlässig so um den Oberkörper geschlungen, dass womöglich eine Schulter und eine Brust frei bleibt. Auf dem Hinterkopfe ziert ein halbmondförmiger Silberschmuck das sorgfältig in kurzen Flechtchen geordnete Haar, und ein Stückchen Edelkoralle prangt im rechten Nasenflügel. So stolziert die Schöne hüftenwiegend, schulterndrehend einher, schleudert herausfordernde Blicke nach allen Seiten und zeigt bei lautem Lachen und Schwatzen die braungefärbten Zähne.

Kuka steht auch in den Negerländern weit und breit im Rufe einer vorzüglichen Hochschule. Zur Zeit, als Rohlfs die Stadt besuchte, mochten 2000 bis 3000 junge Leute im Alter von zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren daselbst studiert haben. Ihr Studium aber besteht in nichts weiter, als dass sie die zum Leben notwendigen Suren auswendig und die arabische Schrift mechanisch lesen und schreiben lernen, ohne von dem Inhalt nur ein Wort zu verstehen. Statt aller Bekleidung tragen sie ein Ziegenfell um die Hüften geschlungen; eine hölzerne Tafel, ein kleines irdenes Tintenfass, ein paar Schreibfedern von Rohr und eine Kürbisschüssel machen ihre ganze Habseligkeit aus. So ziehen sie durch die Strassen, um Nahrung zu erbetteln, denn die wenigsten dieser Bettelstudenten haben hier und dort in vornehmen Häusern Aufnahme gefunden.

Jeden Montag wird der grosse Markt vor dem Westthore der Stadt abgehalten. Er ist einer der grössten Märkte Afrikas, bedeutender sogar als der von Tripolis. Europäische Waren und einheimische Produkte, alles ist hier zu haben. Tausende von Menschen strömen hier zusammen. Die wichtigsten Teile des Marktes sind ohne Zweifel der Pferde- und der Sklavenmarkt. Das Pferd hat eine grosse Bedeutung für Bornu und steht mitunter hoch im Preise. Grosse Staatspferde, die in Tripolitanien für 20 und 30 Mariatheresienthaler zu haben sind, werden hier mit 100 bis 150 Thalern bezahlt.

Auf einem besonderen Platze in Buden haben die Sklavenhändler ihre lebende Ware in Ketten und ungefesselt aufgestellt. Man sieht hier Repräsentanten verschiedenster Rassen: Leute aus

Wadaï, aus Bagirmi, Haussa — vor allem aber Kinder der unglücklichen Heidenstämme des Südens. „Neben kleinen Kindern, die der zärtlichen Sorge einer liebenden Mutter entrissen wurden, bevor sie das Bild derselben in ihre Erinnerung aufnehmen konnten, sitzen lebensmüde Greise, zwischen hässlichen Weibern, denen die fahle Haut um die fleischlosen Knochen schlottert, und die in Arbeit und Elend stumpf geworden sind, blicken frische junge Mädchen mit den vollen prallen Formen der ersten Jugendblüte, in kokettem Kopfputz, sauber gewaschen und in Butter erglänzend, hoffnungsvoll in die Zukunft."

Dazwischen gehen die Käufer, nach der Spannweite die Höhe der Sklaven messend, ihre Zähne besehend, nach ihrem Appetit, dem Zeichen der Gesundheit, fragend. Der Mensch ist hier billiger als ein Rassepferd. Für junge Mädchen, unter denen die bronzefarbigen helleren Fulbe die gesuchtesten sind, wurden in den siebziger Jahren 30 bis 60 Thaler bezahlt. Junge Burschen kosteten 15 bis 30 Thaler, und betagte Männer und Frauen, sowie kleine Kinder werden für 3 bis 10 Thaler verkauft.

Und dieser Handel blüht in Bornu. „Auf dem Montagsmarkt," schreibt Rohlfs, „werden manchmal Tausende von Sklaven zum Verkauf gebracht; Partien zu Hunderten giebt es schon auf dem täglichen Markte."

Was nun die Marktpreise für einheimische Waren anbelangt, so sei erwähnt, dass während Rohlfs' Anwesenheit eine Ziege $^1/_3$ Thaler, ein Schaf $^1/_2$ Thaler, eine Ochsenladung (100 bis 125 Kilo) Negerhirse 1 Thaler, Weizen und Reis 2 Thaler kostete; für einen Thaler erhält man in Kuka etwa 10 Kilo Butter. Vergleicht man aber die von verschiedenen Reisenden mitgebrachten Preislisten, so nimmt man wahr, dass auch im innersten Afrika das Leben von Jahr zu Jahr teurer wird.

Es wird wohl noch lange dauern, bis europäische Kaufleute mit diesen Ländern einen regelmässigen Handel unterhalten werden. Kamerun könnte noch am leichtesten einen Ausgangspunkt für eine regelrechte Karawanenstrasse bilden, wenn die Küstenländer mehr kultiviert sein werden.

Kehren wir nunmehr in die Weststadt zurück. Wir haben bis jetzt nur die breite Hauptstrasse passiert; von dieser zweigt sich

ein Gewirr regelloser, winkliger Strassen ab, ein namenloses Labyrinth, welches wohl im Anfang den fremden Wanderer durch seine Eigenartigkeit besticht, das aber nur an trockenen Tagen zu passieren ist, da es sich sonst in einen unwegsamen Sumpf verwandelt, in dem man thatsächlich knietief einsinkt.

Vor dem Ostthore der Weststadt dehnt sich zwischen dieser und der Oststadt ein etwa einen Kilometer breiter freier Platz, der früher wohl ganz leer war, an dessen Seiten aber mit der Zeit einige Gruppen regelloser Hütten und Erdhäuser errichtet wurden.

Die eigentliche Residenz ist, was den Umfang anbelangt, fast ebenso gross wie die Handelsstadt, nur etwas länger und schmäler; auch sie wird von dem Dendal, der Königsstrasse, durchschnitten, nur ist diese hier von enormer Breite und durchzieht nur zwei Drittel der Stadt, denn an ihrem östlichen Ende bildet den Abschluss der Palast des Sultans mit der Moschee.

Die Lehmhäuser sind hier häufiger, die Strohhütten seltener. Das Strassenbild ist nicht so bewegt, nicht so mannigfaltig wie in der Arbeitsstadt, dafür aber viel prachtvoller durch die vornehmen Gestalten der stattlich ausgeputzten Reiter, welche nach dem Königspalaste eilen oder die Prinzen, Brüder und Söhne des Scheichs besuchen. Freilich, die Familie der Sultane von Bornu pflegt gross zu sein. Von einem der Könige aus der Ssaefuadynastie berichtet die Chronik nur die eine ruhmreiche Thatsache, dass er dreihundert Söhne hatte. Die Dynastie der Kanemiin war zur Zeit, als Nachtigal in Kuka weilte, vom etwaigen Aussterben noch himmelweit entfernt, denn während der greise Herrscher noch Kinder im zartesten Alter hatte, erfreute sich der Kronprinz, der damals in der zweiten Hälfte der Dreissiger stand, einer Nachkommenschaft von siebzig und einigen Kindern, und einer seiner jüngeren Brüder hatte diese Zahl bereits übertroffen.

Bedenkt man, wie viel Diener, Sklaven und dergleichen diese Prinzen und Prinzessinnen, diese Minister mit ihren nach Hunderten von Weibern zählenden Harems brauchen, so wird man leicht ersehen, dass ein derartiger Hof fast allein eine Stadt bevölkern kann.

Gesund ist der Aufenthalt in Kuka keineswegs; wenn auch die Geier die Strassen von Fleischabfällen reinigen, so fällt es ihnen nicht im entferntesten ein, anderen Unrat fortzuschaffen, und die

Bewohner haben sich bis jetzt auch nicht für irgend ein Abfuhrsystem entscheiden können. So giebt es in der Stadt neben Häuserruinen Sand- und Lehmgruben, Abfallshaufen, stinkende Pfützen; die Regenzeit verwandelt das alles in einen Morast, der, während er nach und nach austrocknet, zu einer Brutstätte der Malaria wird.

Bemerken möchten wir noch, dass es in Kuka ein „Christenhaus“ giebt; so wird wenigstens das in der Weststadt gelegene Haus genannt, in welchem der Reihe nach die wissenschaftlichen deutschen und englischen Expeditionen gewohnt haben.

So ist der Sitz jenes Bornukönigs beschaffen, dessen Regierungsgeschichte wir schon in allgemeinen Umrissen kennen. Treten wir ihm näher, suchen wir ihn in seinem Palaste auf, wo er umgeben von seinen Würdenträgern Audienzen erteilt!

Audienzen beim Scheich Omar.

In der Geschichte der Afrikaforschung, namentlich aber auch in der Geschichte der deutschen Wissenschaft muss dem Scheich ein dankbares Andenken bewahrt bleiben. Er war ein Freund und Gönner der Erforschungsreisenden, in Kuka standen sie immer unter seinem Schutz, wurden gastlich empfangen, konnten, wenn ihre Geldmittel erschöpft waren, Anleihen machen und durften von hier Vorstösse nach verschiedenen Richtungen unternehmen. Zwei von ihnen, Vogel und Beurmann, wurden in Wadaï ermordet. Barth, Overweg, Rohlfs und Nachtigal haben uns aber ausgezeichnete Nachrichten über den Sultan und seinen Hof gegeben.

Barth fand in Omar einen höchst einfachen, wohlwollenden und selbst aufgeweckten Mann; er war damals im Jahre 1851 sechsunddreissig Jahre alt. Seine Züge waren regelmässig und angenehm, nur etwas zu rund, um vollen Ausdruck zu haben; auffallend war aber seine schwarze Hautfarbe, denn er hatte ein so glänzendes Schwarz, wie man selten in Bornu gewahrt. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, dass er dies von seiner Mutter, die eine bagirmische Prinzessin war, geerbt hatte; dieselbe lebte noch zu Barths Zeiten und hatte als Magira (Königin-Mutter) ansehnlichen Landbesitz, aber nicht wie die Magira im alten Bornureiche viel wirklichen Ein-

fluss. Scheich Omar war bei der Audienz, die er Barth zum ersten Male erteilte, höchst einfach in eine feine Tobe von ziemlich heller Farbe gekleidet und trug einen Burnus nachlässig um die Schulter geschlungen; um sein Haupt war ein dunkelroter Shawl mit vieler Sorgfalt gewunden. Sein Gesicht war ganz unbedeckt, ein Umstand, der Barths Verwunderung erregte, da es sein Vater stets zu verdecken pflegte. Er sass oder lag vielmehr in nachlässiger Stellung auf einem mit einem Teppich bedeckten Diwan im Hintergrunde einer hohen, luftigen, wohlgeglätteten und geschmückten Halle.

Welch ein Unterschied bei diesem Empfang im Vergleich zu der Audienz, die Denham bei Dunama in Birni hatte! Dort hatte der Sultan sich hinter einen Käfig versteckt; hier tritt er dem Fremden frei und offen gegenüber! Die damalige von England ausgerüstete Expediton, als deren Hauptteilnehmer Richardson, Barth, Overweg und Vogel erscheinen, hat gegen 300000 Mark gekostet; sie führte ein zerlegbares Boot und reiche Geschenke für den Sultan, unter denen sich auch ein zerlegbares Wägelchen befand, das in Bornu zusammengesetzt wurde; aber man würde irren, wenn man meinte, dass der freundliche Empfang, den Scheich Omar den Europäern zu teil werden liess, lediglich durch die Geschenke bedingt wurde. Dies beweist die Aufnahme, durch welche auch Reisende ausgezeichnet wurden, die über verhältnismässig sehr geringe Mittel verfügten und die grossen Erfolge, die sie errungen hatten, lediglich ihrer Energie verdankten.

Zu diesen gehörte auch der berühmte Gerhard Rohlfs, der im Jahre 1865 Bornu besuchte. Zu seinem grossartigen Zuge quer durch Afrika war er ursprünglich nur mit der geringfügigen Summe von 7500 Mark ausgestattet. Er war auch der erste Europäer, der in europäischer Kleidung vor dem Sultan von Bornu erschien, während seine Vorgänger die arabische Kleidung angenommen hatten. Nur als Kopfbedeckung hatte er den Fes gewählt.

Der Sultan empfing Rohlfs in einer Art grosser, durch Erdsäulen gestützter Halle, welche das Licht nur durch die offene Thür, ein Loch in der Hinterwand und ein Fenster in der Decke erhielt. Er sass auf einer mit Teppichen bedeckten Erhöhung und war bei dieser Gelegenheit ganz wie ein reicher tripolitanischer

Kaufmann gekleidet. Er trug einen schwarzen Tuchburnus, weiss-seidenen Haik, Kaftan von rotem Tuche, weissen Turban und weite Beinkleider. Die gelbledernen Pantoffel standen vor ihm auf dem Boden. Daneben lag zu seiner Rechten ein Säbel in kostbarer silberner Scheide, ein Geschenk der Königin von England, das ihm von Vogel überbracht worden war, zur Linken prangten ein paar reich ausgelegte Pistolen. An der Wand hinter dem erhöhten Sitze hingen einige Bilder neben dem Porträt des Sultans Abdul-Asis zu Pferde und auch ein gewöhnlicher Bilderbogen mit Soldaten.

Das Gespräch, welches während der ersten Audienz geführt wurde, lautete nach Rohlfs' Angaben:

Nach den gewöhnlichen Fragen nach der Gesundheit u. s. w., die von Rohlfs in gleicher Weise erwidert wurden, wobei er nicht unterliess, nach arabischem Sprachgebrauch hie und da einzufügen: „Gott erhalte die Seele des Sultans! — Gott verlängere das Leben unseres gnädigen Herrn! Gott gebe dem Sultan Segen und Frieden!“ — fragte der Sultan:

„Wie befindet sich dein Sultan? Bringst du mir einen Brief von ihm? Ist er der, der über halb Deutschland im Norden regiert?“

Rohlfs: „Mein Sultan befindet sich sehr wohl. Da ich als Privatmann reise, konnte er mir keinen Brief für dich mitgeben, was er sicher gethan haben würde, wenn seine Regierung selbst mich zu der Reise abgesandt hätte.“

Omar: „Wie geht es Abdul-Kerim (Heinrich Barth)? Der war ein grosser Freund von mir; er war Engländer.“

Rohlfs: „Er ist leider tot; doch er war kein Engländer, sondern ein Deutscher wie ich.“

Omar: „Nicht möglich; wir kannten ihn hier nur als Engländer. Wann ist er gestorben? Gott habe Erbarmen mit ihm.“

Rohlfs: „Als ich in Mursuk war, brachte mir der Kurier noch einen Brief von ihm; mit dem nächsten Kurier aber erhielt ich durch meinen Brief die Nachricht von seinem Tode, das sind jetzt ungefähr acht Monate her.“

Omar: „Hast du einen Brief vom Sultan von Stambul? Wie geht es Abdul-Asis? Ist er in Frieden mit den Christen. Hat er keinen Krieg mit Musku (Russland)?“

Rohlfs: „Abdul-Asis befindet sich ganz wohl. Ich habe einen Firman ali (Reisepass) von ihm. Mit den Christen, auch mit Musku war er im Frieden, als ich Mursuk verliess.“

Omar: „Wohin gedenkst du zu gehen? Willst du nach Wadaï, nach Bagirmi? Ich will dich sicher hinbringen lassen. Sei mir willkommen! Aber ehe die Regenzeit aufhört, kannst du nicht reisen. Es soll dir an nichts fehlen.“

Rohlfs: „Mein Wunsch ist, über Bagirmi nach Wadaï zu gehen, und ich erflehe den Segen Gottes auf dein Haupt, wenn du mich dahin geleiten lassen willst.“

Omar: „Wir werden sehen. Sei nochmals willkommen! Alles, was du wünschest, soll geschehen.“

Mit diesen Worten und einer Handbewegung, wie sie ein Ludwig XIV. nicht königlicher hätte machen können, verabschiedete er Rohlfs.

Bei der zweiten Audienz überreichte Rohlfs dem Sultan Geschenke, deren Wert ungefähr 540 bis 600 Mark betrug. Das Hauptstück bildete ein amerikanischer Repetierstutzen, der im Besitze Rohlfs' war und mit dem der Reisende vor Kuka zwei Nilpferde erlegt hatte.

Der Sultan hatte von diesem Jagdstück gehört und den Wunsch geäussert, den Stutzen zu sehen; dies war nun gleichbedeutend mit der Erklärung, er möchte das Gewehr besitzen.

Obwohl nun Rohlfs als Privatmann reiste und Geschenke, wie königliche Sendboten sie an den Hof von Bornu gebracht hatten, nicht überreichen konnte, so erwartete Omar von einem Europäer doch etwas Besonderes, das auf dem Markt in Tripolis, den ja seine Leute besuchten, nicht zu haben war. Rohlfs setzte grosse Hoffnungen auf den Repetierstutzen, aber er täuschte sich; obwohl das Wundergewehr alle Waffen in dem Arsenal Omars in Schatten stellte, schien er nicht besonders zufrieden. Die durchschlagende Wirkung wurde erst durch ein durch Zufall gewähltes Geschenk erzielt. Ein Aneroid, das Rohlfs unter anderem mit sich führte, war etwas schadhaft geworden und darum für den Reisenden nicht mehr ganz brauchbar. Dieses schenkte er dem Herrscher von Bornu und erklärte ihm zugleich dessen Gebrauch. Dieses Instrument rief einen unverhofften Eindruck hervor. Omar war stolz,

im Besitz eines Instrumentes zu sein, welches das Wetter vorher anzeigte. Wenn er nun morgens in der Ratsversammlung sah, dass die Nadel seines Aneroids um einige Striche abwärts schwankte, so prophezeite er mit wichtiger Stimme für den Nachmittag Sturm und Regen, und da während der Regenzeit in Bornu fast jeden Nachmittag Gewitter losbrechen, traf seine Prophezeiung regelmässig ein!

An Festtagen, wie an dem mohammedanischen Milud-Feste, gab es Gala-Audienzen; dann waren die Wände des königlichen Saales mit buntem Kattun behangen; der Sultan trug reiche Kleider aus Seide, mit Gold gestickt; die Erhöhung war gleichfalls mit kostbaren Stoffen ausgelegt, ebenso die Hinterwand mit Seide und goldgesticktem Tuch ausgekleidet, davor aber stand ein sonderbarer Thron — ein plumper westfälischer Bauernschemel, über dessen Strohsitz ein rotseidenes Kissen lag. Dieser Thron hatte in der That wunderbare Wanderungen durchgemacht; er hatte auch eine Reisegeschichte, die leider dunkel geblieben ist.

An solchen Festtagen wurde auch die Parade abgehalten.

Vor dem Schlosse waren Soldaten in Carrés zu je 100 Mann aufgestellt. Innerhalb desselben stand der Kommandierende, mit vielen Toben und zwei goldgestickten Burnussen angethan, ein prachtvoller dicker Offizier; sechs seidene Fahnen, zwei weisse, zwei rote und zwei grüne, standen in der Front, die eine wahre Musterkarte von Uniformen bildete. „Einen langen Tuchkaftan," heisst es in Rohlfs' Werke, „trugen fast alle, aber er war bei dem einen blau, bei dem anderen grün, beim dritten gelb, einige hatten Westen darunter, andere Toben, einige enge Hosen von Tuch, andere weite von Kattun, noch andere gar keine; als Kopfbedeckung hatte der eine den roten Fes, der andere den Turban, der dritte eine weisse Mütze, während die Mehrzahl barhäuptig war. Ihre Gewehre, durchgängig mit Bajonett versehen, waren zum Teil ausgediente französische und deutsche Steinschlossgewehre, zum Teil alte arabische. Obwohl die Anführer und Höchstkommandierenden, wie Böcke umherspringend, sich bemühten, die Leute in Ordnung zu halten, herrschte doch die lächerlichste Konfusion, und als gar eine Art Tanz begann, indem die Mannschaften der einen Front, in ihrem langen Tuchkaftan, den Oberkörper taktmässig verneigend, mit gefälltem

Gewehr langsam auf die der gegenüberstehenden zuhüpften, da fürchtete ich, das Lachen nicht länger unterdrücken zu können, und entfernte mich eiligst.“

Der Sultan pflegt angesehenen Gästen zum Zeichen seiner Gnade ein Pferd zu schenken. Dieses Geschenk blieb lange für Rohlfs aus, so dass er um dasselbe mahnen musste; denn die Hofleute meinten, der Christ sei bei Omar in Ungnade gefallen, und er werde ihn wohl, wie der Sultan von Wadaï die anderen Christen, töten oder mindestens aus dem Lande jagen lassen; ein Geschwätz, das nicht nur lästig, sondern unter Umständen gefährlich war, da es die Einwohner gegen den Reisenden ungünstig stimmte.

Der Sultan entschuldigte sich, er habe ein schönes Pferd auf dem Markte kaufen wollen, aber es nicht erhalten können, und sandte Rohlfs einen prächtigen Araberhengst, einen Schimmel aus seinem eigenen Marstall. „Nun kamen,“ erzählt der Reisende, „alle Höflinge und Schmarotzer, um mir mit heuchlerischer Miene ihre Glückwünsche zu dem kostbaren Geschenk darzubringen, im Herzen aber mochten sie denken: O, ein Christ besteigt des Sultans Pferd! Was sagt dazu unser gnädiger Herr Mohammed im Paradiese! Gruss und Friede über ihn, und Fluch über alle Christen!“

Wadaï war damals den Christen verschlossen, und so wandte sich Rohlfs nach der Küste des Atlantischen Ozeans. Der Sultan entliess ihn gnädig; er hatte sich von einer etwaigen späteren europäischen Gesandtschaft einen Wagen ausgebeten; er schenkte Rohlfs einen europäischen Offizierssäbel, und indem er ihm Glück zur Reise wünschte, sagte er: „Sage, wenn du zu den Deinen heimgekehrt, jeder Christ werde in meinem Reiche willkommen sein.“ Rohlfs dankte ihm und versicherte, dass er überall die Grossmut des Beherrschers von Bornu rühmen und preisen würde.

Diese freundliche Aufnahme, welche so vielen deutschen Forschern am Hofe von Bornu zu teil geworden war, bewog König Wilhelm, damals noch nicht deutscher Kaiser, dem Sultan Omar einige Geschenke zum Zeichen seiner Anerkennung zu senden. Dieselben bestanden in den lebensgrossen Bildnissen König Wilhelms, der Königin Augusta und des Kronprinzen, in einem prachtvollen rotsammtenen, an der Lehne und an den Füssen reich vergoldeten Thronsessel und einer Partie Zündnadelgewehre mit entsprechender

schwer wiegender Munition, einer bronzenen Pendeluhr, goldener Taschenuhr mit Kette, einem Doppelfernglas, einem halben Dutzend gewöhnlicher silberner Taschenuhren, einem doppelt versilberten Theeservice, einigen Stücken Seide und Sammet, einem Pfunde echten Rosenöls und einem solchen gewöhnlicherer Geraniumessenz, Rosenkränzen, Armbändern und Halsbändern von echten Korallen, zwölf Burnussen aus Sammet, Tuch und feinem tunesischen Wollstoffe, einem Dutzend echt tunesischer Tarbuschs und einem Harmonium.

Mit der Übergabe dieser Geschenke wurde Gustav Nachtigal betraut, damals Arzt in Tunis. Diese Gesandtschaft des deutschen Kaisers, die um jene Zeit in Bornu weilte, wo die deutschen Heere ihren Siegeslauf durch Frankreich nahmen, gestaltete sich zu einer der denkwürdigsten Afrikareisen. Gustav Nachtigal wusste das zu vollbringen, was seine Vorgänger vergeblich versucht hatten; er drang in das wilde, unzugängliche Tibesti in der Sahara ein und besuchte den König Ali in der Hauptstadt des Reiches Wadaï. Im Anfang des Jahres 1869 brach der Forscher von Tripolis auf, und jahrelang blieb er halb verschollen in dem dunklen Weltteil, bis er im ägyptischen Sudan auftauchte. Die Resultate dieser Reise hat er in seinem glänzenden Werke „Sahara und Sudan“ niedergelegt, und in ihm finden wir auch die anziehendsten Schilderungen des Lebens am Hofe des Scheichs Omar von Bornu, dem der Reisende zu demselben Danke, wie einst Barth und Rohlfs, verpflichtet war.

Tripolis war der Ausgangspunkt der Reise Nachtigals; von Mursuk hatte er seinen berühmten Ausflug nach der Heimat der wilden Tubu unternommen, in Mursuk traf er mit der unglücklichen Alexandrine Tinne zusammen, die, während Nachtigal in Tibesti unter Räubern weilte, von den Tuaregs ermordet wurde; hier schloss sich der Reisende zur Weiterreise durch die Wüste dem Araber Bu Aïscha an, der eine Gesandtschaft von dem Pascha von Tripolis gleichfalls mit Geschenken nach Bornu führte.

Barth war allein zu Pferde in Kuka angekommen, Rohlfs zog durch das Nordthor ein, während ihn die Suite des Sultans am Westthore erwartete.

Nachtigal wurde mit ähnlichem Gepränge wie einst Clapperton

und Denham eingeholt; allerdings galt der Pomp in erster Linie dem Gesandten des Paschas von Tripolis, der den Christen in schlauer Weise in den Hintergrund zu drängen suchte, bis Omar ihn kennen lernte und besonders auszeichnete.

Am letzten Lagerplatz vor der Stadt erhielt die Karawane, mit der Gustav Nachtigal zog, die Nachricht, dass Aba Bu Bekr, der älteste Sohn Omars und der vermutliche Thronfolger, die Gäste seines Vaters einholen werde. Es werden sonst alle grösseren Handelskarawanen in die Hauptstädte des Sudan eingeholt; diesmal versprach aber der Empfang besonders grossartig zu werden.

So rückte die Karawane in würdevoller Langsamkeit dem Kronprinzen entgegen, der auf einem Sandhügel hielt, von einer schier unübersehbaren Menge von Eingeborenen umgeben.

Unmittelbar vor dem Prinzen war die Infanterie aufgestellt, dieselbe Truppe, deren bunte Uniformen wir bereits aus den Schilderungen Rohlfs' kennen. Ihre Equipierung war im Laufe der wenigen Jahre nicht besser geworden; die Hosen reichten vielfach nur noch an die Knöchel, und die Ärmel der Jacken liessen wegen ihrer erstaunlichen Kürze die braunen Arme der Soldaten affenartig lang erscheinen. Aber die Truppe war diesmal in voller Aktion; sie gab die Ehrensalven ab und suchte durch den reichlichsten Pulververbrauch ihrem Stande Ehre zu machen.

Rings um den Prinzen hielten hoch zu Ross die Würdenträger des Reiches und die Hauptleute; wir kennen bereits ihre reiche, schwerfällige, aus vielen Burnussen und Toben bestehende Kleidung, ihre Ausrüstung war noch durch ein langes Schwert, das an der linken Seite des Sattels hing, und durch einen weitmündigen Karabiner auf der rechten Seite vervollständigt.

Auf diese Herren folgten Panzerreiter — der Kern aller Truppen im Sudan — teils solche, welche in ein maschiges Metallhemd und einen metallenen Helm mit vorspringenden Visierstangen, teils, und vornehmlich, solche, welche in weniger kriegerisch aussehende, unbehilfliche Wattenpanzer gekleidet waren. Diese letzteren bestehen in so umfangreichen wattierten und gesteppten Röcken, dass der Krieger vollständig in ihnen verschwindet, und sind so dick und fest durchnäht, dass der Inhaber jeder freien Bewegung beraubt ist. Dazu gehört eine ähnliche Kopfbedeckung, und womöglich

werden auch die Pferde in gleicher Weise ausgerüstet. Schwere Watte-Umhüllungen umgeben den Hals und Körper der Tiere bis auf die Füsse, und ihr Gesicht wird durch eine sieben bis zehn Centimeter breite, leicht gepolsterte Messingplatte geschützt, welche einen stumpfen Winkel bildet, um der Haut des Tieres nicht aufzuliegen. Um diese Rüstung und den schweren Reiter zu tragen, müssen die stärksten Pferde ausgesucht werden, denn für einen solchen Krieger beruht in kritischen Lagen das Heil in der Kraft und Schnelligkeit des Pferdes. Als Waffe führen die Panzerreiter die Lanze und meist ein kurzes, breites Schwert.

Dies war der glänzende Kern der Eskorte, um den sich zwanglos leichte Reiter in einfachen Toben, Lanzenträger zu Fuss und heidnische Bogenschützen von den südwestlichen Grenzen des Reiches tummelten, die oft nur mit einem Schurz um die Hüftengegend bekleidet waren. Musikbanden mit Trommeln, Pfeifen, Hörnern, Posaunen aus Holz oder Metall und Dudelsäcken vervollständigten das Ganze und erzeugten im Verein mit der drauf los knallenden Infanterie einen ohrenbetäubenden Lärm.

Der Kronprinz trug einen goldgestickten Burnus von feinem dunkelblauen Tuch, einen Tarbusch ohne Turban und ritt, auf silbergesticktem Sattelüberzuge von blauem Sammet, ein herrliches, prachtvoll gezäumtes, schwarzes Pferd mit vergoldeten Steigbügeln. Die Begrüssung erfolgte in arabischer Sprache; der Kronprinz und die Führer der Karawane wechselten den Händedruck, und nun ging es nach Kuka unter dem Getöse der Musik, Geheul der Menge und unaufhörlichem Pulvergeknall.

Die Menge der Zuschauer war unabsehbar, und als der Zug durch das Westthor die Königsstrasse der Residenz betrat, war dieselbe derart mit Volksmassen gefüllt, dass man nur langsam bis zum Palaste vordringen konnte. Der Staub in den ungepflasterten Strassen war so ungeheuer, dass er alles in dichte Wolken einhüllte.

Die Briefe, in welchen Nachtigal dem Scheich seine Mission angezeigt hatte, waren demselben von den Hofleuten nicht übergeben worden, vermutlich auf Veranlassung Bu Aïschas, der sich in den Vordergrund drängen wollte, und so wurde diesmal nur der Gesandte des Paschas in den Palast hineingelassen und vor den

Gustav Nachtigal vor Scheich Omar von Bornu.

Sultan geführt, der Gesandte des Königs von Preussen musste verletzt über diese Zurücksetzung sich in seine Wohnung in der Weststadt begeben, die gleichfalls nicht seinen Wünschen und seinem Range entsprechend ausgefallen war. Doch alle diese Widerwärtigkeiten wurden fortgeräumt und vergessen, nachdem Nachtigal die Audienz am Hofe bewilligt wurde.

Nachtigal betrat den Palast durch eine von einer Reihe viereckiger Erdsäulen getragene Vorhalle, in der die Wache stand und sechs kleine Bronzekanonen auf schlechten und rohgearbeiteten Lafetten aufgestellt waren. Die Etikette erfordert, dass in dieser Vorhalle die Fussbekleidung abgelegt werde; die Europäer befolgten diese Sitte nicht. Rohlfs trat in Stiefeln vor den Sultan. Nachtigal wich auch von der Etikette insofern ab, als er sich nur der Oberschuhe entledigte, unter denen er kleine, sohlenlose Schuhe aus feinem gelben Leder trug, wie sie die nordischen Araber der Küstenstädte zu tragen pflegen, um nicht barfuss oder auf Strümpfen im Hause herumgehen zu müssen. Nachtigals Begleiter übergab hier Burnus, Tarbusch und Turban ebenfalls einem Diener, da die Sitte auch diese Kleidungsstücke den Unterthanen in Gegenwart des Herrschers verbietet.

Nachtigal wurde allein in einem Privatgemach empfangen, dessen Fussboden mit Teppichen belegt und dessen graue Thonwände mit verschiedenen Stoffen und farbigen Mustern behangen waren.

An europäischen Möbeln befand sich nur eine eiserne Bettstelle und ein roh gezimmerter hölzerner Lehnstuhl daselbst, während eine Bank durch eine Matratze, Teppiche und Kissen zu einem Diwan hergerichtet war.

Omar sass mit untergeschlagenen Beinen auf der Bank; er trug einen einfachen Tuchburnus über weissen Bornugewändern und einen kunstvoll geschlungenen Turban. Die Grösse des letzteren war jedoch nicht mehr so ungeheuerlich, wie einst an dem alten Bornuhofe. Eine Tour des Turbans war als Litam (Gesichtsschleier) um den Mund geführt; seine Füsse waren mit weissen Strümpfen bekleidet, und neben ihm standen gelbe Pantoffeln, während das Königsschwert und ein mit Silber ausgelegter Karabiner vor ihm lagen. Damals war Omar schon alt geworden, aber man

merkte das nur an seinem weissen Barte und an seiner schwer verständlichen Aussprache, die durch den Mangel an Zähnen verursacht war. Für diese Audienz und den Charakter Omars ist es wohl bezeichnend, dass er sich bei Nachtigal wegen des irrtümlicherweise ungebührlich ausgefallenen Empfanges am ersten Tage entschuldigte und, um gleich ein Pflaster auf die wunde Stelle zu legen, dem Verletzten durch seinen Eunuchen einen seidegefütterten Burnus aus feinem schwarzen Tuch über die Schulter hängen liess.

Am nächsten Tage nach der Vorstellung sollte die Übergabe der Geschenke König Wilhelms stattfinden. Für Nachtigal war dies ein kritischer Augenblick, denn er konnte nicht wissen, was mit den Geschenken in den Kisten geschehen war. Sie waren ja jahrelang unterwegs gewesen. Konnten nicht Motten den Thronsessel zerfressen haben? Wie sahen die königlichen Bildnisse aus? Auf der Stutzuhr stand eine wenig bekleidete allegorische Figur, die in den Augen der strenggläubigen Mohammedaner für eine sündhafte Darstellung gelten musste. Doch wir wissen ja, dass Scheich Omar in dieser Beziehung nicht sehr streng war, denn Rohlfs hat ja bei ihm eine Abbildung des Sultans Abdul-Asis und Bilderbogen mit Soldaten gesehen, und die Geschenke kamen alle wohlbehalten an mit Ausnahme des Harmoniums, das arg verstimmt war und von niemand repariert werden konnte.

Endlich erschien Nachtigal mit seinen Gaben vor Omar. „Mit einer gewissen Aufregung folgte ich," erzählt der Reisende, „der Auspackung des Thronsessels und hatte die grosse Freude, ihn in seiner ganzen ursprünglichen Pracht und Herrlichkeit seinem jahrelangen Gefängnisse entsteigen zu sehen. Seine vorzügliche Polsterung in Sitz und Lehne, der schöne Überzug aus rotem Sammet, die reiche Vergoldung der kunstvoll geschwungenen Füsse und Armlehnen gewannen die vollste Bewunderung des Fürsten. Demnächst wurden die königlichen Bildnisse herausgenommen, und ich konnte mit grosser Genugthuung wahrnehmen, dass, trotzdem meine Besorgnis nicht ungerechtfertigt gewesen war, in dem feinfühlenden Fürsten Stolz und Rührung über die religiösen Bedenken die Oberhand gewannen. Als ich ihm auseinandersetzte, wie mein König und Herr, unserer heimatlichen Sitte folgend, auf diese Weise die infolge der grossen Entfernung unmögliche persönliche Bekannt-

schaft habe ersetzen wollen, half er mir in liebenswürdigster Weise über meine Sorge hinweg, indem er sagte, ich selbst wisse wohl, dass der Islam nur diejenigen Nachbildungen menschlicher Formen verurteile, welche einen Schatten zu werfen imstande seien, also als Statuen oder Reliefbildungen dargestellt sind, dass aber das auf flachem Papier oder ebener Leinwand erzeugte Gemälde nicht in den Bereich der Sünde gehöre. Damit war freilich der allegorischen Figur der Stutzuhr das Urteil gesprochen."

Von den übrigen Geschenken erregten die Zündnadelgewehre die grösste Freude und Bewunderung des hohen Herrn; denn Omar war ein Liebhaber von verschiedenen Gewehren und hatte eine ganze Sammlung der verschiedensten Systeme in seinem Waffenzimmer. In Afrika sind diese Gewehre für einen Fürsten ohne grossen Wert; denn sobald die Patronen verschossen sind, was oft sehr bald geschieht, sind sie nutzlos. Für die grosse Menge des Rosenöls sprach er seinen Dank im Namen der Frauen und Töchter seines ausgedehnten Haushaltes. Eine besondere Freude empfand auch Omar an dem kunstvollen königlichen Begleitschreiben, das ihm mit der beigefügten arabischen Übersetzung in zierlicher Kapsel überreicht wurde.

Wohl ein halbes Dutzend mal musste Nachtigal dasselbe in deutscher Sprache vorlesen, wobei er durch kraftvolle Betonung und deklamatorischen Vortrag zu ersetzen suchte, was dem Hörer an Verständnis abging, und als der Reisende den Inhalt dann übersetzte, während Omar die schriftliche Übertragung mitlas, war der liebenswürdige Negerfürst sichtlich bewegt. Die dankbare Erwähnung der materiellen Unterstützungen, welche er Moritz v. Beurmann und Gerhard Rohlfs hatte angedeihen lassen, erfüllte ihn mit Rührung und Beschämung und bestärkte ihn in seiner wohlwollenden Beurteilung des Charakters der Europäer. Es war ihm in gleicher Weise erstaunlich, sowohl dass diese Herren voll Dankbarkeit seine Grossmut und Biederheit in Schrift und Wort in ihrer Heimat gerühmt hatten, als dass ein mächtiger europäischer König in so anerkennender Weise seine ihm so natürlich erscheinenden Handlungen als Edelmut pries.

Wie wir schon früher erwähnt haben, hatte Scheich Omar Rohlfs aufgetragen, ihm eine Kutsche zu senden, denn das Wägel-

chen, welches die englische Expedition 1851 nach Bornu gebracht hatte, war doch nur recht winzig. Aus leicht erklärlichen Gründen hat man in Berlin von dem Transport einer zerlegbaren Kutsche auf dem Rücken der Wüstenschiffe quer durch die Sahara abgesehen, und Nachtigal erklärte, der König von Preussen habe diese Sendung unterlassen, weil er nicht gewusst habe, ob jemand die Expedition begleiten würde, der fähig wäre, die Bestandteile einer solchen zusammenzufügen, und dass dieses Versäumnis bei der nächsten Gelegenheit hoffentlich gut gemacht werden könne. Omar war damit zufrieden und erwiderte, dass er wohl wisse, nur dieser Grund sei massgebend, denn es sei wohlbekannt, wie fest die Christen an dem gegebenen Versprechen halten.

Wir haben bis jetzt den Scheich in seinen Audienzen als einen ruhigen, schlichten Mann kennen gelernt. Wollen wir den Pomp seines Hofes schauen, so müssen wir ein Fest abwarten. Ein solches Fest ist für die mohammedanische Welt Id-el-Fatra, das fröhliche kleine Beiramfest. Die Bewohner von Kuka, die an kulinarische Genüsse gewöhnt sind, haben vier Wochen lang gefastet; da dröhnen in der Nacht vom 22. Dezember Böllerschüsse durch die Stadt, das Ende der Fastenzeit verkündend. Am nächsten Tage ruht die Arbeit; in den Häusern wird fleissig gebacken, gekocht und gebraten, und vormittags eilt alles hinaus nach dem einige Kilometer von der Stadt entfernten und geweihten Platze in der Oschar-Ebene, wo der Scheich selbst sein Festgebet verrichtet. Wir verdanken Nachtigal eine schöne Schilderung der Pracht, die bei diesem Feste entfaltet wird.

Der Rückzug in die Stadt gestaltet sich bei dieser Gelegenheit zu einem geordneten Festzuge, zu dem die Würdenträger ihre Dienstmannen aus der Provinz in die Hauptstadt zu rufen pflegen und in welchem die meisten Stämme des Reiches vertreten sind.

Die Spitze des Zuges bildeten Trupps leicht berittener Araber und in zweiter Linie die schweren Reiter der in der Hauptstadt anwesenden Würdenträger. Dann folgte, getragen auf hoher Stange, ein Emblem, dessen Bedeutung niemand unter seinen Bekannten Nachtigal enträtseln konnte. Es bestand in einer hohen, fast kegelförmigen Mütze, aus abwechselnd gelben und roten Feldern zusammengenäht, und wurde jederseits von einem Reiter in euro-

päischer Kürassieruniform, d. h. in wirklichem metallenen Helm und Kürass und auf wattegepanzertem Pferde, geleitet. Hinter ihm, umgeben von flintenbewaffneten Soldaten der Infanterie in ihrer buntscheckigen Tracht, trug man das mit musikalischem Geklingel, Rosshaarschweifen und dem mohammedanischen Halbmond gezierte Gestell der Janitscharenkapelle, welches der Scheich aus Fessan als Geschenk erhalten hatte. Unmittelbar vor dem dann folgenden Herrscher schritten vier Fahnenträger mit grünen und roten Fahnen. Der Scheich selbst ritt bei dieser religiösen Zeremonie in weissem Turban und Litam, von weissem Burnus umhüllt, auf hohem, schneeweissem Pferde. Nur durch den hellen gelbseidenen königlichen Sonnenschirm, der an langer Stange von einem neben dem Pferde einherschreitenden hochgewachsenen und kräftigen Sklaven über seinem Haupte gehalten wurde, durch den reich mit Gold gestickten roten Sammetsattel und eine breite, buntseidene Decke kam neben der hohenpriesterlichen Würde der königliche Glanz zur Geltung. Die königliche Leibgarde, schwer gepanzerte Reiter mit Helmen, auf denen Straussfederbüsche wehten, umgab diesen Teil des Zuges, dem die Musikkapellen mit ihrem fürchterlichen Lärm nachfolgten. Auch acht der besten Pferde des Scheichs wurden mit kostbarem Sattelzeug im Zuge geführt.

Nun folgte eine Abteilung, welche das Lächeln des Europäers hervorrufen musste: eine dürftige Kanone auf einer im Lande gearbeiteten plumpen Lafette, bei welcher Holzscheiben die Stelle der Räder vertraten, und die von zwei kleinen melancholisch einherschreitenden Maultieren gezogen wurde — dann jenes berühmte halbverdeckte Wägelchen, das vor zwanzig Jahren durch die Richardson-Barthsche Expedition hierher gebracht worden war. Das Lederdach war längst abgenutzt und durch einen Überzug aus rot geblümtem Kattun ersetzt worden. Ein drittes Maultier mühte sich mit dem Fortbewegen dieses Vehikels ab. Die Befehlshaber dieser beiden Abteilungen ritten neben ihnen. Abdallah-Karussa, d. h. Wagen-Abdallah, war der Kommandant der Karosse. Er war mit der Richardsonschen Expedition von der Küste gekommen, und da er den Wagen zusammengestellt hatte, behielt ihn der Sultan zur Hütung des Gerätes in seinen Diensten. Von diesem Posten hätte er aber nicht leben können; denn Gehälter werden in Bornu über-

haupt nicht ausgezahlt; er war seines Zeichens Schneider und verdiente mit Nadel und Schere seinen Unterhalt. Nicht besser war der Chef der Artillerie Mohammed-Medfa, d. h. Kanonen-Mohammed, situiert, der um zu leben kaufmännische Geschäfte betrieb.

Von diesem Hofe aus unternahm Nachtigal seine Reisen nach Kanem und dem Bagirmilande, und als er von der ersteren Reise in jämmerlichem Zustande nach Kuka heimkehrte, gab ihm der Scheich unaufgefordert die schönsten Beweise seiner Aufmerksamkeit, indem er dem Reisenden Kleider, ja selbst europäische Kniestrümpfe übersandte. Glücklicherweise konnte sich Nachtigal revanchieren, denn es waren inzwischen aus Europa neue Sendungen eingetroffen, die aus Waren, die Nachtigal bestellt hatte, bestanden. Es waren dies allerlei Spielsachen der feinsten und hübschesten Art, die für das grosse Kind Omar bestimmt waren: Nachen, Gänse und Fische, die mit Magneten geangelt werden konnten, Rotationsapparate, Stereoskope, Pharaonenschlangen, Attrappen und ähnliche Wunder. Diese Sendung enthielt aber noch einen Zauberkasten, eine Laterna magica mit sehr zweckmässig ausgewählten Bildern. Nachdem Nachtigal den Apparat zu Hause gründlich ausprobiert hatte, meldete er sich zu einer Mitternachtsvorstellung im Palaste, und der Erfolg war ein wahrhaft glänzender. Staunend beobachteten der König und seine Würdenträger das stolze, die Ohren spitzende Pferd, die Kuh, welche Kopf und Schweif bewegen, den Löwen, der den Rachen aufsperren konnte. Der kostbare Apparat wurde selbstverständlich dem Sultan verehrt, um in dessen Raritätenkammer, die einem kleinen Museum glich, aufbewahrt zu werden.

Endlich nach Vollendung der Bagirmireise nahte für Nachtigal der Augenblick, wo er vom Scheich Omar Abschied nehmen musste und sich nach Wadaï wandte. Auch jetzt noch bewies ihm der Scheich seine vollste Huld. Da er gehört hatte, dass Nachtigal Anleihen aufnehmen musste und die Kaufleute die Kleinigkeit von 150 Prozent dafür verlangten, sandte er ihm eine reiche Reiseausstattung und gab ihm neben sicherem Geleite auch einen Brief an seinen Nachbar, den König von Wadaï.

Derselbe lautete:

„Preis sei Gott und Huldigung dem Gottgesandten.

Vom Knechte des hochgelobten Gottes, Omar, dem Sohne des Mohammed el-Emin el-Kanemi, an Seine Majestät, unsern durchlauchtigsten, edeln, ruhmreichen, mächtigen, glückseligen, mit allen schönen und gottgefälligen Eigenschaften geschmückten Freund, den Sultan Mohammed Ali, Sohn des edlen und berühmten Sultans Mohammed es-Sarif, Gruss und Huldigung und Ehrerbietung und Anwünschung göttlichen Segens und langen Lebens! Die Veranlassung zu diesem unsern Schreiben an Euch ist, dass wir in Betreff des christlichen Schutzbefohlenen Idris Efendi, welcher auf der Rückkehr nach seiner Heimat Deutschland zu Euch kommen wird, von Eurer Regierung erbitten, derselbe möge unter dem Schutze Eures ruhmreichen Namens wohlbehalten, sicher und ohne Gefährde und Belästigung nach Fur gelangen. Derselbe kam zu uns auf Grund der Zusage unseres Schutzes und unserer Gnade, und es ist eins der Fundamentalgebote unsrer heiligen Religion, dem Schützling Wort zu halten, ja die alten Lehrer des göttlichen Gesetzes haben sogar gesagt, dass die Vergewaltigung des Schützlings sündhafter sei als die des Muselmans, weil jener hilflos ist in den Ländern des Islam. Dies ist, was wir von Eurer Güte beanspruchen und für dessen Gewährung unsre hohe Meinung von Euch uns bürgt. Der hochgelobte Gott sei mit uns allen. Lebt wohl!

Geschrieben Donnerstags vor Mittag am ersten Tage des heiligen Monats der Pilgerfahrt des Jahres 1289."

Wir schliessen hiermit die Charakteristik Omars, insoweit derselbe mit europäischen Erforschungsreisenden in Berührung gekommen war. Wir sehen, dass er das Lob eines vorurteilsfreien, milden und liebenswürdigen Fürsten verdient. Ohne es zu wissen, hat er die Geographie bedeutend gefördert. Diese Anerkennung darf ihm nicht vorenthalten werden. Leider ist das Urteil aller Reisenden über ihn als Regenten nicht so günstig: einstimmig wird ihm Schwäche vorgeworfen. Er verliess sich viel zu viel auf seine Würdenträger und wusste oft nicht, was in seinem Reiche sich ereignete. Diese Würdenträger waren mitunter auch kleine schwarze Reichsfürsten. Die Betrachtung derselben ist sehr lehrreich; denn erst nach ihrer Umgebung lernt man die Könige kennen.

Die Würdenträger Bornus.

Einen der grossen Herren, die am Hofe Omars lebten, kennen unsre Leser bereits flüchtig aus dem Abriss der Geschichte Bornus. Es war der Wesir Hadsch Beschir. Er war der älteste Sohn des berühmten Waffengefährten des grossen Scheichs Mohammed el Kanemi, gehörte also zur angesehensten Familie im Lande. Wie der Titel Hadsch beweist, hatte er eine Wallfahrt nach Mekka gemacht. Dies geschah im Jahre 1843, noch zu Lebzeiten seines Vaters. Der junge Beschir war von Natur ein geweckter Mann, und die weite Reise, auf welcher er mit den Arabern der Küste in Berührung gekommen war und so viele Werke der Kultur gesehen hatte, erweiterte bedeutend seinen Gesichtskreis. Wenn er schon früher von Geburt aus zu höheren Würden berufen schien, so kehrte er jetzt mit hochfliegenden Plänen nach seinem Heimatlande zurück. Hier fand er vieles verändert. Die Schlacht von Kussuri, in der sein Vater fiel, war geschlagen. Scheich Omar war ein Flüchtling in seinem Lande, bedroht von dem Heere der Wadawa und den Anhängern der alten Dynastie. In diesen Wirren schloss sich Hadsch Beschir dem Scheich an, und dank seiner Gewandtheit wurde er dessen erster Ratgeber.

Er hatte nur einen Nebenbuhler, den jüngeren Bruder Omars Abd er Rahman, der sich ebenso durch Tapferkeit wie durch Zügellosigkeit auszeichnete. Barth erzählt von ihm, dass er in seiner Jugend alle Art von Ungerechtigkeit verübt und selbst junge Bräute ihren rechtmässigen Besitzern entrissen hatte. Er war ehrgeizig, glaubte zum Thron ebenso berechtigt zu sein wie sein älterer Bruder — war aber ein Mann von nicht viel Verstand. Der Einfluss, den Hadsch Beschir im Reiche hatte, war ihm unbequem, denn er wollte mindestens zusammen mit seinem Bruder regieren.

Der Gegner dieses Prinzen, Hadsch Beschir, war klüger, geschmeidiger, aber er hatte gleichfalls schlimme Fehler. Er war habsüchtig und wollte Schätze zusammenhäufen, um seinen luxuriösen Neigungen nachzuhängen. Er gehörte, wie Barth berichtet, in die Kategorie derjenigen, welche auf Kanori „kamuma“ genannt werden, das heisst, er war vom weiblichen Geschlecht sehr eingenommen und hielt einen Harem von 300 bis 400 Sklavinnen. Er

folgte bei dem Ansammeln so vieler Gefährtinnen zur Unterhaltung in seinen Mussestunden einem gewissen wissenschaftlichen Prinzip.

„Ja, ein leichtgläubiger Mensch," schreibt der genannte Reisende über seinen Freund, „dürfte wohl denken, dass er nur aus wissenschaftlichen Gründen eine Art ethnologischen Museums, natürlich von ganz interessanter Art, zusammengestellt habe, um nicht so leicht die bezeichnenden Züge eines jeden Stammes zu vergessen. Ich habe oft gesehen, dass er, wenn ich mit ihm über die verschiedenen Stämme des Negerlandes sprach, von der Neuheit eines Namens betroffen wurde und bedauerte, dass er in seinem Harem noch kein Exemplar der Art habe, auch sogleich seinen Dienern den Auftrag gab, ein solches in möglichster Vollkommenheit zu beschaffen. Auch erinnere ich mich, dass er mir, als ich ihm eines Tages ein ethnologisches Werk zeigte, an welchem er sichtliches Interesse nahm, und zu dem wunderschönen Bilde einer Cirkassierin kam, mit einem Ausdruck unzweideutiger Genugthuung sagte, dass er ein lebendes Exemplar dieser Art besitze."

Ein solcher Mann war nicht von dem Eisen geschmiedet, das die Staatsmänner ausmacht; er zeichnete sich nicht durch besondere Energie aus, seine Klugheit wurde durch die Habsucht geblendet und artete in Schlauheit aus. Nachdem er zur Macht gelangt war, entfremdete er sich die Leute dadurch, dass er sie zwang, ihm eine hübsche Sklavin oder ein schönes Pferd zu überlassen. Er war darum nicht beliebt, und daraus erklärt es sich, warum er in dem Kampfe gegen Abd er Rahman so leicht überwunden wurde.

Aus der Schule dieses Mannes ging ein anderer Würdenträger, Lamino, hervor, der später des Scheichs Faktotum wurde. Er war unter Hadsch Beschir Polizeidirektor und Exekutor. Barth fällt über ihn ein herbes Urteil: „Wir finden hier ganz dasselbe Verhältnis, wie in Europa, wo notorische Spitzbuben mitunter die trefflichsten Polizeibeamten abgeben. So war Lamino — eigentlich El Amin — früher ein gefürchteter Strassenräuber gewesen und nun chef de police oder Zwangsmeister geworden; er leistete dem sanfteren Wesir durch seine Hartherzigkeit und Schamlosigkeit vortreffliche Dienste, und wir nannten ihn daher nur die „schamlose Linke." Einkerkern und Peitschenlassen war sein Hauptvergnügen;

er konnte indessen auch sehr sanftmütig und liebenswürdig sein, wenn er in höchst sentimentalen Ausdrücken von seiner Liebe zu der begünstigten Beherrscherin seines Herzens erzählte. Auch war es überhaupt spasshaft, den Schrecken wahrzunehmen, den er empfand, wenn wir die Erde mit einem Straussenei verglichen, da es ihm bei seiner Schwere und Plumpheit unbegreiflich war, wie er sein Gleichgewicht darauf bewahren solle."

Lamino muss sich, nachdem er Hadsch Beschirs Nachfolger geworden, doch geändert haben. Wir wollen ihm nach einem Dutzend Jahren mit Gerhard Rohlfs einen Besuch auf seinem Landgute abstatten; wir werden da einen ganz anderen Mann kennen lernen.

Lamino war der Gutsherr von Magommeri. Schon unterwegs hörte Rohlfs aus der Ferne den Schall der grossen Trommel, die vor dem Hause Laminos geschlagen wurde; zugleich begegnete man unterwegs einem Trupp festlich gekleideter heimkehrender Reiter aus der Nachbarschaft, denn in Magommeri war gerade die Beschneidung des jüngsten Sohnes des Gutsherrn gefeiert worden. Da Rohlfs seine Ankunft durch einen Boten hatte melden lassen, so kamen ihm im Auftrage ihres Herrn zwei gepanzerte Reiter entgegen, die den Reisenden begrüssten und ihn in seine Gastwohnung geleiteten, ein grosses, mit Matten umfriedigtes Gehöft, das eigens zum Funduk (Gastherberge) eingerichtet war. Bald darauf erschien ein Diener Laminos, um den Gast zu seinem Herrn zu geleiten.

Die eigentliche herrschaftliche Wohnung lag ziemlich weit von dem Funduk entfernt und war in grossem Stil angelegt; sie bestand aus einer ganzen Reihe von Hütten und Gehöften und bildete wohl die Hälfte der Ortschaft. Zunächst wurde Rohlfs in einen äusseren Hof, der, nach der Menge der darin hockenden Leute zu urteilen, ein Wartehof zu sein schien, dann nach einem inneren Hof geführt, in dem der Hausherr in schwarzem Gewande unter einem schön belaubten Baume lag.

Lamino erklärte, dass er nach Kuka abreisen wollte, um den Intriguen seiner Feinde und Neider am Hofe zu begegnen, dass er aber Rohlfs' wegen bleiben werde, da ihm der Sultan übelnehmen würde, wenn er auf seinem Territorium den seltenen Gast nicht freundlich bewirtete.

In seine Herberge zurückgekehrt, fand Rohlfs einen geradezu lächerlichen Überfluss von Speisen und Lebensmitteln vor: ein fettes Schaf, ein paar Dutzend Hühner, mehrere Krüge Butter und Honig, einen Korb voll Eier, grosse Schüsseln mit Reis, andere mit gebratenen Perlhühnern und mit Giraffenfleisch. Zur Feier des vorhergehenden Tages war nämlich eine riesige Giraffe geschlachtet worden, die gegen dreissig Zentner Fleisch gab.

Das Gut Magommeri war kein kleiner Ort; bei uns würde man es schon ein Städtchen nennen, denn es zählte gegen viertausend Einwohner, alles Sklaven oder Diener Laminos. In dem umzäunten Hofe vor jeder Hütte grasten ein paar Pferde, deren Besitzer verpflichtet waren, den Gutsherrn auf seinen Razzien zu begleiten.

Lamino liess Rohlfs durch einen seiner Eunuchen durch die ausgedehnte Behausung führen. Nachdem Rohlfs mehrere kleinere Höfe, voll von Sklavenkindern, Gazellen, Perlhühnern und dergl., passiert hatte, kam er in die Küche, in welcher für 500 Personen gekocht werden musste. Sie bestand aus drei sehr grossen Hütten. Eine Menge junger und alter Weiber war mit Zurichtung und Kochen der Speisen beschäftigt. Sie säuberten das Getreide von Kleie, stampften es in hölzernen Mörsern nach dem Takte eines eintönigen Negergesanges oder rieben es auf Granitsteinen zu Mehl, kneteten Brot auf hingebreiteten Ziegenfellen, reinigten Honig vom Wachs und setzten die kolossalen thönernen Töpfe ans Feuer. Ausser dieser Küche für das Hauspersonal und die täglichen Kostgänger gab es noch einen besonderen Küchenraum, in dem für Lamino selbst, seinen Harem und seine vornehmen Gäste gekocht wurde.

Auf diesem Gutshofe fand Rohlfs eine Anlage, die, wenn man ihr öfters in Afrika begegnete, eine Quelle des Wohlstandes für die Eingeborenen werden könnte. Leider war sie aber die einzige Anlage ihrer Art, die Rohlfs auf seinen Zügen im Inneren von Afrika sah. Es handelte sich um eine Straussenzucht. Der Straussenhof bestand in einem umfriedigten länglichen Raume, der dreissig Straussenweibchen und einem Männchen zum Tummelplatz und als Brutstätte diente.

Die dreissig Vögel waren sämtlich in der Gefangenschaft ausgebrütet und grossgezogen worden. Der Führer zeigte Rohlfs in

dem weissen Sande sieben Löcher, jedes mit 25 bis 30 Eiern, und belehrte ihn, dass die Bruthennen ihre Eier am Tage frei liegen lassen und sie nur des Nachts bebrüten. Die Strausse werden mit allerlei Fleischabfällen, Gras, Kräutern und mit Kleie, die man mit Wasser tränkt, gefüttert. Die kostbaren Federn werden ihnen einmal im Jahre ausgerupft.

Lamino besass auch grosse Waffenkammern mit Lanzen, Wurfspiessen, Köchern voll vergifteter Pfeile, Panzern, Schilden von verschiedener Form und aus verschiedenen Stoffen, vom schweren ledernen bis zum leichten aus Stroh geflochtenen; da waren ferner Sättel und wattierte Überzüge für Pferde — wohl zur Armierung von tausend Reitern ausreichend. In den Vorratshäusern standen Töpfe mit Honig und ausgehöhlte Kürbisse voll Butter. Das Getreide aber war in Körben im Freien aufgestellt, damit nicht Würmer hineinkämen. Während der nassen Jahreszeit wird es allerdings in thönerne Türme gebracht.

Der unternehmende Gutsherr, der noch vor fünfzehn Jahren nur das Hemd auf dem Leibe sein eigen nennen konnte, war jetzt der reichste Mann von Bornu gleich nach dem Sultan. Er hielt auch Zibethkatzen, welche das in Afrika so hoch geschätzte Parfüm liefern.

Dieser hohe Würdenträger des Reiches bezog kein Gehalt; diese Einrichtung ist in Bornu unbekannt; er war zum Verwalter der meisten Distrikte der Schua-Araber ernannt, und davon sowie von seinen Privatgütern kamen seine Einkünfte. Er unterhielt eine regelmässige Reitermacht von etwa tausend Mann, unter denen wenigstens dreihundert Panzerreiter waren, und eine Leibgarde von vierzig bis fünfzig Mann.

Seinen Haushalt in der Residenz hat Nachtigal ausführlich geschildert. Schon wenn man sich seiner in der Oststadt gelegenen Wohnung näherte, verriet die Menge der reich geschirrten Pferde, der Sklaven und Wachen vor seinem Hause, dass in demselben ein hoher Beamter wohne. Der Vorhof war dagegen nicht besonders reinlich. Eine Anzahl halbgezähmter Schweine wühlte in demselben herum, ebenso befanden sich hier grosse Abfallgruben. Allerlei wildes Getier, ein Ichneumon, ein Steppenluchs an der Kette und eine ungefesselte junge Hyäne, empfing den Besucher in der

Eingangshalle und dem inneren Hofe. Hier herrschte ein reges Leben. Sklaven waren beschäftigt, das Getreide, welches von den Gütern ihres Herren kam, abzuladen; ringsherum lagen riesige Büffelköpfe und verschiedene Felle: Tribut der Araberjäger; eine Menge von Bittstellern wartete auf den Einlass, und dazwischen sah man gekettete Verbrecher, deren Anwesenheit den Fremden daran erinnerte, dass er einen Polizeiminister besuche.

Nachtigal wurde von Lamino in einem offenen Audienzzimmer empfangen. „Dort sass," erzählt der Reisende, „der einflussreiche Mann, kahlköpfig, dickleibig und etwas schmutzig, von seinen Vertrauten umgeben, auf einem Antilopenfelle, liess mir ebenfalls ein solches hinbreiten und empfing mich mit dem freundlichsten Lächeln. Er hatte eine rötlich graue Hautfarbe, trug seinen mächtigen Kopf auf einem wahren Büffelnacken, erfreute sich eines in jener Gegend ungewöhnlich vollen weissen Bartes und hatte Gliedmassen, welche an die Dickhäuter seines Vaterlandes erinnerten. Diese physischen Eigentümlichkeiten traten um so mehr hervor, als er in der Nachmittagskühle mit entblösstem Körper, dessen Muskulatur und Fettbedeckung mit der breiten, weissbehaarten Brust einen bemerkenswerten Anblick boten, dasass, wie er es liebte, wenn er hauptsächlich Vertraute empfing."

Obwohl Körbe voll Ketten vor ihm standen, so war die Aburteilung der Verbrecher nicht seine Lieblingsbeschäftigung. Dieser Mann war ein Epikuräer im bekannten Sinne des Wortes und ging in seiner Küche auf. Während er Audienzen erteilte, kamen jeden Augenblick Diener und Dienerinnen aus der Küche, die ihm verschiedene Schüsseln zum Kosten vorsetzten. Lamino hatte nun allerlei Zuthaten stets zur Hand und gab den Gerichten die letzte Würze. Er war stolz darauf, dass er unter seinen Sklavinnen die besten Köchinnen vom Nil bis zum Niger besitze. Mächtige Körbe, mit Hühnereiern gefüllt, standen im Hintergrunde des Zimmers, und rings herum eine Sammlung von Eiern der verschiedenartigsten Wasservögel von den Ufern des Tsade. Hier waren Krüge voll Butter, welche augenblicklich im Gebrauch waren, dort Schüsseln mit Milch in allen Stadien und Arten, süss, gesäuert, eingedickt; Honig und Zucker befanden sich stets in seiner Nähe; Büffelfleisch, gebratene Hühner und Süssigkeiten wurden von Zeit zu Zeit auf-

getragen, und er verfehlte bei der Anpreisung der Gerichte nicht, als Wirt mit gutem Beispiel voranzugehen.

Und während er seine Speisen umrührte, erledigte er die Staatsgeschäfte, urteilte Verbrecher ab, war überhaupt stets in regster Thätigkeit. Lamino war dabei die einflussreichste Person am Hofe.

Der Scheich Omar liebte ein ruhiges, beschauliches Leben, kriegerische Verwickelungen waren nicht nach seinem Geschmack; geriet er nun mit seinen Nachbarn und Vasallen in politische Verwickelungen, so war der kluge Lamino stets in der Lage, Rat zu schaffen und die Zwistigkeiten in Frieden beizulegen. Er hatte auch einen unbeschränkten Zutritt zu seinem Herrscher, und in den Privataudienzen warf er oft die Beschlüsse über den Haufen, welche die Vornehmen in der öffentlichen Ratsversammlung gefasst hatten. Im Gegensatz zu Barth giebt uns Nachtigal folgende Charakteristik Laminos: „So wie er war, war er gefürchtet von den Übelthätern, gehasst von den Hofintriganten, geachtet von den Leuten, welche nicht in die Öffentlichkeit traten, geschätzt vom Könige, verehrt von den Schua, vergöttert von seinen Sklaven und gesegnet von den Armen."

Lamino starb während der Anwesenheit Nachtigals in Bornu. Sein Sohn, welcher der Erbe der väterlichen Macht und des väterlichen Vermögens wurde, wusste seine Stelle nicht zu erfüllen. Er vergeudete das Geld, um ein Liebesverhältnis mit einer der Prinzessinnen, der Tochter des Scheichs, zu unterhalten, die wie so manche ihrer Schwestern in dem Rufe stand, aus ihren Liebesabenteuern ein Geschäft zu machen. Der Scheich sah das alles und duldete es; das war das offenkundigste Zeichen, wie zerrüttet die inneren Zustände Bornus, wie erschüttert die guten Sitten waren.

Viel schlimmer sah es an den Grenzen des Reiches aus; aber der Scheich wusste nicht viel von diesen Vorgängen, obwohl an seinem Hofe täglich eine Ratsversammlung der Würdenträger stattfand.

Alle Morgen eilten die Würdenträger und die Hauptleute nach dem Palaste des Sultans, um an der Ratsversammlung oder Nokena teilzunehmen. Sie sassen plaudernd und scherzend in den Vorhallen, bis Trommelschall und Posaunenstösse verkündeten, dass der Scheich seine Privatgemächer verlasse und sich in den Audienz-

saal begebe. Nun eilten alle dorthin, um den Herrscher zu begrüssen. Der König erschien, von einigen Söhnen und Verwandten begleitet; vor ihm gingen fette Eunuchen, mit lauter Stimme sein Lob verkündend, wie: „der Löwe! der Grosse! der Siegreiche!“ Sobald der Scheich sich setzte, beeilten sich alle Anwesenden, gleichfalls sich niederzusetzen, denn so verlangt es die dortige Etikette im Gegensatz zu der unsrigen. Die Räte verbeugten tief ihre Häupter und kratzten etwas Staub vom Boden, um damit ihr Haupt zum Zeichen der Unterwürfigkeit zu bestreuen, oder führten nur symbolisch diese Pantomime aus.

Einst im alten Bornu stellte diese Nokena eine wirkliche politische Macht dar. Die Mitglieder derselben stammten aus den angesehensten Geschlechtern des Landes, und jedem derselben war sozusagen verfassungsmässig ein gewisser Einfluss gesichert. Von dieser alten Verfassung nahm die Dynastie der Kanemiïn nur einen schwachen Schein in ihre neue Regierung auf. Der alte Adel des Landes war nicht abgeschafft. Der Scheich selbst verlieh den Nachkommen desselben das Abzeichen eines Edelmannes, einen langen keulenförmigen Stab; aber wie stolz diese Edelleute damit durch die Strassen schritten, einen Einfluss hatten sie nicht mehr, und sie mussten sich vor einem Sklaven beugen und ihr Haupt vor ihm mit Staub bestreuen, wenn er ein ausgesprochener Günstling des Scheichs war.

Die berühmten zwölf Ämter Bornus bestanden noch. In der Ratsversammlung sassen Männer, welche jene einst so gehaltvollen Titel führten — nun waren diese Titel nur ein leerer Klang, keine Rechte waren mit ihnen verbunden; denn der Scheich regierte absolut, und eine entscheidende Stimme in dem Rate hatte nur derjenige, der so glücklich war, durch seine persönlichen Eigenschaften und Beziehungen einen gewissen Einfluss auf den Herrscher selbst auszuüben.

Unter diesen Umständen kann man sich leicht denken, welcher Art diese Versammlungen waren und was in ihnen vorging. Jeder der Ratsherren suchte möglichst interessante oder pikante Neuigkeiten dem Scheich zu erzählen; die Politik, die Wohlfahrt des Landes wurde möglichst in den Erörterungen vermieden. Diese Würdenträger waren ja die Satrapen der einzelnen Provinzen, die

sie aussaugten, und jeder von ihnen hütete sich, den anderen anzuklagen, damit ihm nicht mit derselben Anklage erwidert werde. So wurde der Scheich in Sicherheit eingewiegt, während es an den Grenzen des Landes böse aussah, während die Fulbe wieder einmal sich zu ihren verheerenden Einfällen rüsteten, während die Vasallen unbotmässig wurden und die Gouverneure Miene machten, sich selbständig zu proklamieren.

Wohl sandte der König von Zeit zu Zeit einen „Vertrauten" auf Inspektionsreisen. Diesem war der Abgrund, vor dem das Reich stand, offenkundig, und da er reiste, sah er, dass die Schäden noch schlimmer waren, als er selbst gedacht; denn selbst die treuesten Unterthanen murrten gegen die Willkür und die Bedrückung der Satrapen, und über die stolzen Heere Bornus errangen selbst regellose Haufen heidnischer Krieger im Süden entschiedene Vorteile. Mit schwerem Herzen erstattete alsdann der Inspektor dem Scheich in der Nokena seinen Reisebericht. Er hatte nicht den Mut, alles zu offenbaren, und seine Freunde in der Versammlung gänzlich zu entlarven; aber selbst auf das Wenige, was er zur Beruhigung seines Gewissens enthüllen wollte, musste er seiner Meinung nach den Scheich vorbereiten. So begann er seine Rede mit Lobpreisungen auf das mächtige Reich Bornu, auf die Grösse und den Reichtum seiner Provinzen, auf die Stärke und treffliche Ausrüstung seiner Heere, die Klugheit seines Herrschers und die Tapferkeit seiner Hauptleute — glücklich der Sterbliche, dem es vergönnt sei, in Bornu zu leben! Dieser Teil der Rede wurde mit sichtlicher Freude von der Nokena aufgenommen. Von allen Seiten erhoben sich zustimmende Rufe, der Beifall wollte kein Ende nehmen, und der Redner wurde durch diese Ausbrüche des Jubels wiederholt unterbrochen; als er aber zu dem Detail überging und hier und dort eine Schattenseite aufdecken wollte, da erhoben sich die Ratsherren und riefen, die Gebetsstunde sei da, man müsse die Futah (Eingangssure des Korans) sprechen, und in dem Streit über die Zeit kam wirklich die Gebetsstunde heran, und das Gebet musste gesprochen werden — die Nokena hatte ihr Ende erreicht, und bis zum nächsten Tage wurde der Inspektor besänftigt oder eingeschüchtert.

Nur die Gefahren, die von den äusseren Feinden drohten, liessen sich dem Scheich nicht ganz verheimlichen; er erfuhr doch,

dass seine Grenzen ein wenig bedroht seien, und er erklärte, dass er einen Feldzug unternehmen und sich selbst an die Spitze des Heeres stellen werde.

Das war ein Schlag für die hohen Würdenträger. Der Krieg kostet auch in Afrika Geld, und wer sollte die Kosten tragen? Doch die Satrapen der einzelnen Provinzen, welche die Mannen stellen, die Panzerreiter ausrüsten mussten! Diese Ausgaben machen, während der Feind noch so weit war! Das war nicht nötig und allen in der Hauptstadt unangenehm. Man erhob also zunächst in der Nokena Einwände, dass der Sultan zu alt sei, um die Strapazen des Feldzuges auf sich zu nehmen, zudem dieser Feldzug ja kein grosser sei, sondern die Züchtigung einiger widerspenstiger kleiner Herren bezwecke. Die Angelegenheit wurde breit getreten, der Kronprinz vorgeschlagen, die Entscheidung hinausgeschoben.

Endlich kam ein Ereignis, welches den Sinn des Herrschers von dem Kriege ablenken sollte. Der Tsade trat aus; das that er alle Jahre, aber diesmal nahm die Überschwemmung riesige Dimensionen an; viele Städte und Dörfer standen unter Wasser — und man befürchtete, der See werde selbst Kuka verschlingen, die leichten Strohhütten forttragen und die Erdhäuser in Schlammklumpen verwandeln. Die Aufregung war gross. Alles eilte nach den Ufern des Sees, um das Fortschreiten der Überschwemmung zu beobachten; selbst der Scheich ritt dorthin.

Diesmal hatte das Wasser die Stadt nicht erreicht, aber eine gewisse Unruhe bemächtigte sich aller Gemüter, und auch der Sultan war besorgt. Da fand man für ihn einen Plan, der seinen Geist ganz ausfüllen und von anderen Staatsgeschäften ablenken sollte; man gab ihm den Rat, eine neue Residenz zu gründen. Eine Erinnerung an den grossen Scheich el Kanemi kam dabei den Räten zu statten.

Etwa anderthalb Stunden in Nordnordostrichtung von Kuka befindet sich nämlich ein Teich Namens Ba Dungu, am Fusse eines mässigen Sandhügels, der, teilweise mit Nilakazien bewachsen, sich ausserdem durch spärliche andere Mimosen und einige Tamarindenbäume aus der eintönigen, mit Riesen-Asklepiadeen bestandenen Umgebung Kukas hervorhebt. Dort, erzählte man, habe der Vater Scheich Omars vor der Gründung Kukas die neue Hauptstadt des

Landes erbauen wollen, doch habe er wunderbarerweise später, als sein Vorhaben zur Ausführung kommen sollte, den Ort nicht wiedergefunden.

Nun beschloss Scheich Omar, in Hinblick auf die seiner Residenz vom Tsade drohende Gefahr, dort eine Stadt zu gründen — zum Andenken an seinen Vater. Fast jeden zweiten oder dritten Tag ritt er mit seinen Würdenträgern nach Ba Dungu, und alles, was nur irgend zur angesehenen Bevölkerung zählte, musste der Sitte entsprechend mit hinaus. Jeder richtete sich dort eine Seriba ein, schlug ein Zelt auf oder baute eine Strohhütte, während für den Scheich eine Strohhütte von riesigen Dimensionen als Empfangsraum hergestellt wurde. Mehrmals des Tages zog die lange Reihe von Sklavinnen mit Schüsseln auf dem Kopfe von Kuka nach Ba Dungu, um ihre Gebieter mit den nötigen Lebensmitteln zu versorgen. Auch einen Namen hatte man bereits für die zu bauende Stadt gefunden; dieselbe sollte Cherua, d. h. die „Reiche“ oder die „Glückliche“ heissen.

Wir möchten dieser Charakteristik der Umgebung des Königs von Bornu noch einige Worte über die Stellung seiner Familienmitglieder zufügen.

Was die männlichen Verwandten des Königs anbelangt, so hatten die Brüder desselben und deren Söhne die ungünstigste Stellung. Unter Umständen waren sie ja thronberechtigt, und die Geschichte der Sudanstaaten war seit jeher reich an Beispielen, dass aus diesen Mitgliedern der königlichen Familie die meisten Thronprätendenten hervorgingen. Auch unter den Söhnen befanden sich manche, deren Thatkraft zu bändigen war. Alle diese unruhigen und gefährlichen Elemente wurden entweder in entfernte Provinzen geschickt oder ohne Amt und Würden in untergeordneten Stellungen belassen. Die wichtigsten Posten wurden lieber Sklaven als den zuverlässigsten Dienern des Herrschers anvertraut.

Die Frau gilt im Islam wenig, aber in mohammedanischen Negerstaaten spielen die Frauen der Königsfamilie oft eine bedeutende Rolle. Wir wissen bereits, wie gross der Einfluss der Mutter des Edriss Alaoma im alten Bornustaate war. Unter der Dynastie der Kanemiin war dieser Einfluss der Frauen nicht so hervorragend. Die Magira, d. h. die Königin-Mutter, war allerdings

durch eine reiche Belohnung von Bezirken und Ortschaften ausgezeichnet, spielte aber sonst keine hervorragende Rolle. Grösser war schon der Einfluss der ersten oder obersten Frau Omars, der Gumso, welche den schwachen Mann in gewisser Hinsicht leiten konnte. Sie war im Volke zum Teil beliebt, aber man sagte ihr nach, dass sie ihren Einfluss nicht immer zum Besten des Landes verwendete; so verhalf sie einem intriganten und charakterlosen Manne, der ihr Liebhaber gewesen sein soll, zu einer bedeutenden Stellung, aus der er später gewissermassen auf den Posten Laminos hinaufrückte.

Was nun die Prinzessinnen anbelangt, so war keine von ihnen in politischer Hinsicht hervorragend; die meisten zeichneten sich aber durch einen sehr leichtfertigen Lebenswandel aus, eine üble Sitte, die an den meisten Höfen der Sudanstaaten zu beobachten war.

So war in dem langen Zeitraum vieler Jahrzehnte, über die wir durch so hervorragende Reisende wie Barth, Rohlfs und Nachtigal genauer unterrichtet sind, der Hof des schwarzen Fürsten von Bornu beschaffen. Unter seinem Scepter lebten aber noch viele Lehnsfürsten und kleine Häuptlinge; um diese kennen zu lernen, müssen wir hinaus in die Provinzen Bornus und in die Heidenländer im Süden.

Der Sultan von Mandara.

Bornu ist, wie wir gesehen haben, ein grosser Sammelpunkt der Händler, von hier wenden sie sich nach verschiedenen Richtungen in das Innere des Sudan, von hier aus haben auch die berühmten Aufklärer des Inneren von Afrika ihre Züge angetreten und kleinere Reiche kennen gelernt. Viele dieser Reisen waren jedoch keine friedlichen Expeditionen; im Gegenteil, die Reisenden konnten nur als Begleiter kämpfender und raubender Heere die neuen Länder betreten. So erging es Denham, Barth, Nachtigal und anderen. Was sie da sehen mussten, das waren erschütternde Bilder; aber sie gewährten auch einen tiefen Einblick in den Wert der mohammedanischen Negerstaaten; sie belehrten uns, welcher

Art die Kultur war und noch ist, welche die Bekenner des Propheten in dem dunklen Weltteil verbreiten.

Auf diesen Zügen wollen wir jetzt die berühmten Reisenden begleiten und die Hofhaltungen und die Heere der kleineren Könige kennen lernen.

Versetzen wir uns in das Jahr 1823, da Scheich el Kanemi die Zügel der Regierung in Kuka in seinen energischen Händen hält. In der Stadt giebt es viele Fremde; eine Karawane arabischer Händler unter Bu Kalum ist von Tripolis angekommen, und mit ihr haben auch die ersten Europäer, Major Denham und seine Gefährten, den Boden Bornus betreten. Die Fremden erregen Aufsehen in der Stadt; Feuerwaffen waren um jene Zeit noch selten im Sudan, und die Weissen montieren dem Sultan Kanonen, schiessen aus den Röhren mit Kartätschen und lassen vor der erstaunten Stadt abends Raketen steigen!

Die Araber ihrerseits sind ungeduldig; sie sind hierher gekommen, um Waren, Elfenbein, Straussenfedern, vor allem aber Sklaven mitzunehmen, und sie bedrängen den Scheich mit einem besonderen Anliegen — er solle ihnen im Süden einen Heidendistrikt anweisen, den sie plündern, in dem sie Menschenjagden anstellen könnten.

Der Scheich lässt sich bereden; er rüstet unter seinem Feldherrn Barka Gana eine starke Reiterabteilung aus und sendet die raublustigen Araber zu seinem Vasallen, dem Sultan von Mandara. Dieser wohnt in der Nähe von Heiden; er wird den Arabern und Kanuri leicht eine Gegend zum Plündern anweisen können.

So bricht der Zug auf. Major Denham begleitet ihn. Zunächst führt der Weg durch befreundete, ziemlich reich bevölkerte Distrikte. Der Zug bietet ein interessantes Bild.

Die Häuptlinge in diesem Teile von Afrika haben in ihrem Gefolge so viele Leute zu Fusse und zu Pferde, als sie ernähren können. Barka Gana hatte als Diener fünf berittene Leute, die immer in seiner Nähe blieben, drei hatten eine Art Trommel, die ihnen um den Hals hing und die sie nach dem Takt zu ihren aus dem Stegreif gesungenen Liedern schlugen; einer hatte eine kleine Rohrpfeife, der andere gab auf einem Büffelhorne laute und tiefe Töne an, wenn man durch den Wald zog. Unterhaltender aber und

nützlicher waren die Fussgänger, die dem Zuge vorausliefen und als Pioniere dienten. Es waren ihrer zwölf; sie hatten zackige Lanzen, mit welchen sie sehr geschickt, indem sie rasch vorauf-gingen, die Zweige zurückbogen und so den Weg offen hielten, der ohnedem fast nicht zu begehen war. Dabei hörten sie nicht auf, zu rufen, z. B.: Gebt acht auf die Löcher! — Hütet euch vor den Zweigen! — Hier ist der Weg! — Gebt acht auf den Tuloh! — Seine Stacheln sind wie Speere! — Schlimmer als Speere! — Biegt die Zweige weg! — Für wen? — Für Barka Gana! — Wer ist in der Schlacht dem rollenden Donner ähnlich? — Barka Gana! — Wer ist unser Führer? — Barka Gana! u. s. w.

Die Leute sangen aus dem Stegreif Lieder auf die Ankunft Denhams, die in wörtlicher Übersetzung also lauteten:

Der Christ, der ist gekommen
Als unser Freund und unsers Scheichs!
Der Weisse, höret er mein Lied,
Giebt mir eine weisse Tobe.

* * *

Der Christ ist über und über weiss,
Und weisse Dollars hat er,
Kanuri kommt auch so wie er,
Des Schwarzen Freund zu sein!

* * *

Sieh den Fellata, wie er flieht,
Barka Gana schwingt den Speer.
Des Weissen Flint' hat 'nen Doppellauf,
Darum flieht der Fellata.

So erreichte man die Grenzen des Mandarareiches. Eine halbe Meile von der ersten, etwa 10000 Einwohner zählenden Stadt desselben erwartete der Sultan die Fremden, umgeben von ungefähr 500 Reitern. Er hielt auf einer ansteigenden Fläche, und Barka Gana befahl seiner Truppe sofort zu halten. Die Begrüssung begann, und in der üblichen Weise sprengten einige Reiter dicht an die Linie der Fremden heran und kehrten zu ihrem Herrn zurück. Die Leute waren hübsch gekleidet, trugen Toben aus dem Sudan, von verschiedenen Farben, dunkelblau und rot und gelb gestreift, sowie Burnusse von weissem oder dunkelgefärbtem Baumwollenzeuge. Ihre Pferde waren wirklich schön, grösser und kräftiger als die

in Bornu, und sie lenkten sie mit grosser Geschicklichkeit. Des Sultans Leibwache bildeten dreissig seiner Söhne; sie hatten ausgezeichnet schöne Pferde, Felle von Tigerkatzen und Leoparden waren ihre Schabracken, die weit herabhingen, und sie trugen gestreifte seidene Toben. Als diese an ihren Platz vor dem Sultan zurückgekehrt waren, näherten sich die Fremden in grosser Hast und hielten so, dass die Leibwache zwischen ihnen und dem Sultan stand. Das Gespräch begann; der Araber Bu Kalum gab den Grund seines Besuches an, und der Sultan marschierte in die Stadt zurück.

Vor ihm her gingen einige Männer, die auf langen Pfeifen bliesen, die den Klarinetten nicht unähnlich waren, und auf zwei ungeheuren, zwölf bis vierzehn Fuss langen Trompeten, welche Männer zu Pferde trugen; sie waren aus Holz gemacht, hatten ein kupfernes Mundstück, und der Ton war nicht unangenehm.

Die Pracht der Kleidung des Mandarasultans reizte die Habgier der Araber, und indem sie auf die Berghänge schauten und auf diesen die Dörfer der Eingeborenen erblickten, meinten sie, sie brauchten nicht weiter zu gehen, der Sultan könne ihnen gleich hier eine Stadt anweisen. Schon in Bornu hatten sie geschrieen, als man ihnen die Zahl der Feinde vorhielt: „Pfeile sind nichts! Und zehntausend Lanzen bedeuten auch nichts! Wir haben Flinten!“ Es sollte jedoch anders kommen.

Gegen den Abend ritten Denham, Barka Gana und der Araber Bu Kalum nach der Stadt, um den Sultan zu besuchen. Bald langten sie vor dem Palaste desselben an. Wie es im Sudan gebräuchlich ist, wenn man einen Vornehmen besucht, galoppierten sie in grosser Eile zu der Skiffa (dem Thore) und sprengten fast in die Thüre. Dies ist eine gefährliche Art der Begrüssung; man darf sich durch nichts abhalten lassen, und selten geht es ab, ohne dass einer oder der andere sein Leben einbüsst. Bei dieser Gelegenheit wurden ein Mann und ein Pferd, die im Wege standen, überritten, das Pferd brach ein Bein, und der Mann war tot. Die Trompeten ertönten, als die Fremden abstiegen, die Oberschuhe wurden ihnen abgezogen, und nun traten sie in einen geräumigen Hof, wo der Sultan unter einem dunkelblauen Sudanzelte sass auf einer Erdbank, die jedoch mit einem schönen Teppich und seidenen

Kissen bedeckt war. Ihn umgaben fast zweihundert Leute, alle schön gekleidet in Toben von Seide und buntem Kattun, und seine fünf Eunuchen; die Vornehmsten sassen vorn, alle aber hatten ihm das Gesicht zugekehrt. Die Art der Begrüssung war sonderbar. Barka Gana, als Stellvertreter des Scheichs, näherte sich einem Platz vor den Verschnittenen mit niedergeschlagenen Augen, dann setzte er sich, ohne den Blick aufzuschlagen, seinen Rücken gegen den Sultan gewendet, und rief, indem er in die Hände klatschte: „Mögt ihr ewig leben! — Gott gebe euch ein glückliches Alter! Wie geht's euch? Heil, Heil!“ Diese Worte wurden in der nächsten Umgebung des Sultans wiederholt, und dann sang sie der ganze Hof. Nun wurde die Eingangssure des Koran, die Futah, gesprochen, und man ging zum Geschäft über. Bu Kalum übergab seine Geschenke, welche von den Eunuchen ungeöffnet fortgetragen wurden, und der Sultan versprach Bu Kalum, ihm nach Möglichkeit zur Erfüllung seiner Wünsche behilflich zu sein. In den nächsten Tagen wollte er seine Entscheidung treffen.

Der Sultan, Mohammed Bucker genannt, war ein verständiger kleiner Mann von etwa fünfzig Jahren, sein Bart war schön himmelblau gefärbt; er hatte sich den fremden Weissen genau angesehen und nach seinem Herkommen gefragt. Da wurde über Denham an diesem Hofe das Verdikt gesprochen; als der Sultan erfuhr, dass Denham ein Christ sei, fragte er verächtlich: „Hat denn der grosse Pascha Kafirs zu Freunden?“ und aller Augen wendeten sich von Denham ab. Er wurde niemals mehr vom Sultan von Mandara eingeladen.

Um jene Zeit war das Sultanat von Mandara in einer wenig erquicklichen Lage. Nur mit Mühe und Not konnten Mohammed Bucker, sowie Scheich el Kanemi die Fulbe, welche ihre Waffen nach Osten trugen, von den Grenzen ihres Reiches fernhalten. Und wenn auch die erste Wucht, mit welcher sich diese Hirtenvölker in Mittelafrika ausbreiteten, bereits gebrochen war, so blieben die Fulbe doch sehr nahe und höchst unbequeme Nachbarn von Mandara. Da verfiel der Sultan auf den schlauen Plan, die mit Flinten bewaffneten Araber gegen diese auszuspielen, anstatt ihnen einige Heidendörfer preiszugeben. Bu Kalum ging in die Falle.

Ein Teil der Bewohner von Mandara hatte sich zum Islam be-

kehrt, der andere Teil war heidnisch geblieben und Bedrückungen preisgegeben. „Ihre Wohnungen", erzählt Denham, „sieht man überall in Haufen an den Seiten und selbst auf dem Gipfel der Berge nahe bei der Hauptstadt von Mandara. Die Feuer in den Ortschaften dieser Unglücklichen warfen einen hellen Schein auf die Spitzen und Vorsprünge der sie umgebenden Granitfelsen und gewährten einen malerischen, herrlichen Anblick. Die Furcht, die ihnen der Sultan einflösste, war durch seine Verbindung mit dem Scheich von Bornu sehr vermehrt, und die Erscheinung einer solchen Macht, wie die, welche den Barka Gana begleitete und in dem Thal bivouakierte, musste den Bewohnern der Höhen Schrecken einflössen; sie sahen wohl, dass sie nur in einer Absicht da sein konnte, und alle mussten in Furcht und Zittern sein, da sie nicht wussten, gegen welchen Distrikt diese Scharen bestimmt sein mochten. Mit einem guten Teleskop konnte ich sehen, wie diejenigen, die aus ihrem Verhältnisse mit Mandara nichts Gutes ahnten, tiefer in die Berge flüchteten, indes andere nach der Stadt kamen und Leopardenhäute, Honig und Sklaven, die sie in anderen Städten erbeutet hatten, als Geschenke brachten, um Frieden zu erhalten; auch Esel und Ziegen, die in den Gebirgen in Menge sind. Die Bewohner von Mussgu, die, wie es zuerst hiess, obgleich ohne Grund, von den Arabern geplündert werden sollten, schickten dem Sultan 200 Sklaven ausser anderen Geschenken und mehr als fünfzig Pferde. Gegen zwanzig bis dreissig Reiter, die kleine, feurige, hübsche Pferde ritten und ein grosses Gefolge hatten, waren die Überbringer dieser Geschenke — und gewährten einen sonderbaren Anblick. Ich sah sie, als sie den Palast des Sultans verliessen; damals und vorher, als sie in ihn einzogen, warfen sie sich zur Erde, streuten Sand auf ihre Häupter und erhoben ein klägliches Geschrei. Die Reiter, welche Häuptlinge waren, hatten statt aller Kleidung die Haut einer Ziege oder eines Leoparden; sie hing über die linke Schulter, so dass der Kopf des Tieres vor der Brust war; in der Mitte war sie zusammengefasst, hing bis auf die Hälfte der Schenkel herab, und die Haut von Schwanz und Schenkeln war noch daran gelassen. Auf dem Kopfe, den dickes, wolliges oder vielmehr borstiges Haar bedeckte, das über die Augen herabhing, hatten sie eine Kappe vom Fell einer Ziege oder eines dem Fuchse ähnlichen Tieres. An ihren Armen

und in ihren Ohren trugen sie Ringe von Knochen, wie es mir schien; um den Nacken hatten sie bis gegen sechs Schnüre, woran, wie man mir sagte, die Zähne der von ihnen im Kampfe erschlagenen Feinde gereiht waren. Zähne und Stücke von Knochen hingen von ihren Locken herab, und mit den roten Flecken, womit ihr Leib an mehreren Stellen bezeichnet war, und mit ihren rotgefärbten Zähnen sahen sie entsetzlich wild aus."

Wir werden noch später Gelegenheit haben, diese Häuptlinge in ihrer Heimat zu besuchen, und eine bessere Meinung von ihnen erhalten. Diese Unterwürfigkeit der Heiden gab indessen dem Sultan Mohammed Bucker einen willkommenen Vorwand, Bu Kalum gegenüber die Ausrede zu gebrauchen, dass er kein nahe gelegenes heidnisches Gebiet den Arabern zum Plündern überlassen könne, und ihn zu bewegen, an einem Zuge gegen die Fellata teilzunehmen. Im Verlauf unserer Darstellung werden wir jenes Volk noch genauer kennen lernen; jedenfalls war es um jene Zeit dazu angethan, die Araber Speere und Pfeile mehr achten zu lehren.

So rückten denn die Araber, die Abteilung Barka Ganas und eine Reiterschar unter dem Befehl des Sultans Mohammed Bucker gegen die Fellata oder Fulbe aus. Das Gebiet derselben war in dem Grenzbezirk verlassen. Endlich stiess das Raubheer, dessen Stärke wohl an 5000 Mann betrug, auf eine wohlverpalissadierte Stadt.

Die Araber gingen unter Bu Kalum sofort zum Sturm über, und es gelang ihnen, die äusseren Schanzen einzunehmen. Der Feind verteidigte sich tapfer und machte von vergifteten Pfeilen Gebrauch. Noch heute benutzen die Fulbe dieselben auf ihren Jagden, und ihr Pfeilgift, dessen Zusammensetzung unbekannt ist, ist so stark, dass schon die geringste Verwundung die Jagdtiere tötet. Auch Frauen nahmen an der Verteidigung teil, indem sie den Männern Pfeile zutrugen oder Felsblöcke auf die Stürmenden herabwälzten. Nachdem die Araber den Feind aus der Verschanzung vertrieben hatten, wandte sich die Schlacht zu ihren Ungunsten.

Die Truppen des Sultans von Mandara, sowie die Alliierten von Bornu griffen in das Gefecht nicht ein, sondern blieben müssige Zuschauer. Als dies die Fellata wahrnahmen, führten sie ihre Rei-

terei ins Treffen, brachten dadurch die Araber in Verwirrung und zwangen sie zum Rückzug. In diesem Augenblicke aber ergriffen die Bundesgenossen von Mandara und Bornu schleunigst die Flucht, denn sie waren augenscheinlich nur darum gekommen, um einen etwaigen Sieg der Araber auszunutzen.

Es begann nun eine wilde, regellose Flucht. Viele von den Pferden waren durch Giftpfeile verletzt worden und brachen auf der Flucht tot zusammen, die Reiter wurden dann erbarmungslos von den Verfolgern niedergemacht. Auf dieser Flucht fiel auch Denham den Fellata in die Hände; alle seine Sachen wurden ihm vom Leibe gerissen, und man beratschlagte schon, wie man den fremdartigen Mann umbringen solle. Es gelang ihm aber, nackt zu entfliehen und nach unsäglichen Mühsalen die Abteilung des fliehenden Barka Gana zu erreichen. Bu Kalum erlag einer Wunde durch vergifteten Pfeil; seine Leiche wurde an ein Pferd gebunden und so fortgebracht. Das fliehende Herr sammelte sich erst in der Nähe der Residenz von Mandara. In Anbetracht der Niederlage erwartete hier die Fremden kein besonders günstiger Empfang, und so verliessen sie bald die Stadt, um nach Bornu zurückzukehren.

Die verlorenen Sachen Denhams hatten eine weite Wanderung durch Afrika gemacht; die siegreichen Fulbe sandten sie als Trophäen nach der Hauptstadt Sokoto; einen Teil der alten Jacken und Hemden hat später Clapperton von dem damaligen Thronfolger von Haussa wieder zurückgekauft. Trotz seiner Verluste und seiner Wunden empfand dennoch Denham die aufrichtigste Freude über die Niederlage der Sklavenjäger. Allerdings sind solche Niederlagen äusserst selten. Wenn die Raubzüge sich gegen wirkliche Heidenländer wenden, dann haben die schwarzen Fürsten ein leichteres Spiel.

Die unglücklichen Mussgu.

Ein anderer König herrscht in Bornu; es ist der Scheich Omar, der in Europa wohlbekannte Fürst, der so berühmte deutsche Forscher, Barth, Overweg, Rohlfs und Nachtigal, freundlich in den Mauern Kukas empfing. Das Jahr 1851 neigt seinem Ende zu, und

wir sehen wieder einen Heereszug gen Südosten ziehen in jene Gebiete, in denen einst die Araber so schmählich geschlagen wurden; der uns bekannte Wesir Hadsch Beschir führt das Heer, Dr. Barth und Dr. Overweg sind in seiner Umgebung — das Ziel ist wiederum Mandara und das Mussguland; der Zweck eine Razzia, Menschenjagd! Die Streitigkeiten mit dem Sultan von Mandara werden friedlich beigelegt, und man rückt in das wasserreiche Tiefland des Sudan, in die Wasserscheide zwischen dem Benue und Schari ein.

Die Feldlandschaft, durch die der Weg führte, war über alle Massen lieblich und luftig und ganz für Hirtenstämme geeignet; aber auch Spuren von Landbau, ja selbst Baumwollenfeldern fanden sich. Dann trat Dumgebüsch auf, und weiterhin beherrschten stolze Dumpalmen die anmutige freie Landschaft, durch die das Heer in langgestreckter Schlachtordnung und in mannigfach gruppierten und buntgekleideten Haufen dahinzog. Wohl an 10000 Mann mochte es zählen: die schwere Kavallerie in ihren dick wattierten Röcken oder Panzerhemden und Kettenpanzern mit in der Sonne glitzernden Helmen, unter ihrer eigenen Last fast erliegend; der leicht gekleidete Schua auf hagerem, aber abgehärtetem Rappen und nur mit einer Handvoll Wurfspeere bewaffnet; der eingebildete, selbstgefällige fürstliche Sklave in seinen seidenen Toben; die halbnackten Kanembu-Speerleute mit Schild und Speer, ihrem zerrissenen Schurz und ihrer barbarischen Kopftracht; die Gefährtinnen des Zuges, der Harem des Wesirs, acht berittene Schönen, in weisse Burnusse gekleidet, mit ganz verhülltem Gesicht, von Eunuchen bewacht, von berittenen Dienerinnen umgeben, und in der Ferne der Zug der Kamele und Lastochsen — alles voll Mut und in der Erwartung reicher Beute den unbekannten Landschaften im Südosten zustrebend.

Es war ein herrliches Gefühl der Freiheit, das den Reisenden beseelte, als er auf seinem mächtigen Streitross in der schönen Morgenbeleuchtung durch diese weite, unabsehbar sich hinstreckende und doch so reich geschmückte Ebene zur Seite dieser bunten Heerschar dahinzog. Noch hatte kein Blut dieses Heer besudelt, und die Scharen unglücklicher, ihrer Heimat entrissener und in die Knechtschaft geführter Sklaven waren noch nicht mit den Reihen der Krieger gemischt. Wohlgemut zog alles dahin nach Südost,

den selbst ihnen meist unbekannten Gegenden zu. Dann und wann belebte sich der Heereszug, wenn eine Gazelle aufsprang und scheu zwischen die einzelnen weit zerstreuten Gruppen geriet, wo dann leichte Kanembu-Schildträger und Schua-Reiter mit ihren Lanzen hinter der ihren Gaumen reizenden Beute hinterdrein waren und der tausendfach wiederholte Ruf: „Lass ab! lass ab!“ oder „Greif zu, greif zu!“ von einem Trupp zum anderen erscholl; oder wenn ein schwerfälliges feistes Perlhuhn, aus dickem Busch aufgeschreckt, über die Köpfe dahinflog, alsbald gezwungen, sich niederzulassen, und so nach vergeblicher zaghafter Flucht die Beute seiner Verfolger wurde, oft in mehrere Stücke zerzaust!

Manchmal zog das Heer durch üppige Waldungen mit malerischen Palmen und Laubhölzern. Eine wildreiche Gegend musste es sein, denn der Boden war oft ein ununterbrochenes Netz von Löchern, welche die Elefanten als Fussstapfen zurückgelassen hatten. Aber das Wild liess sich nicht blicken; von dem Getöse des grossen Heeres verscheucht, hatte es sich in stillere Schlupfwinkel zurückgezogen; nur selten wurde es hier und dort von einem Reitertrupp zufällig aufgescheucht. Auch die Menschen liessen sich nicht blicken, obwohl man auf befreundetem Grund und Boden stand. Wehe dem Lande, durch welches im Sudan ein Heer marschiert! Die Fouriere dieser Armeen haben auch mit den Freunden kein Erbarmen.

Aber ein Reiterzug erscheint und stösst zu dem Gefolge des Wesirs. 200 Fulbereiter sind auf ihren flinken Rossen erschienen; eigentlich liegen die Fulbe im Krieg mit Bornu; aber mögen die Hauptfürsten sich befehden; die Vasallen und Diener machen hier einmal gemeinschaftliche Sache, wo es gilt, die Heiden zu Paaren zu treiben, Menschen zu jagen.

Doch wir sollen unseren Lesern von schwarzen Fürsten berichten und erzählen nur von Lehnsleuten und Dienern. Da naht eine Gesandtschaft; sie kommt von einem schwarzen Fürsten, einem Häuptling im Mussgulande, und bringt dem Wesir ein Geschenk: fünf Pferde und zwanzig Ochsen.

Setzen wir uns an den üppigen Lagerplatz des Führers dieses verweichlichten Heeres und hören, was die Vornehmen von diesem Mussguhäuptling erzählen.

Er heisst Adischen. Er war klug, und während seine Lands-

leute mit Waffen in der Hand den Räubern ihrer Frauen und Kinder, den Verwüstern ihrer Habe sich entgegenstellten, beugte er sein Knie vor dem mächtigen Bornu, wälzte sein Haupt im Staube, bekehrte sich, wenn auch oberflächlich, zum Islam. Er verpflichtete sich, dem Scheich von Bornu einen Tribut zu zahlen, und stand infolgedessen unter seinem Schutz. Er wurde zum Verräter seines Volkes und zum Pfadfinder der Sklavenjäger in den zahllosen, vielverschlungenen Wasserrinnsalen seiner Heimat. Er war ein Barbar, auch in den Augen der Herren aus Bornu; ein roher, sinnlicher Mensch, ein Wilder, der keine Scham hatte und über dessen 200 Sklavinnen die „zivilisierten" Mohammedaner spotteten. Sie waren auch ihr Eigentum, wenn sie an Adischens Hof kamen; denn der Mann war entartet, seinen Herren blindlings unterworfen, und zu den niedrigsten Diensten bereit, suchte er sich ihnen so verächtlich wie möglich zu machen.

Eines Tages hiess es nun, Fürst Adischen komme persönlich zur öffentlichen Audienz. Der Wesir setzte sich auf einen Rohrdiwan vor sein Zelt, die Hauptleute des Heeres nahmen im Halbkreise auf dem Erdboden Platz. Nach kurzer Weile kam der Mussguhäuptling an, zu Pferde, aber ohne Sattel, und von seinen drei Brüdern begleitet. Eine grosse Menge Neugieriger aus dem Lager hatte sich vor dem Zelte des Wesirs versammelt und verschonte Adischen keineswegs mit Spott und Zudringlichkeit; er liess sich jedoch durch die Frechheit der Sklaven eben nicht verblüffen, sondern bewahrte seine fürstliche Würde.

Die Vorhänge des geräumigen Audienzzeltes wurden in die Höhe gehoben, und der Kerdi-Fürst,*) eine kleine, gedrungene Gestalt mit eher milden, als wilden Zügen und anscheinend von einem Alter zwischen 50 und 60 Jahren, trat herein. Er war mit einer schwarzen Tobe bekleidet, trug aber keine Beinkleider und erschien mit unbedecktem, glattgeschorenem Haupte.

Auf den Boden niederknieend und mit Händeklatschen die Worte: „Gott gebe dir ein langes Leben!" wiederholend, streute er Staub auf sein Haupt nach dem knechtischen Gebrauch des Landes. Sobald aber der auf den Trümmern seiner Nationalität sich

*) Heidenfürst.

sträubende, auf allen Seiten seines Landes von Feinden bedrohte Häuptling diese erniedrigende Zeremonie ausgeführt hatte, nahm er seine Würde an und beschwerte sich nun über seine westlichen Nachbarn, die Fulbe oder Fellata (oder, wie die Mussgu sie nennen, Tschogtschogo), welche dem Bornuheere zuvorgekommen wären und Kühe und anderen Raub aus seinem Gebiete fortgeschleppt hätten. Der Wesir versicherte ihm, dass solche Unbilden in Zukunft nicht mehr geduldet werden sollten; er sei ganz und gar im Schutze Bornus.

Auf seinen Wink wurden dann einige Pakete entfaltet, und Adischen ward zuerst mit einer schönen, dunkelblauen Nupe-Tobe (dem Elefantenhemde), hierüber dann mit einer reichen seidenen Tobe (wohl zu 40000 Kauri) und zuletzt mit einem darüber gewundenen ägyptischen Shawl bekleidet. Seine Brüder wurden dann mit weiten Hemden aus gestreiftem Manchester bekleidet.

So war, berichtet Heinrich Barth, aus diesem kleinen heidnischen Mussguhäuptling eine Art bornuanischen Amtmannes geworden, und er fristete auf diese Weise seine armselige, unbeneidenswerte Existenz.

Die Mussgunation, fährt der grosse Reisende fort, ist in der That auf allen Seiten so eng von Feinden umgeben, dass sie sich nur durch die grösste Einigkeit vor dem Verderben retten könnte; statt dessen aber ist sie in viele kleine Herrschaften zerstückelt, die, anstatt sich einander beizustehen, sich über ihr gegenseitiges Ungemach freuen. In Wahrheit, nur die Menge der sumpfigen Gewässer, welche ihr Land nach allen Seiten durchziehen und dasselbe während des grössten Teils des Jahres für feindliche Heere ganz unzugänglich machen, erklärt es, wie das Land oder wenigstens einzelne Bezirke desselben noch so dicht bevölkert sind.

Da Adischen im Schutze Bornus war, so war es den Soldaten verboten, solange man durch sein Gebiet zog, Menschen oder Vieh zu rauben. Es war dem Heere nur gestattet, Getreide zu nehmen.

Trotz dieser Zusicherung standen die Dörfer leer. Die Mussgu Adischens trauten den Mohammedanern nicht; denn sie wussten wohl, dass nach der Meinung derselben ein Muselman dem Heiden den Aman (Treue und Glauben) nicht zu halten brauche. Sie hatten auch ihr Vieh, ihre Pferde, Kühe, Schafe und Ziegen fortgetrieben.

Nur Getreide hatten sie in ihren Speichern zurückgelassen, denn es war gerade Erntezeit, und die halbe Ernte stand noch auf dem Felde.

So gingen die Krieger des Wesirs in die menschenleeren Dörfer, luden das Getreide auf ihre Lasttiere, durchsuchten alle Ecken und Winkel, schleppten auch die zufällig gefundenen Ziegen fort, schlachteten die Hühner und zogen von dannen.

Adischen war der Führer der Raubbande, die er in die reichsten Gegenden des Landes, nach den volkreichsten Dörfern führte.

Glücklicherweise war dieser Räubertrupp in seinen Bewegungen äusserst schwerfällig, dabei erschwerten die vielen Wasserläufe und oft auch dichte Waldungen das Vorrücken. Die bedrohten Mussgu hatten Zeit, sich durch die Flucht zu retten; ein grosser Schlag wollte dem Räuberheere nicht gelingen. Wohl aber brachen hier und dort die Mussgu aus einem Hinterhalt hervor und bedrängten die Nachhut. Ernsteren Schaden konnten sie aber dem Heere nicht zufügen, und so kam es nur zu leichteren Scharmützeln.

Die Bewaffnung der Mussgu war auch nicht dazu angethan, den Kampf mit Erfolg zu führen. Hätten sie nur Pfeile und Bogen! Leider führten sie dieselben nicht. Sie tragen gewöhnlich nur einen Speer und mehrere Wurfeisen; diese sind offenbar ihre beste Waffe, indem sie dieses scharfe und doppelspitzige Eisen sehr geschickt von der Seite werfen und, wie man behauptete, Beine von Menschen und Pferden wegschneiden. Die Wirkung wird sich in Wirklichkeit wohl nur auf schwere Wunden beschränken. In der Regel gehen die Mussgu nackt oder tragen nur einen dürftigen Schurz. Einige ihrer Häuptlinge schützen aber ihren Oberkörper durch einen starken Panzer, der aus Büffelfell gemacht ist, indem sie das Haar nach innen tragen. Eine Fellmütze mit Federkrone und ein kleines Horn, das einem Jagdhorn ähnlich sieht, vervollständigt die Ausrüstung eines vornehmen unter diesen unglücklichen Häuptlingen. Am merkwürdigsten, bemerkt Barth, ist bei diesen Leuten die Art, wie sie sich zu Pferde halten, sie ist wirklich barbarisch; denn absichtlich machen sie eine breite, offene Wunde auf dem Rücken ihrer kleinen, stämmigen Pferde, um festzusitzen, und wenn sie schnell reiten wollen, ritzen sie sogar oft noch ihre Beine auf der inneren Seite auf, damit sie durch das herabrieselnde Blut

an den Seiten ihrer Pferde festkleben; denn sie entbehren alles, Sattel, Bügel und Zaum, und haben nichts als eine Halfter, ihr Tier zu leiten.

Das Heer des Wesirs zog nun sengend durch das Mussguland; denn alle leeren Dörfer wurden, nachdem man sie durchsucht hatte, in Brand gesteckt. Tagtäglich wurden auch kleinere Trupps von Sklaven aufgehoben; es waren meistens alte Leute und Kinder, die nicht fortkommen konnten, oder Flüchtlinge, die man in ihren Verstecken aufstöberte. Die erwachsenen Männer wurden getötet — oder man hieb ihnen vielmehr ein Bein ab und liess sie verbluten.

Die vielen Wasserläufe geboten endlich den Sklavenjägern Halt, und die Bande trat den Rückzug an. Dabei bot sich ihr ein willkommener Gegenstand, woran sie ihre Erbitterung auslassen konnte.

„In einer langen, kanalartigen Wasserrinne," erzählt unser Gewährsmann, „zeigten sich vier Eingeborene, die, offenbar im Vertrauen auf ihren Mut und ihre Geschicklichkeit im Schwimmen, hier im tiefen Wasser ihre Zuflucht genommen hatten, um beim Abzug des Heeres den Ihrigen ein Zeichen zu geben. Diese kleine Heldenschar beschloss man also zu opfern, und das ganze zahlreiche Reiterheer stellte sich in dichten Gliedern an beiden Seiten des Wassers auf. Jedoch war es nicht so leicht als es schien, und alles Feuern der schlechten Schützen war umsonst, da die Mussgu höchst geschickt untertauchten. Da liess der Wesir einige Kanembu ins Wasser gehen, und es entspann sich ein höchst eigentümlicher Kampf, wie ich ähnliches nie gesehen, ein Wasserkampf mit Schild und Lanze, der wahrhaftig nicht geringe Anstrengung erforderte; denn während die Leute sich mit ihren Füssen unter dem Wasser halten mussten, hatten sie zugleich den Speer zu schleudern und den Wurf des Gegners zu parieren. Die armen Mussgu kämpften nicht allein für ihr eigenes Leben, sondern gleichsam für ihre Nationalehre. Es waren grosse, muskulöse Gestalten, die einzeln den Kanembu bei weitem überlegen waren; aber die Mehrzahl siegte nach langem Kampfe; drei von den Mussgu schwammen bald als Leichen auf dem Wasser; der vierte jedoch war unbesiegbar, und die Kanembu, die zwei der Ihrigen verloren hatten, gaben ihn in der Verzweiflung auf."

Zwei der Häuptlinge, deren Gebiete am meisten heimgesucht wurden, kamen zu dem Wesir, von Adischen geführt, und unterwarfen sich ihm, indem sie in landesüblicher Weise Erde auf ihr Haupt streuten. Sie leisteten den Schwur der Unterwürfigkeit und erhielten dafür unter allerlei Spott der Umgebung Sudantoben, um ihre Blössen zu bedecken.

Trotzdem die Mussgu zum Fliehen Zeit hatten, so ergab diese Razzia nach der Berechnung Barths gegen 3000 Sklaven: Frauen, Mädchen und kleine Kinder. Wer zählt dabei die im Kampfe gefallenen Männer? Freilich bestand ein erheblicher Teil dieser Sklaven aus Unterthanen des Fürsten Adischen. Dieser musste nämlich dem Wesir gestatten, sich auf seinem Gebiete den Tribut zu holen. Eines Nachmittags verliessen zwei Hauptleute das Lager, um, wie es hiess, in den benachbarten Dörfern Pferdefutter einzusammeln, brachten aber am Abend als Haupterwerb an 800 Sklaven und viele Rinder ein. So überliess dieser entartete Fürst seine eigenen nichts ahnenden Unterthanen der Raubgier seiner Schutzherren! Die Geplünderten hatten jedoch sich zur Wehr gesetzt und in der Nacht den Räubern einen Teil der Rinder abgenommen; der Wesir belohnte Adischen für seine Treue: er liess ihm 200 der ältesten fast nutzlosen Weiber wieder zustellen, mit dem freundlichen Bemerken, sie sollten das Land bestellen, und er wolle, wenn er wiederkomme, den Ertrag davon essen. Dies klang fast wie bittere Ironie.

Die europäischen Reisenden haben bis jetzt die Mussgu stets unter ausserordentlichen, geradezu verzweifelten Umständen kennen gelernt. Diese heidnischen Neger traten den Europäern, die sich in Begleitung von Sklavenjägern befanden, entweder als Gehetzte und Verfolgte oder als Sklaven entgegen. Es ist schwierig, ja unmöglich, auf Grund solcher Begegnungen den Charakter eines Volkes zu enträtseln. Waren sie alle so schlecht, wie Adischen, waren sie so wild und verächtlich, wie die Mohammedaner behaupteten?

Der Reisende, der in den verlassenen, zerstörten, zum Teil niedergebrannten Dörfern nach Spuren ihrer Thätigkeit forschte, gelangte zu einer anderen Überzeugung. Aus der Bauart ihrer Häuser und Vorratskammern leuchtete ihm der Sinn für Fleiss, Sparsamkeit und ein gemütliches häusliches Leben entgegen. Auf ihren

Feldern sah der Forscher zum ersten Male im Sudan die Düngung des Ackers ausgeführt — also eine landwirtschaftliche Tugend, von der die Bornuer nichts wussten. Auch für die Kühe fanden sich saubere Ställe vor.

Aber alle diese Werke friedlichen Fleisses wurden von den Räubern, die das Land heimsuchten, unbarmherzig zerstört.

Auch Spuren einer Gesittung waren sichtbar, welche die Mohammedaner des Sudan tief hätten beschämen sollen. Denn während sie in Bezug auf die Bestattung ihrer Toten höchst nachlässig sind und die Gräber nicht hinreichend gegen die wilden Tiere schützen — stiess man hier bei den Heiden auf regelmässige Grabmäler mit grossen, schön gerundeten Gewölben gedeckt, deren Gipfel bei einigen mit ein paar quergelegten Baumstämmen, bei anderen mit einer irdenen Urne bedeckt waren.

Auch Priester hatte dieses Volk, obwohl es als völlig gottlos verschrieen war.

Leider konnten wir nur die traurige Gestalt Adischens als ein Beispiel eines dieser schwarzen Heidenfürsten unsren Lesern vorführen. Hätte ein europäischer Reisender vor den Sklavenjägern dieses Land betreten — er hätte uns vielleicht andere Bilder des Volkslebens entworfen und inmitten desselben eine andere Fürstengestalt geschildert, welche sicher anmutiger gewesen wäre, als die vieler anderen afrikanischen Häuptlinge, welche mit dem Namen King (König) bezeichnet werden.

Noch einmal beim Manadarasultan.

Ein Jahrzehnt ist seit dem von uns geschilderten Raubzuge in das unglückliche Mussguland vergangen; vierzig Jahre sind seit dem abenteuerlichen Ritt Denhams in die Gebiete der Kerdi und der Fulbe verflossen — da hielt im Angesicht der Hauptstadt des kleinen Ländchens Mandara oder Wandala wieder ein kleiner Reitertrupp, und wieder liess ein Deutscher — es war Gerhard Rohlfs — dem Sultan seine Ankunft melden und ihn um Erlaubnis bitten, die Stadt betreten zu dürfen.

Es dauerte nicht lange, und ein Mann im roten Burnus kam an der Spitze einiger Reiter aus der Stadt, begrüsste den Fremden und geleitete ihn zu einem Gehöft — der Gastwohnung des Reisenden.

Die drei Hütten waren geräumig genug, um das Gefolge Rohlfs' aufzunehmen, aber wie kläglich war der Empfang im Vergleich zu dem, den man an dem prunkvollen Hofe des gastfreien Omar in Kuka gewöhnt war! Eine Schale Buttermilch und ein Stück harten pumpernickelartigen Hirsebrotes, das war die Mahlzeit, und der Hungrige biss wohl in die harte Rinde ein. Er musste den Minister der ihn verpflegen sollte, erst wiederholt mahnen, bevor er andere Speisen für sich und seine Leute und die nötige Butter für seine Lampe erhielt.

Seit der Zeit, da Denham hier weilte, hatte sich vieles verändert.

Der alte Sultan Mohammed Bucker, der im Verein mit Barka Gana die Araber gegen die Fulbe ins Treffen schickte, war längst heimgegangen, ebenso war auch sein Sohn gestorben, und auf dem Throne sass jetzt sein Enkel Aba Bu Bekr. Einst war noch Mandara so ziemlich frei und unabhängig, jetzt war es Bornu völlig unterthan. Nahh Denaem hatte Vogel das Land besucht, leider aber nur einige Zeilen über dasselbe berichtet. Ein ausführliches Tagebuch darüber liegt vielleicht noch in dem Palaste der Könige von Wadaï. Nun nahte wieder ein Christ dem königlichen Hofe von Mandara.

Am nächsten Morgen wurde Rohlfs zu Aba Bu Bekr beschieden.

Andere Sterbliche müssen drei Tage warten, bis sie das Gesicht des Herrschers erblicken. Rohlfs wurde die Wartefrist erlassen; ob aus Rücksicht auf seine Person? Schwerlich! Der König war gewiss neugierig, den Fremden zu sehen.

Die Residenz, an einem Flusse gelegen, war sehr weitläufig gebaut und machte eher den Eindruck eines Stadtviertels als den eines Palastes. Auf dem Platze vor demselben kauerten Sklaven, darunter manche in Ketten; die Hofbeamten stellten hier an Rohlfs das Ansinnen, die Schuhe auszuziehen; aber er war nicht gewillt, barfuss durch den Kot zu waten, und erklärte, dass er, wenn es die Sitte des Landes erfordere, erst vor dem Sultan die Stiefeln ausziehen werde. Also Halt! Das Staunen war gross, und der noch nie dagewesene Fall wurde dem Sultan gemeldet.

Man wartete aber nicht lange; der Sultan gab den Bescheid, den Christen beschuht eintreten zu lassen.

Ein grosser innerer Hof bildete den Audienzplatz. In einer Veranda thronte auf einem erhöhten, mit Teppichen belegten Sitze der Sultan. Er trug einen weissen Haik, darüber einen wollenen, ebenfalls weissen Burnus und als Kopfbedeckung eine rote, turbanartig umwundene Mütze. Zu seinen Füssen kauerte eine Anzahl seiner Günstlinge und Eunuchen. Vor der Veranda stand ein offenes Zelt, unter dem die hohen Würdenträger sassen — alle aber wendeten dem Könige den Rücken zu, nur Rohlfs fühlte sich stark genug, von der Sonne Seiner Hoheit nicht geblendet zu werden. Der Sultan verstand zwar Arabisch, aber er sprach zu Rohlfs in der Landessprache, so dass seine Worte erst durch den Dolmetscher dem Reisenden ins Arabische übertragen werden mussten. Der Inhalt der ersten Unterredung war folgender:

„Was bist du für ein Landsmann?“

„Ein Deutscher.“

„Wohl, aber bist du ein Engländer oder ein Franzose?“

„Keins von beiden, ein Deutscher. Deutschland ist ein Land für sich und gehorcht keinem fremden Fürsten.“

„Ich habe nie von diesem Lande gehört, aber man sagt in Wahrheit, die Christen hätten eine Menge Länder und Fürsten.“

„Allerdings giebt es noch viele Länder ausser diesem, und jedes Land hat seinen eigenen Fürsten.“

„Kennst du Abdul Asis?“

„Persönlich nicht!“

„Hast du Abdul Wahed (Eduard Vogel) gekannt?“

„Nein, aber viel von ihm gehört und gelesen; er war ein Deutscher, wie ich.“

„Mir sagte er, er sei ein Engländer.“

„Allerdings hatte er insofern recht, sich hier einen Engländer zu nennen, als er für die englische Regierung reiste.“

„Er war mein lieber Freund.“

„Ich hoffe, du wirst auch mich mit deiner Freundschaft beehren.“

„O gewiss!“

„Abdul Wahed war Tag und Nacht bei mir.“*)

„Bezeugst du Mohammed?“

„Nein!“

Über diese Antwort brach der Sultan in ein lautes Gelächter aus, wozu seine Höflinge Beifall klatschten.

„Welchen Propheten bezeugst du denn?“

„Jesus Christus und die Propheten der Söhne des Israels.“

„Es steht aber doch im Koran: Mohammed ist grösser als alle Propheten.“

„Das steht allerdings darin, aber wer sagt uns, dass es wahr sei?“

„Nur die Ungläubigen zweifeln daran. Ich sehe, du trägst einen Rosenkranz, und von sehr schöner Arbeit; beten die Christen auch den Rosenkranz?“

„Viele zählen ihre Gebete danach ab; ich indessen trage ihn, die Wahrheit zu sagen, bloss zum Zeitvertreib.“

Darauf entstand ein neues Gelächter, und nach einer Pause nahm der erste Fakih, der gelehrte Theologe des Landes, das Wort, indem er Rohlfs fragte:

„Wie oft betest du des Tages?“

„So oft ich das Bedürfnis dazu fühle; doch pflegen die Christen nicht laut und öffentlich zu beten.“

„Kennt ihr den gnädigen Herrn und Propheten Abraham?“

„Wir kennen Abraham, halten ihn aber nicht für einen Propheten.“

„Hast du den Koran gelesen?“

„Den Koran sowohl, als auch mehrere von den Nachfolgern Mohammeds geschriebene Bücher.“

„O, Wunder, und dennoch bist du Christ geblieben?“

„In der That!“

---

*) Rohlfs bemerkt hierzu, dass der Sultan Eduard Vogel habe töten wollen, weil dieser sich geweigert hatte, ihm seinen Revolver und seinen Säbel zu schenken. Er bemächtigte sich der Waffen und hielt den Beraubten in Gefangenschaft. Vogel wurde erst infolge eines energischen Drohbriefes, den Scheich Omar an Aba Bu Bekr schrieb, freigelassen. So war die Freundschaft beschaffen.

„Steht im Evangelium auch vom gnädigen Herrn Omar geschrieben?“

Jetzt war die Reihe des Lachens an Rohlfs. Der Sultan, der aufmerksam zuhörte, fragte ihn, warum er lache. Rohlfs erwiderte:

„Das Evangelium ist sechshundert Jahre vor Mohammed geschrieben, wie kann also darin von einem Manne die Rede sein, dessen Thaten erst soviel später begonnen haben.“

„Das ist wahr,“ sagte der Sultan und gebot seinem Fakih Schweigen.

Wieder nach einer Pause fragte er selbst: „Kannst du Flinten verfertigen?“

„Nein!“

„Kannst du Uhren machen?“

„Nein!“

„Hast du einen indischen Spiegel (Fernglas)?“

„Ja!“

„Hast du einen Revolver?“

„Ja!“

„Hast du eine Uhr?“

„Ja!“

Mit einigen Fragen über das Befinden des Gastes endete die erste Unterredung, und Rohlfs wurde entlassen. Niemals hat er später einen solchen „Pomp“ am Hofe gesehen, das Zelt blieb verschwunden, ebenso war die Zahl der Würdenträger bei künftigen Audienzen stets nur eine geringe. Diese Audienzen wurden mit der Zeit recht häufig, drollig und ungeniert. Die nächste fand an demselben Tage nachmittags statt.

In Mandara besteht die Sitte, dass Fremde ohne die Erlaubnis des Königs drei Tage lang ihr Haus nicht verlassen dürfen. Rohlfs kümmerte sich nicht um das Verbot, und als ihn ein Beamter aufforderte, er solle zu Hause bleiben, erwiderte er, er sei kein Gefangener, und ging weiter. Natürlich lief der Mann sofort zum Sultan. Rohlfs ergötzte sich indessen am Anblick einer Schar Arbeiter, welche die alte Stadtmauer ausbesserte. Hier war der gewiss seltene Fall zu sehen, dass die Leute durch ein Musikkorps zur Arbeit angefeuert wurden. Die Musikanten spielten auf zwei harfenähnlichen Instrumenten, zwei hölzernen Trompeten, einer

schwang eine Rassel, die aus einer mit Steinen gefüllten Kürbisschale bestand, einer rührte die Trommel, und ein alter Barde begleitete diese höllische Instrumentalmusik mit seinem Gesange.

Eben wollte Rohlfs die Rhapsodie aufschreiben, als er von einem Beamten zum Sultan bestellt wurde.

Aba Bu Bekr empfing diesmal Rohlfs in einer Privataudienz und zeigte sich als ein dunkelschwarzer, etwa vierzig Jahre alter Mann, der sich stets zum Lachen und Scherzen bereit fand und frei von religiösem Fanatismus war. Er erklärte Rohlfs: „Es ist sonst strenge Vorschrift, dass Fremde nicht vor dem dritten Tage nach der Ankunft sich mir vorstellen, auch ohne besondere Erlaubnis vor dem dritten Tage ihre Wohnung nicht verlassen dürfen; mit dir aber mache ich eine Ausnahme, du kannst ausgehen, wann und wohin dir beliebt. Ich hoffe, du wirst diesen Beweis meiner Freundschaft zu schätzen wissen."

Ferner zeigte er dem Reisenden die Hauptstücke seines Kuriositätenkabinetts, das im Vergleiche zu der Raritätenkammer Omars sehr armselig war: da kam eine Stockflinte zum Vorschein, der Revolver, den er Vogel abgenommen hatte, eine mit Kupfernägeln beschlagene Kiste u. dergl. Natürlich fand Rohlfs alles wundervoll.

Der Sultan schloss Rohlfs anscheinend in sein Herz ein. Früh am anderen Morgen wurde er aus dem Bette geholt. Diesmal handelte es sich um einen ärztlichen Besuch (Rohlfs hat bekanntlich Medizin studiert); nur war der Fall nicht so eilig, denn es handelte sich um Medizin für eine der Töchter des Sultans, die erblindet war. Da Rohlfs sah, dass in diesem Falle mit Medikamenten nicht mehr zu helfen war, schrieb er nur einen Spruch nieder und legte den Zettel auf das leidende Auge, womit Vater und Tochter zufrieden waren.

Rohlfs beschenkte den Sultan mit einigen Gewehren und erregte dessen vollste Zufriedenheit. Bald darauf zeigte ihm Aba Bu Bekr alle seine Sachen, selbst seine Kleidungsstücke, und äusserte den Wunsch, Rohlfs' Revolver zu sehen. Derselbe wurde geholt. Es war ein schöner damascierter Revolver von Lefaucheux in Paris für 130 Francs. Er gefiel auch dem Sultan. Plötzlich sagte er: „Willst du zehn Sklaven dafür, oder wie viele ist er dir wert? Kolama," rief er zu seinem Minister, „suche

zwanzig Sklaven aus, zehn männliche und zehn weibliche, und gieb sie dem Christen. Bei Gott, den Revolver lasse ich nicht. Du da trage ihn schnell fort!“ Damit übergab er ihn einem Eunuchen, der sich damit entfernte. Natürlich konnte Rohlfs die Sklaven nicht annehmen und musste gute Miene zum bösen Spiel machen; er versprach dem Sultan, die dazu noch gehörige Munition aus Kuka nachzusenden.

Der Sultan war nun gegen Rohlfs sehr wohlwollend, er gestattete ihm, in den Bergen umherzugehen, und bot ihm einen jungen Löwen zum Geschenk an; aber auch dieses Tierchen war unannehmbar, und so musste es in Mandara verbleiben. Der Sultan war auch abergläubisch und verlangte von Rohlfs, er solle ihm verschiedene Zaubersprüche niederschreiben, die ihn unverwundbar, siegreich u. s. w. machen sollten. Auch wollte er einen kräftigen Spruch aus dem Evangelium haben, worauf ihm Rohlfs das „Vaterunser“ in arabischer Sprache aufschrieb.

Ferner wollte er noch andere Sachen Rohlfs' sehen, nach denen er gleich bei der ersten Audienz gefragt hatte, wie die Uhr, das Fernrohr u. s. w. Da aber der Reisende belehrt war, dass Sehen und Behalten bei diesem König ein und dasselbe war, so ging er nicht in die Falle und zeigte oder schenkte dem König nur noch ein Zelt, das er entbehren konnte, und auf besonderen Wunsch eine seltsame Gabe — Proben von aller Medizin, die er bei sich führte. Natürlich musste jemand von allen diesen Mitteln etwas kosten, damit der König sich überzeuge, dass man ihm kein Gift gebe. Eigentlich hätte es Rohlfs thun sollen, aber er entschuldigte sich, dass er am Fieber leide, und so meldete sich freiwillig ein Diener zu dieser heroischen Probe.

Der Sultan klagte auch über einen Leistenbruch, und Rohlfs wollte ihn nach europäischer Manier untersuchen, d. h. er forderte ihn auf, sich zu entkleiden und seine Diener aus dem Zimmer fortzuschicken. „O, seht den Christen!“ rief der Sultan, „er will mit mir allein sein und mich dann erdrosseln!“ denn er fürchtete sehr um sein Leben und ass nur Speisen, die seine Mutter zubereitet hatte.

Auf Reisen, die Rohlfs mit dem Sultan machte, gingen vor ihm Leute, welche, wie wir das bereits erzählt haben, den Fürsten auf Löcher im Wege, spitze Äste und dergleichen aufmerksam machten.

Aba Bu Bekr fragte Rohlfs, ob auch Christenkönigen solche Ehren erwiesen würden. Als Rohlfs erwiderte, dies sei unnötig, da die Wege in Europa geebnet und gepflastert seien, da schüttelte der Sultan dazu ungläubig das Haupt, denn das ging über seinen Horizont.

Er wollte auch die Flagge Rohlfs' haben; als ihm aber Rohlfs erklärte, dass er alsdann als Vasall Bremens gelten würde, begnügte er sich mit einer von Rohlfs für ihn gefertigten Flagge, die aus einem Stück rotem Damast mit darauf genähtem weissen Halbmond und Stern bestand.

Diese neue Flagge Mandaras wurde sofort auf dessen Hause aufgepflanzt und später wohl an allen Freitagen und anderen mohammedanischen Feiertagen aufgezogen.

Inzwischen nahte die Abschiedsstunde. Der Sultan fragte Rohlfs, was er als Abschiedsgeschenk begehrte. Rohlfs bedankte sich und bat nur, der Sultan möge alle Reisenden, die später in das Land kommen sollten, gastlich aufnehmen und unterstützen. „Sage allen Christen, ich bin ein guter Mann, und jeden, aus welchem Christenlande er sei, werde ich willkommen heissen," lautete des Fürsten Antwort.

Schliesslich sandte er Rohlfs doch einen Sklaven und eine Sklavin, eine zwischen 12 bis 13 Jahre alte schwarze Maid, die auf dem Markt von Kuka wohl ihre 50 Thaler wert war. Da sie dem eigenen Harem des Königs entnommen war, so durfte sie Rohlfs dem Herrscher, ohne ihn zu beleidigen, nicht zurückschicken. Er nahm sie mit nach Kuka und verehrte sie dem Scheich Omar; so kam das Mädchen aus einem fürstlichen Harem in den anderen.

So war der Sultan dieses kleinen etwa 150000 Einwohner zählenden Ländchens beschaffen. Er war ein Vasall Bornus, lauerte aber wohl auf die Gelegenheit, wo er das Joch würde abschütteln können.

Die Zustände, wie sie zuletzt in Bornu herrschten, machten seine Aussichten auf Unabhängigkeit günstiger. Anscheinend lebte er ganz ruhig unter der Oberhoheit Bornus; er wusste selbst nicht, wie lange er regierte, er hatte bereits sechzig Söhne und würde sie unter der Schar der Mandarakinder nicht erkannt haben, wenn die jungen Prinzen nicht ein silbernes Armband als Abzeichen ihrer

hohen Geburt getragen hätten. Er hatte sich zwei Kanonen aus Ägypten kommen lassen, die ohne Lafetten im Hofe seines Hauses schlummerten; er hatte hundert Reiter und zwanzig bis dreissig mit Luntenflinten bewaffnete Infanteristen, und er hatte seine Sorgen. Er musste die Heidenvölker in den Bergen aufsuchen, sie plündern, ihnen Söhne und Töchter rauben, um den Tribut für Bornu entrichten und auch Geld für seinen Haushalt erhalten zu können. Er hätte unter richtiger Leitung ein braver Mann werden können, aber der zum Islam bekehrte Heide wurde zu einem rohen Gesell, einem Raubritter und Sklavenjäger.

In Logon.

Südlich vom Tsade, an den Ufern des Schari und seines Nebenflusses Logon, dehnt sich ein schönes und fruchtbares Land aus; in ihm sass eine Anzahl kleiner Sultane, die, früher selbständige Herrscher, nach und nach in die Abhängigkeit Bornus geraten sind. Als die Europäer zum ersten Male jene Gebiete betraten, war die Zahl der Herrscher noch eine grosse und ihre Macht noch ansehnlicher, und eine bunte Reihe von Herrschern und interessanten Prinzessinnen zieht an unsern Augen vorüber, wenn wir die kurze Schilderung Denhams in seinem Tagebuche lesen. Der wichtigste von ihnen war damals und ist noch heute der Sultan von Logon, der eingekeilt zwischen mächtigeren Herren stets eine kluge Politik treiben muss, um nicht diesen zu reizen und es mit jenem zu verderben.

In majestätischer Schönheit fliesst der Strom an den Mauern der Stadt vorüber, die wir jetzt betreten wollen. Zu Anfang dieses Jahrhunderts hatte Logon eine breite Hauptstrasse mit vielen hohen Häusern und ummauerten Höfen. Die Gesandten des Sultans begrüssten hier die Fremden anders; sie falteten ihre Hände und verbeugten sich tief. „Den nächsten Morgen," beschreibt Denham seine Audienz, „liess mich der Sultan rufen; zehn ungeheuere Neger, von hoher Geburt, meistenteils mit grauen Haaren, gingen barhaupt mit grossen Keulen vor mir her durch die Strassen, und ich ward mit mancherlei Zeremonien empfangen. Zuerst führten sie mich

durch einige dunkle Räume, dann in einen grossen viereckigen Hof, wo einige hundert Leute versammelt waren, die alle auf der Erde sassen: in der Mitte war ein freier Platz, wohin ich gebracht ward und Platz zu nehmen ersucht wurde. Zwei Sklaven, in Toben von gestreiftem Baumwollenzeuge, welche Luft durch ein Gitterwerk von Rohr fächelten, bezeichneten die Stelle, wo der Sultan sass. Auf ein Zeichen wurde dieses Gitter entfernt, und man sah ein lebendes Wesen auf einem Teppich, in seidene Toben gehüllt, den Kopf mit Shawls umwunden, so dass nichts als die Augen sichtbar war; der ganze Hof warf sich zur Erde, alle streuten sich Sand auf den Kopf, während acht Frumfrums und ebensoviele Hörner einen lauten und rauhtönenden Bewillkommnungsgruss ertönen liessen.

Mein Geschenk (ein roter Burnus, ein gestreifter, baumwollener Kaftan, ein Turban, zwei Messer, zwei Scheren und ein paar rote Beinkleider) wurde ihm vorgelegt; er zischelte wieder Willkommen! Denn in Logon wird es für so unschicklich gehalten, wenn ein Mann von Stande laut spricht, dass es immer schwierig ist, den Ton ihrer Stimme zu vernehmen.

Er befragte mich sehr genau, als das Gitter wieder vorgezogen war. Ich bat um die Erlaubnis, mich auf dem Schari einzuschiffen, und erhielt zur Antwort, er wolle es überlegen. Besonders erkundigte er sich, ob ich Lust hätte, schöne Sklavinnen zu kaufen. Ich versicherte, ich wollte keine. „Wenn du es willst," sagte er, „so gehe nicht weiter, ich habe einige Hunderte und will sie dir so wohlfeil verkaufen, als nur sonst jemand."

Am folgenden Tage war Denham nicht wenig erstaunt, als er erfuhr, dass es in Logon zwei Sultane gebe, Vater und Sohn, die nebeneinander herrschten und sich in gleichem Masse hassten und fürchteten. Dem Sohn hatte Denham bereits ein Geschenk gegeben, jetzt forderte der Vater das ihm gebührende, und der Reisende gehorchte, als er weiter erfuhr, dass die Diener des Sultan-Vaters die geschicktesten Diebe im ganzen Königreiche wären. Die beiden Sultane hassten sich in der That; denn beide liessen bei Denham anfragen, ob er nicht Gift besitze, das nicht löge, wie sie sich ausdrückten. Der junge Sultan sandte dem Reisenden sogar drei Sklavinnen, die noch nicht fünfzehn Jahre alt waren, als Lockspeise; als Denham sie zurücksandte und frei heraus seinen Abscheu gegen

die Giftmischerei aussprach, hatte er die Freude, dass er und seine Landsleute wohl hundertmal Narren gescholten wurden.

Im Laufe der Zeit starben Vater und Sohn; ob sie sich vergiftet hatten oder natürlichen Todes gestorben waren, davon schweigt die Geschichte des dunklen Weltteils. Als aber im Jahre 1852 Barth dieselbe Stadt besuchte, herrschte in ihr ein jüngerer Bruder des damaligen Sultan-Sohnes, der den Namen Jussuf führte; er herrschte aber nicht mehr so unumschränkt, denn in der Zwischenzeit war einer der Kriegssklaven des Bornuscheichs Mohammed el Kanemi in Logon eingefallen und hatte dasselbe zu einer zinspflichtigen Provinz umgewandelt. Das kleine Ländchen musste nun jährlich hundert Sklaven und ebensoviel Hemden oder Toben an Bornu entrichten.

Jussuf war ein gemütlicher Fürst, der seine Gäste wohlwollend empfing und durch das Übermass der Gastlichkeit beinahe deren Wohlsein zerstören wollte, so gewaltige Schüsseln von Pudding aus Hirse, Fleisch, Suppe und mit Honig versüsster Grütze sandte er unsern Landsleuten. Er gestattete den Reisenden ohne weiteres, den Fluss zu befahren und nach Bagirmi zu ziehen.

Jahre gingen wieder dahin. Das Jahr 1871 war gekommen. Kriege hatten im Sudan gewütet; Bagirmi lag verwüstet, ein Streitapfel zwischen zwei Thronprätendenten; durch das Ländchen Logon zog wieder ein Deutscher — Gustav Nachtigal. Auf dem Throne sass damals Sultan Ma'aruf, des liebenswürdigen, nunmehr zu seinen Vätern versammelten Jussufs Sohn. Er hielt treu zu Bornu, dessen Schutz ihm auch zwischen mächtigen Feinden nötig war. Aber er war weder so habgierig wie weiland die Sultane Vater und Sohn, noch so liebenswürdig wie Jussuf, er war ein sonderbarer, menschenscheuer Kauz, der den Reisenden nicht empfangen wollte. Endlich erlangte Nachtigal eine öffentliche Audienz, die ebenso vor einem Gitter stattfand, wie dies bei Denhams Besuch der Fall war. In schönen Worten trug der Reisende sein Anliegen vor, der mächtige König Ma'aruf möge gleich seinem Vater, der Barth so freundlich aufgenommen habe, ihm den Weg nach Bagirmi öffnen, dessen Schlüssel er in der Hand habe. Der König lispelte seine Antwort, und der Dolmetscher brüllte sie laut vor. Es waren Ermahnungen für den Reisenden, der die Gefahren bedenken sollte. Der König

blieb hart, und endlich fand Nachtigal nach der ungünstigen Audienz heraus, dass hinter dem König ein Bornubeamter, eine Art Gesandter an diesem Hofe, intrigierte. Er verhandelte mit dem Manne, und siehe da, für ein Hemde wurde ihm der Weg geöffnet.

Aber den König selbst bekam Nachtigal nie zu sehen; er hatte eine förmliche Furcht vor dem eigenartigen fremden Manne; zweimal bestellte er ihn in seinen Palast, aber der Reisende wartete vergebens, denn der König liess sich damit entschuldigen, dass er Hunger bekommen habe und essen müsse. So ging er von dannen, nachdem er den Sultan mit einem Stück Kampfer beschenkt hatte, der in der Meinung der Mohammedaner teuflische Einflüsse zu bannen vermag.

Das Land Logon umfasst etwa 8000 Quadratkilometer, und seine Einwohnerzahl wurde zuletzt von Nachtigal auf 250000 Seelen geschätzt. Die Logonleute sind gemischten Stammes, den Kern derselben bilden aber die Makari; so sind sie nahe Verwandte der Mussgu, die wir ja bereits kennen. Aber sie gehen längst nicht mehr nackt wie jene; ihre Frauen entstellen nicht ihre Lippen durch Einschieben der grossen rundlichen Platten aus Knochen oder Metall. Schon Denham schilderte sie folgendermassen: „Die Bewohner dieses Landes sind viel hübscher als die Bornuer und klüger — besonders die Weiber, und sie tragen sich besser und haben mehr Anstand, als irgend eine Negernation, die ich noch gesehen. Die Frauen der vornehmsten Leute des Landes besuchten mich, von einer oder mehreren Sklavinnen begleitet. Sie untersuchten alles, selbst meine Hosentaschen, und forschbegierigere Frauen habe ich nirgends angetroffen. Sie baten um alles, und fast alle versuchten, etwas zu stehlen. Wurden sie ertappt, so lachten sie herzlich, klatschten mit den Händen und riefen: ‚Ei, wie klug er ist! Man denke nur! Wie er es bemerkte!‘ Wenn sie aber meine Freunde in Bornu in mancher Hinsicht übertrafen, so standen sie ihnen an Sittsamkeit weit nach. Sie lieben alle leidenschaftlich die Gewürznelken, vermischen sie in Fett und reiben sich das Haar und die Haut damit. — Um von ihnen die Wahrheit zu reden, sie sind die gewandtesten, aber auch die unmoralischsten Leute im Lande der Schwarzen.“

Nachtigal, der ein halbes Jahrhundert später das Land besuchte, konnte schon bedeutende Fortschritte feststellen. Er schildert die

Leute von Logon als ernst und bedächtig, rühmt ihre Arbeitsamkeit, ihren Fleiss, mit dem sie sich der Industrie, dem Ackerbau und dem Fischfang widmen. Ihre Bauten zeichnen sich durch Solidität und Massenhaftigkeit aus. Ihre Hausgeräte, ihre Körbe, Schüsseln und Matten sind zwar wenig zierlich, aber gleichfalls solid gearbeitet und entbehren nicht einer gewissen künstlerischen Ausschmückung; sie sind berühmte Färber, so dass die Toben aus Kuka zum Färben nach Logon gesandt werden. Man beschuldigt sie zwar übernatürlicher Künste, hält sie für Zauberer, aber trotzdem werden sie gern, namentlich als Baumeister, in die angrenzenden Länder geholt. — Die Religion des Islam hat diese Heiden nicht zivilisiert, denn sie sind nur äusserlich Mohammedaner. Nur die Berührung mit dem Handel und den höheren Sitten der Araber hat in diesem Volke die schlummernden Keime erweckt. Die Frage, ob der Neger arbeiten kann, die so oft in der Gegenwart ventiliert wird, ist nur eine Frage der Zeit; selbst die blutbefleckte Geschichte des Sudan giebt uns darauf eine bejahende Antwort, wenn wir weitere Zeiträume ins Auge fassen.

Bagirmi.

In der Hauptstadt Bagirmis.

„Vexilla regis prodeunt inferni
Entgegen uns!“

Mit diesen Worten aus der Hölle Dantes können wir die Schilderung der Fürsten eröffnen, die weit im Süden des Tsade über ein schönes, gewandtes, reich begabtes Negervolk herrschen, unter deren Scepter aber seit hundert Jahren kein Frieden herrscht; Krieg, Habsucht, Laster aller Art stehen dort an der Tagesordnung, und wenn wir tiefer in das Leben dieser Machthaber blicken, so schaudern wir zurück, denn nirgends treibt die Sklavenjagd scheusslichere Blüten, als im Heidenlande an den Grenzen Bagirmis.

Betreten wir das Land vom Westen kommend, nachdem wir den Schari, dessen natürliche Grenze, überschritten, so gelangen wir anfangs in eine ähnliche Landschaft, wie wir sie in dem Gebiete der Mussgu kennen gelernt haben; denn Bagirmi ist ziemlich flach und eben und dacht sich von Südost nach dem Tsade ab. Längs der Wasserläufe sehen wir breite Streifen üppigen Grüns, in deren Nähe die Ortschaften der Eingeborenen liegen; zu Friedenszeiten erblickt man hier auch Menschen, grasende Pferde, weidendes Vieh, bestellte Felder; die Natur bleibt aber immer dieselbe. Schön gefiederte Vögel von allerlei Gattung und Grösse schweifen umher; hier rauscht der riesige Pelikan vom benachbarten Baume hernieder, dort steht der Marabustorch, einem alten Manne gleichsehend, mit dem Kopfe zwischen den Schultern, hier stolziert der gewaltige blaugefiederte „Dedegami“ einher, indem er seiner Beute nachspürt, weiterhin der Plotus mit seinem langen, schlangenartigen Halse; dort forscht der weisse Ibis begierig nach Futter, und dazwischen watscheln allerlei

Enten — fliegen und flattern zahlreiche kleine Vögel in grösseren und kleineren Schwärmen umher. Dann und wann bricht ein Wildschwein aus dem Dickicht hervor, von einem zahlreichen Gefolge von Ferkeln begleitet, und rennt eilends ins kühle Wasser. Hier ist ein reichhaltiges, ja unerschöpfliches Feld für den Jäger, denn wir betreten die Wildgegend Afrikas. Die dürre Steppe geht in die Baumsavanne über. Der Baobab verschwindet, andere belaubte Bäume schliessen sich zu kleinen Hainen zusammen und bilden eine parkartige Landschaft. Der riesenhohe Wollbaum (Eriodendron anfractuosum) steht gleich unsern Rieseneichen auf den Hutungen. Sein eigentlicher Standort ist im Urwalde, und seine Gegenwart verrät uns, dass wir uns der grossen Waldzone Afrikas nähern. Riesige Vorsprünge, wahre Pfeiler oder Bretterwände scheinen über der Wurzel seinen Stamm zu schützen, und hoch in der Krone trägt er seine kapselartigen Samen, denen er seinen Namen verdankt. Springt die Kapsel, so schaut aus ihr weissliche Wolle hervor, in welche die Samenkörner eingebettet sind. Spinnen kann man sie nicht; dazu wählt man die niedrige Baumwollenstaude, aber man stopft mit ihr Kissen und Matratzen. Daneben gedeiht der Butterbaum, spriesst der Melonenbaum hervor, der schönste Fruchtbaum des Sudan — allerdings ein fremder Einwanderer, der sich mit überraschender Schnelligkeit über den dunklen Weltteil ausgebreitet hat.

Freilich ist der Charakter der Landschaft nicht überall der gleiche; von Zeit zu Zeit bricht noch der dürre, steppenartige Charakter hervor; die Übergänge in der Natur vollziehen sich nur allmählich. Durch eins aber unterscheidet sich Bagirmi auffallend von den Nachbarländern. Nirgends haben sonst im Sudan die Reisenden eine solche Menge von Würmern und Ameisen, sowie Termiten gefunden. Den Hügelbauten der letzteren begegnet man auf Schritt und Tritt, und man muss hier vor ihnen besonders auf der Hut sein. Zum Kampf mit ihresgleichen nicht ausgerüstet, rücken sie zum Angriff auf Lebloses, indem sie aus dem Lehmboden Tunnelröhren bauen; so minieren sie sich an alles Nagbare heran; Holz, Stoffe, Leder, alles fällt ihrer Zerstörungswut anheim, und schon während einer kurzen Mittagsrast vermögen sie den Reisenden durch ihren heimtückischen Überfall empfindlich zu schädigen.

Die Frucht auf den Feldern wird aber von Würmern bedroht. Ein grosser schwarzer Wurm, so lang, aber viel dicker als die grösste Raupe, schwärmt hier in Millionen und verzehrt die Landeserzeugnisse; ein anderes, viel kleineres, aber nicht minder gefrässiges Insekt, ein ungefähr 12 mm langer Käfer von gelber Farbe, ist gleichfalls gefürchtet. Die armen Einwohner verfehlen auch nicht, an ihm Rache zu nehmen; denn wenn er auf ihre Kosten dick und fett geworden ist, so verspeisen sie ihn, ebenso wie man dies in anderen Gegenden mit den Heuschrecken thut. Was ist wohl schuld an diesem Überhandnehmen des Gewürms? Die Einwohner können es sagen: der fortwährende Krieg.

Im allgemeinen sind die Bagirmier viel ansehnlicher von Gestalt als die Bornuer; die Männer übertreffen letztere an Grösse der Muskelkraft, wie sie es auch an Mut und Thatkraft thun; besonders aber ist der Wuchs der Weiber unvergleichlich vorzüglicher. Die Bargirmierinnen sind nach Barths Angaben im allgemeinen wohlgebaut, schlank und nicht so vierschrötig, wie die hässlichen Bornuerinnen, haben ebenmässige Glieder, regelmässige Züge und einen angenehmen Gesichtsausdruck; einige mit grossen, dunklen, schönen Augen könnte man selbst hübsch nennen. Sie haben nichts von den weiten Nasenlöchern ihrer westlichen Nachbarinnen, welche durch die garstige Koralle im linken Nasenflügel noch mehr entstellt werden. Während der Haarputz der Bornuerinnen hauptsächlich in einer Masse von Fett oder Butter besteht, die sie auflegen, wenden die Bagirmierinnen beträchtliche Sorgfalt auf die Frisur, und die Art, wie sie das Haar in der Form eines Helmbusches tragen, steht ihnen vortrefflich, da sie der hohen, wohlgebauten Gestalt ausnehmend gut entspricht. Es ist deshalb nicht ohne Grund, dass die Frauen von Bagirmi im Sudan weit und breit berühmt sind.

Ausser den Vorzügen des Körpers haben sie aber auch nicht zu unterschätzende geistige Anlagen, die allerdings wenig ausgebildet oder völlig vernachlässigt sind. Wenn Bagirmi in einem Erdstriche mit sicherem Handel und Verkehr gelegen wäre, so könnte es sich durch Produkte des Ackerbaues und den Gewerbfleiss seiner Einwohner eines verhältnismässigen Wohlstandes erfreuen. Der breite, schiffbare Schari würde eine vorzügliche Handels-

strasse ergeben. Für afrikanische Verhältnisse hat jedoch Bagirmi eine höchst ungünstige Lage. Dem mohammedanisierten Neger sind die Erzeugnisse der europäischen Kultur längst zum Bedürfnis geworden; ihr Besitz repräsentiert den Reichtum, nach ihm strebt jeder Negerkönig und jeder Vornehme. Bornu kann sich diese Erzeugnisse verhältnismässig leicht verschaffen, denn in Bornu mündet die Karawanenstrasse von Tripolis nach dem Sudan. Auch Wadaï steht in unmittelbaren Handelsbeziehungen mit Ägypten. Bagirmi ist von direktem Handelsverkehr mit der Nordküste abgeschlossen; es muss die Waren durch die Vermittelung von Bornu und Wadaï beziehen, und es muss sie darum viel teurer bezahlen. Womit soll es sie aber bezahlen? Die landwirtschaftlichen Produkte haben in Afrika noch nicht einen so hohen Wert, dass ihr Transport auf weite Strecken lohnen würde. Die Bagirmier griffen zu einem anderen Tauschmittel. Die wertvollste Ware in den Sudanländern ist der Mensch, und Bagirmi, zum Teil noch ein Heidenland, sass sozusagen an der Quelle, stiess an die Bezirke der Heiden, die es nun durch regelrechte Sklavenjagden ausbeutete. Alle Fürsten des Landes widmeten sich diesem Gewerbe; die Menschenjagd war die Quelle ihres Wohlstandes. Unter solchen Umständen musste der Charakter des Volkes verrohen und verwildern, und dazu kamen noch die Kriege mit den Nachbarn.

Die Bagirmier und ihre Herrscher sind allem Anschein nach echte Sudanesen, obwohl sie ihre Herkunft am liebsten von den Arabern Jemens ableiten möchten. Den Grund zu dem gegenwärtigen Staatsverbande legte ein heidnischer Häuptling Dokkenge, der vor etwa 350 Jahren in diese Gegend eingewandert war. Er gründete auch die Hauptstadt des Landes, Massenja. Die Sage erzählt, dass in jenem Gebiet damals viehzuchttreibende Fulbe gewohnt hätten. Als Dokkenge in die Gegend kam, fand er unter einem Tamarindenbaum (Mass) ein Fulbemädchen, das Enja hiess und dem Häuptling Milch verkaufte. Die Fulbestämme wurden damals von den mächtigen Bulala Kanems hart bedrängt; Dokkenge liess sich unter ihnen nieder und übernahm es, sie zu beschützen. Er gründete eine Niederlassung und benannte sie nach dem Baume und dem Fulbemädchen Massenja. Auch arabische Elemente waren damals in der Gegend vorhanden, es hielten sich dort einige Schuastämme auf,

aber sie waren für die Zusammensetzung und Neuordnung des Bagirmistaates nicht in besonderem Masse einflussreich.

Dokkenge unterwarf sich nach und nach die kleinen Negerhäuptlinge, die in Bagirmi wohnten, schlug die Bulala zurück und wurde nun thatsächlich zum Gründer eines neuen Reiches.

Aus der Finsternis des Heidentums zum Lichte des Islam erhob sich Bagirmi laut Tradition unter einem Enkel Dokkenges, dem berühmten König Abdallah, der vom Jahre 1568 bis 1608 regierte. Er stürzte die Herrschaft seines älteren noch heidnischen Bruders Malo, tötete ihn nach mehrtägigen blutigen Kämpfen innerhalb der Stadt, bestieg den Thron und befestigte seine Herrschaft mit dem Blute seiner sämtlichen Verwandten. Nach diesem Schreckensanfang widmete er sich dem Wohlstand seines Reiches, verbreitete in ihm den Islam und erhob die Stadt Massenja zu deren nachträglicher Bedeutung. Unter seinen Nachfolgern glänzt vor allem Mohammed el Amin, el Hadsch genannt. Die Pilgerfahrt nach Mekka, die dieser Fürst unternommen hatte, scheint seinen Gesichtskreis erweitert zu haben, so dass er nicht nur die Grenzen Bagirmis durch neue Eroberungen vergrösserte, sondern auch im Innern die Zustände besserte.

Doch bereits unter seinem Sohn Abd er Rahman begann der Verfall des Reiches. Er war derjenige Fürst Bagirmis, der durch seinen lasterhaften, allen Geboten der Religion spottenden Lebenswandel selbst bei den Völkern des Sudan Anstoss erregte. Ssabun, der König von Wadaï, erhob sich gegen ihn, Abd er Rahman wurde besiegt und samt seiner vornehmsten Gattin, vermutlich seiner eigenen Tochter, hingerichtet. Bagirmi war von nun an Wadaï tributpflichtig. Es entspann sich nun eine Reihe von Bürgerkriegen, in denen die Nachkommen Abd er Rahmans um den Thron kämpften und in die sich die Nachbarn einmischten. Die Brüder blendeten, ertränkten, mordeten einander, bis zuletzt Othman durch Gnade des Wadaïkönigs auf den Thron gesetzt wurde, sich aber verpflichten musste, alle drei Jahre einen Tribut zu entrichten, der in 1000 gewöhnlichen Sklaven, 30 schönen Sklavinnen, 100 Pferden und 1000 Toben bestand. Da aber andere Thronprätendenten sich Bornu unterworfen hatten, so beanspruchte auch dieses Tribut von Bagirmi, und so kam es zu den Kämpfen, von denen wir in der Ein-

leitung zu der Geschichte Bornus berichtet haben, und an denen auch Denham in der Schlacht bei Augala teilnahm. Sie führten zu keinem entscheidenden Resultate und endigten nur mit dem gegenseitigen Verwüsten der Grenzdistrikte. Othman war ein gewaltthätiger Despot, und er nahm keinen Anstand, sowohl Fremde wie seine eigenen Unterthanen zu plündern; Menschenraub war ja sein Gewerbe, das er schon ausüben musste, um allein den Tribut an Wadaï zu bezahlen. Dieses ewige Morden und Sengen erstickte in ihm jedes sittliche Gefühl, und glaubwürdigen Behauptungen nach hatte er seine eigene Schwester und seine Tochter geheiratet. Er starb im Jahre 1844, und unter seinem ältesten Sohn Abd el Kader wurde das Land zum ersten Male von Europäern, und zwar von Barth und Overweg, betreten.

Abd el Kader trat das Erbe seines Vaters unter sehr ungünstigen Umständen an. Gleich im Anfang seiner Regierung wurde sein Land von den Wadawa geplündert, die von ihm die Bestätigung der Unterwürfigkeit verlangten, die ihnen sein Vater versprochen hatte. Er musste sich fügen. Gleichzeitig aber wurde er von Bornu bedrängt. Hier war die Lage insofern günstiger, als die Mutter des Scheich Omar eine Bagirmiprinzessin war. Infolgedessen wurde ein billiger Vergleich abgeschlossen, laut dem der Sultan von Bagirmi von Bornu in Ruhe gelassen wurde, gegen die Entrichtung eines jährlichen Tributes von 100 Sklaven. So lastete, wenn wir auch Wadaï in Betracht ziehen, eine Steuer von über 400 Menschen jährlich auf Bagirmi, die es seinen Nachbarn abliefern musste.

Abd el Kader war also gezwungen, Sklaven zu jagen, wenn er überhaupt in Frieden leben wollte. Diese Jagden musste er im Süden abhalten, und so war er auch monatelang im Felde gegen die Heidenvölker. Er änderte aber das Raubsystem insofern ab, als er heidnische Häuptlinge unterwarf und ihnen einen Tribut auferlegte, der wiederum beinahe lediglich aus Sklaven bestand. Die Häuptlinge aber konnten dieselben nicht anders beschaffen, als dass sie ihre Nachbarn überfielen und zu Sklaven machten.

So waren Raub, Mord und Totschlag in jenen Gebieten sanktioniert.

Der König von Bagirmi war auf diese scheusslichen Einkünfte

fast ausschliesslich angewiesen; durch den Verkauf von Sklaven befriedigte er auch seine dringendsten Bedürfnisse an Feuerwaffen, Pferden und einigen Luxusartikeln.

So standen die Dinge, als Barth Abd el Kader in Massenja aufsuchte.

Der Reisende näherte sich der Stadt zu einer Zeit, wo der Sultan auf einem seiner Kriegszüge abwesend war, also in der saison morte, wie wir sagen würden. Die vielen Kriege waren an Massenja nicht spurlos vorübergegangen, die Umfassungsmauer war eingefallen, schadhaft. Es gab zwar noch neun Thore, d. h. Öffnungen in der Mauer, die so genannt wurden, weil sich an jenen Stellen einst wirkliche Thore erhoben, aber der Zahn der Zeit hatte noch eine ganze Anzahl anderer Eingänge in die Mauer genagt.

Die Stadt Massenja breitet sich über eine ansehnliche Fläche aus; zu Barths Zeiten betrug ihr Umfang etwas über elf Kilometer, aber nur die Hälfte davon war bewohnt. Mitten durch die Stadt zieht sich eine tiefe, muldenartige Einsenkung, von den Eingeborenen Beda, von den Arabern Bahar genannt; in der Regenzeit bildet sie einen grossen Teich, der die Süd- und Nordstadt voneinander trennt und die Kommunikation erschwert oder unterbricht; in der Trockenzeit dagegen stellt sie einen Weidegrund und eine Art Promenadenanlage dar, da ein Rand derselben mit schönen Dumpalmen bestanden ist. Diese Anlage hat aber die Natur selbst geschaffen, wie sie überhaupt viele verlassene Teile der Stadt in ihren grünen Mantel eingehüllt hat.

In den Strassen Massenjas herrschte während der Abwesenheit des Sultans gar kein Leben. Man sah hier weder industrielle Betriebsamkeit noch die rege Thätigkeit der Händler; es gab wohl auch einen Marktplatz, aber man sah auf ihm nicht eine einzige Bude, nicht ein einziges festes Schutzdach — ein schroffer Gegensatz zu dem wohlgeordneten Marktplatze Kukas.

Die Residenz hatte jedoch eine bedeutende Sehenswürdigkeit: das Königsschloss; es verdiente in der That diesen Namen, denn es war kein plumpes Gebäude aus Thon, sondern eine wirkliche Burgruine. Die Umfassungsmauer des Palastes war nämlich nicht aus an der Sonne getrockneten Lehmstücken, sondern aus wirklich gebrannten Backsteinen gebaut.

Der Palast war über hundert Jahre alt, und Barth fand ihn im Zustande bedeutenden Verfalls. Er bildete ein Viereck von etwas oblonger Gestalt, dessen Vorderseite gegen Nordwesten gerichtet war, und mass 2300 bis 2400 Schritt im Umfange. Bei solcher Grösse muss es einst ein sehr starkes Gebäude gewesen sein, indem die Mauern an ihrer Basis ungefähr 3 Meter Dicke hatten und ursprünglich nahe an 6 Meter hoch waren; das Eingangsthor bestand aus sehr starken hölzernen Planken, die gut mit Eisen beschlagen waren.

Im Inneren unterschied sich der Palast wenig von anderen Residenzen der Sudansultane; es befand sich darin eine Anzahl Höfe, aus Thon gebauter Hallen und Rohrhütten. Sein ganzer südöstlicher Teil war von einer besonderen Mauer umgeben und diente ausschliesslich für den Aufenthalt des weiblichen Personals des königlichen Haushaltes. Eine grosse Anzahl Hütten stand in diesem Hofe, denn der König von Bagirmi hatte damals an 300 bis 400 Frauen. Die Lieblingsfrauen begleiteten den König ins Feld, aber die Prinzessinnen, die daheim bleiben mussten, langweilten sich sehr, denn die ganze waffenfähige Mannschaft war damals schon seit sechs Monaten in den Heidenländern. Sie vertrieben sich die Zeit, so gut es eben ging, und Barth empfing öfters ihre Besuche. Sie hatten den Vorwand benutzt, Arzneien kaufen zu wollen. Unter anderen kam einst ein munteres, junges Mädchen von schlankem Wuchs und anmutigen, aber etwas koketten Manieren, in Begleitung einer älteren Schwester von ernsterem Wesen und vollerem Wuchse. Sie klagte Barth, dass sie an einem Augenübel leide, und bat ihn, zu sehen, was es sei; als Barth sich ihr dann in ernster Weise näherte, ihre Augen mit grösster Aufmerksamkeit untersuchte, ohne imstande zu sein, auch nur den kleinsten Fehler zu entdecken, und ihr nun erklärte, dass alles in Ordnung sei und dass ihre Augen schön und gesund seien, brach sie in ein schallendes Gelächter aus und wiederholte in koketter und übermütiger Weise: „Schöne Augen! schöne Augen!“

In dieser Stadt musste Barth mit argen Plünderern kämpfen, die es auf seinen Getreidevorrat abgesehen hatten. Es waren die grossen schwarzen Ameisen (Termes mordax), die plötzlich in ununterbrochener, zollbreiter Linie in die Halle des Hauses einrückten,

den auf seinem Bette ruhenden Reisenden angriffen, zur Flucht zwangen und dann geradeaus auf die Vorratskammer marschierten. In der That machten sie sich daran, die Hirsekörner fortzutragen. Der Selbsterhaltungstrieb des Reisenden zwang ihn nun, seinerseits zum Angriff zu schreiten. Die auf dem Pfade sich heranwälzenden Kolonnen wurden niedergetreten, mit Feuer angegriffen, aber frische Legionen kamen immer heran, und erst nach einem zweistündigen Kampfe gelang es, den Feind in die Flucht zu schagen. Da diese Ameisen auch Unrat verzehren, so nennt man sie im Sudan „die Auskehrer der Häuser," aber sie kehren leider auch das hinaus, was der Mensch am liebsten für sich selbst behält. Der Körnervorrat, den sie ansammeln, ist so gross, dass die armen Eingeborenen ihre Höhlen ausgraben, um sich in Besitz der von ihnen gesammelten Vorräte zu setzen.

Die Saison morte von Massenja ging zu Ende. Am 3. Juli hielt der Sultan Abd el Kader, nachdem er einen sehr festen Heidenort, Gogomi, eingenommen hatte, seinen Einzug in die Stadt, wobei er zunächst eine Nacht vor den Thoren lagern musste, der alten Sitte entsprechend.

Die Truppe war keineswegs zahlreich, da ein Teil des Heeres bereits unterwegs nach den einzelnen Heimatsbezirken abgezogen war; die Reiterei, die Hauptmasse der Sudanesen, war nur 700 bis 800 Pferde stark; trotzdem wurden schimmernder Pomp und barbarische Pracht in Fülle entfaltet. An der Spitze ritten einige Würdenträger, hinter ihnen wurde ein langer, eigentümlich geformter Speer getragen, ein Idol, das noch aus der heidnischen Vorzeit in die Insignien des Bagirmistaates aufgenommen worden war. Unmittelbar vor dem darauf folgenden Fürsten ritt der Kriegshauptmann, die zweite Person im Reiche. Der Sultan selbst trug einen gelben Burnus; sein Pferd, ein Grauschimmel, war ganz und gar in Wattepanzer eingehüllt; das Gesicht des Herrschers konnte man nicht erkennen, da es durch zwei Schirme, einen grünen und einen roten, die Sklaven zu beiden Seiten trugen, verdeckt war. Sechs Sklaven, deren rechter Arm in Eisenblech gekleidet war, fächelten ihm mit Straussenfedern, die an langen Stangen befestigt waren, Kühlung zu; um ihn ritten fünf Häuptlinge, an die sich eine bunte Reitergruppe schloss. Dann folgte die

Musikkapelle, darunter ein Reiter mit zwei an jeder Seite des Pferdes befestigten Pauken.

Nun kam aber eine Gruppe, die für die eigenartige Lebensweise der Höfe im Sudan charakteristisch war. Sie bestand aus einer langen, gleichmässigen Reihe von 45 bevorzugten Sklavinnen oder Konkubinen des Königs — Habbabat —, welche zu Pferde und vom Kopf bis auf den Fuss in einheimisches schwarzes Baumwollentuch gekleidet waren; jede hatte rechts und links einen Sklaven. Elf Kamele, welche das Gepäck trugen, beschlossen den Zug.

Der König schlug sein Lager in den Ruinen des Westviertels seiner alten Hauptstadt auf und rückte erst am folgenden Tage gegen Mittag feierlich in Massenja ein. Die „Fräuleins" waren schon früh am Morgen in die Stadt gekommen und fehlten in dem Zuge. Die Lücke füllten 15 feurige, sämtlich in Kriegszeug gekleidete Streitrosse, die für das ernsthafte Spiel des Mars besser geeignet waren, als die Reihe anmutiger, vermummter Fräulein. —

Barth erwähnt noch eine barbarische Sitte, deren Zeuge er bei Gelegenheit dieses Einzuges war. Man führte in der Stadt sieben heidnische Häuptlinge herum, unter denen der von Gogomi die hervorragendste Erscheinung und die grösste Zierde des Triumphzuges bildete. Die Gefangenen erwartete ein schreckliches Schicksal: „Es herrscht hier nämlich zu Lande der Gebrauch," schreibt der Reisende, „diese fürstlichen Gefangenen entweder zu töten oder zu entmannen, nachdem man sie eine Zeitlang durch alle Höfe des Palastes geführt hat, wo man dann den Frauen und Lieblingssklavinnen des Sultans erlaubt, ihre launenhaften und übermütigen Neigungen in aller Art rohen Scherzes und Unsinnes an diesen Unglücklichen auszulassen."

Der Erfolg dieser Razzia war nach der Meinung der Leute nicht besonders günstig ausgefallen, da der königliche Anteil an den geraubten Sklaven „nur" vierhundert Unglückliche betrug.

Wir haben bereits eine Reihe sonderbarer Audienzen geschildert, bei denen die Fürsten vermummt waren; die Audienz in Massenja war noch eigenartiger. Bevor wir dieselbe beschreiben, möchten wir jedoch vorausschicken, dass Barth in Bagirmi geradezu gefangen gehalten wurde. Die königlichen Beamten hatten ihn sogar beim Betreten des Landes für eine Zeit in Ketten gelegt

und ihm die Abreise nicht gestattet, bis der König darüber Entscheidung treffen würde. Barth hatte an Bagirmi genug gehabt und sehnte sich, nach Kuka heimkehren zu dürfen.

Am 8. Juli wurde er endlich in den Palast geführt. Man geleitete ihn in einen der inneren Hofräume, in dem einige Hofleute zu beiden Seiten einer Thür sassen, welche mit einem durchsichtigen Vorhang aus Rohr verdeckt war. Man liess nun Barth vor der Thür niedersitzen. Stille herrschte in dem Raume. Barth liess seine Blicke über die Versammlung schweifen; alle Hofleute waren gleichmässig in schwarze oder dunkelblaue Toben gekleidet und ohne Kopfbedeckung. Barth konnte niemand entdecken, der sich vor den anderen besonders auszeichnete, und als das Schweigen länger andauerte, so brach er es, indem er mit lauter Stimme fragte, ob der Sultan Abd el Kader anwesend sei — und da liess sich eine hörbare Stimme hinter dem Vorhang vernehmen, er sei anwesend. So begrüsste denn Barth den Herrscher, ohne ihn von Angesicht zu sehen, hielt zu dem Unsichtbaren seine übliche Rede, verabreichte dem Unsichtbaren die Geschenke, die er mitgebracht hatte, und wurde nach der Gegenrede, die hinter dem Vorhang gehalten worden war, entlassen.

Der Sultan war zufrieden; aber kaum war Barth in seine Wohnung zurückgekehrt, so kamen schon Boten von Abd el Kader, die ihn fragten, ob er nicht eine Kanone mit sich führe. Naive Frage, das Gepäck des Reisenden bestand in einer einzigen Kamelladung! Dann fragte man ihn, ob er Kanonen zu verfertigen verstehe. Das verneinte er selbstverständlich, denn sonst hätte er nicht so bald Bagirmi verlassen dürfen. Auch bei einer zweiten Audienz, die auf Wunsch des Herrschers stattfand, versteckte sich dieser hinter dem Vorhange.

Barth schätzte die Einwohnerzahl von Bagirmi auf anderthalb Millionen Seelen; die ganze Heeresmacht des herabgekommenen Königreiches mochte mit Not 10000 Mann Fussvolk und 3000 Mann Reiterei betragen haben.

Die Regierungsform war die einer unumschränkten Monarchie; die Ämter wurden nach Willkür vom König bestimmt und verteilt. Die Einnahmen des Königs sind verschiedener Art. Die Unterthanen sind verpflichtet, gewisse Abgaben in Naturalien zu ent-

richten: Getreide, Baumwollenstreifen, Butter u. s. w.; auch sind die Pferde haltenden Stämme angehalten, dem Könige die Hengste abzuliefern, während sie die Stuten für sich behalten. Die bedeutendste Auflage aber, welche der Sultan zu Barths Zeiten bezog, bestand in den Sklaven, welche die zinspflichtigen heidnischen Gemarkungen zu entrichten hatten. Dieser Sklaventribut begründete die Stärke und den Reichtum des Königs von Bagirmi, welcher fortwährend bestrebt war, seine Macht über die benachbarten heidnischen Völkerschaften auszudehnen.

Die knechtische Unterwürfigkeit der Einwohner, wie wir sie an anderen Höfen bereits kennen gelernt haben, das Entblössen der linken Schulter, das Bestreuen des Hauptes mit Staub, ist auch hier üblich, sobald die Unterthanen vor ihrem Herrscher erscheinen.

* * *

Wenn nun Abd el Kader durch kluge Politik Verwickelungen mit den mächtigen Nachbarländern Bornu und Wadaï zu verhüten wusste, so entging er dem traurigen Geschicke seiner Vorgänger nicht. Auch ihm erwuchs ein Feind, der wie aus den Wolken gefallen war, an den niemand dachte, den niemand erwartete. Die Geschichte des Sudan zeigt uns, dass in jenen Ländern der religiöse Fanatismus eine sehr wichtige, ja ausschlaggebende Rolle spielt. Staatengründungen, Dynastieenwechsel wurden durch religiöse Fanatiker verursacht. Othman dan Fodio war ein „Knecht Gottes," ein Prophet und Reformator des Glaubens, der grosse Scheich Mohammed el Kanemi spielte eine ähnliche Rolle. Um die Mitte der fünfziger Jahre tauchte nun im Sudan ein frommer Mann auf, Scherif ed Din, oder kürzer Scherfeddin genannt. Er selbst bezeichnete sich als den Mahdi, d. h. den von Gott gesandten Propheten und Reformator des Glaubens, auf den laut alten Überlieferungen die Mohammedaner warten, wie die Juden auf den Messias. Dieser Heilige predigte nun in Städten und Dörfern und forderte das Volk zu einer Pilgerfahrt nach Mekka auf; er fand Anhänger, fand Gläubige, die seinem Rufe folgten; die Schar seiner Begleiter wuchs zu Tausenden an, und wie eine Lawine wälzte sich diese heilige Schar durch Bornu an die Grenzen von Bagirmi. Auch hier fand er Anhänger, und mit Besorgnis sah der Bagirmikönig, wie seine Grenzgebiete geschwächt wurden. Er wählte eine Gesandtschaft von an-

gesehenen Männern, übergab ihr passende Geschenke, liess den heiligen Mann höflich begrüssen, zugleich aber bitten, er möchte doch seinen Weg durch ein anderes Gebiet nehmen, sein Land vertrüge nicht eine solche Auswanderung wie das volkreiche Bornu. Er kam aber nicht an den richtigen Mann. Der Mahdi erwiderte, dass er sich um Könige nicht kümmere, den Weg nehme, welchen Gott ihn führe, und der Geschenke nicht bedürfe. Er drang in das Bagirmiland und warb mit Erfolg Proselyten. Es wäre vielleicht von Abd el Kader klüger gewesen, auch diesen Sturm geduldig vorüberziehen zu lassen; aber ein gewisser Hochmut, eine ungestüme Thatkraft liegt in dem Blute der Bagirmifürsten, und so beging er den schwerwiegenden Fehler, gegen den Mann Gottes die Waffen zu erheben. Die Horden des Mahdi waren fanatisiert, das Heer des Bagirmikönigs hatte nicht den richtigen Mut einem solchen Feinde gegenüber. Der Kampf entbrannte und endete mit einer furchtbaren Niederlage der Bagirmier. Abd el Kader und zwei seiner Söhne blieben tot auf dem Schlachtfelde; der Thronfolger Abu Sekkin wurde gerettet, aber er war dem Tode nahe, mit achtzehn Wunden bedeckt. Dies geschah im Anfang des Jahres 1858.

Das Reich des Mahdi war nicht von dieser Welt; er zog weiter und kam nach dem Heidenlande; hier fand er taube Ohren und hinterlistige Feinde. Die Heiden töteten den Propheten, und seine nun führerlosen Scharen lösten sich auf und wurden nach und nach aufgerieben.

Der vertriebene König.

Der Frieden sollte Bagirmi auch fernerhin nicht beschieden werden. Als ein Jahrzehnt nach den zuletzt erwähnten Ereignissen Nachtigal durch den Sudan reiste, lohten die Fackeln des Krieges in Bagirmi. Zwei Brüder standen an der Spitze der Heere einander feindlich gegenüber, und erst vor kurzem hatte König Ali von Wadaï Bagirmi gezüchtigt und fünfzehntausend Bagirmier als Ansiedler in sein rauhes Land fortgeschleppt. Abd er Rahman war von dem Sieger auf den Thron gesetzt worden; der rechtmässige König Mohammedu oder Abu Sekkin war vertrieben und hielt sich im

Süden des Landes in den Heidenbezirken auf. Aber er war noch lange nicht waffenlos, eine treue Schar verwegener Leute umgab ihn, und insgeheim wurde er von Bornu unterstützt. Zu diesem vertriebenen König zog nun Nachtigal, um neue Länder zu entdecken — und unerhörte Greuel zu schauen.

Durch verödete Länder, an verlassenen, verwüsteten Ortschaften vorbei führte der Weg, den der Reisende in Begleitung Almas, eines Leibgardisten des Scheich Omar, zurücklegte, bis die eigentlichen Heidenländer erreicht wurden, bis man mit Völkern zusammentraf, die nahe Verwandte der uns bekannten Mussgu waren. Der König Mohammedu residierte damals in der Waldwildnis, in dem Gebiete des Stammes Gaberi; dort hatte er eine Lagerstadt errichtet.

Am 4. April 1871 betrat Nachtigal mit seinen Begleitern jenes Gebiet und schaute mit neugieriger Spannung auf die dunkle Waldlinie, hinter der sich das geheimnisvolle Lager barg. Der Waldrand blieb lange Zeit still und verriet nichts von der Regsamkeit, die in seinen Tiefen herrschte. Endlich tauchten aus demselben einige Reiter hervor; es waren Heiden auf ihren kleinen Pferden, denen einige Panzerreiter folgten. Sie meldeten, dass der König die Gäste mit Ungeduld erwarte.

Nachtigal legte nun eine Tracht an, die ihm in den Augen der Sudanesen Würde und Ansehen verleihen sollte. Er setzte die blaue Brille auf, warf einen mottenzerfressenen Burnus über die Schulter und wickelte den Turban so fest um den Kopf, dass kaum seine Nase aus demselben hervorsah.

Inzwischen mehrte sich die Reiterschar, die zu seiner Begrüssung heransprengte. So glänzend, wie am Hofe von Kuka und in Massenja, waren diese Reiter nicht ausgestattet; sie waren ja Krieger eines vertriebenen Herrschers!

Sie waren freilich in voller Waffenrüstung in den Krieg gezogen — aber seit jenem Tage, da sie Massenjas Thore verliessen, waren wohl Jahre dahingegangen — und wie viele blutige Schlachten, wie viele Raubzüge hatten sie inzwischen bestehen, wie oft Sturm und Wetter trotzen müssen! Dem einen fehlte der Helm, dem anderen der Panzer, der dritte hatte keine Tobe mehr und trug den Panzer auf nacktem Leibe; dort wehte von den Schultern eines Haudegens ein zerfetzter Tuchburnus, ein anderer war nur mit einem rotwollenen

Shawl bekleidet. So waren diese wetterharten Krieger des im Lande umherirrenden Königs beschaffen — etwa fünfzig an der Zahl. Dazwischen aber tummelten sich auf ihren kleinen, oft scheckigen Pferdchen die heidnischen Bundesgenossen: das Haar phantastisch aufgeputzt, auf dem Rücken ein Hyänenfell oder den Pelz einer Wildkatze umgehängt, oder auch in einem ärmellosen ledernen Koller, oder auch nackt bis auf ein schmales Schurzfell — schwarze Teufelsgestalten, wahre Dämonen. Und wie komisch sahen die bereits „zivilisierten“ Häuptlinge aus, die schon in Toben gekleidet waren! Dieser fremdartige Anzug störte die Söhne der Wildnis beim Reiten, und so hatten sie ihn als dicken Wulst bis unter die Achseln zusammengerollt! Dann tauchte aus dem Walde die königliche Infanterie hervor; wilde Gestalten, Federn, Perlen und Kaurimuscheln im Haar, das gefürchtete Wurfeisen um die Schulter gehängt, den Speer in der Rechten und kleine Schilde aus Büffelhaut oder Rohrgeflecht in der Linken. Fürwahr eine Einholung des Gastes, eine Mischung von Halbkultur und nackter Barbarei, wie sie der weitgereiste Fremdling noch niemals erlebt hatte.

Nun ordnete sich die Karawane zum Festzuge; Bagirmireiter stellten sich an die Spitze, Bagirmireiter bildeten den Nachtrab, und das Heidenvolk schwärmte zu beiden Seiten, Scheinangriffe machend, heulend und tobend, während die Leute von Bornu aus ihren Gewehren dröhnende Salven ertönen liessen. Gewehrgeknatter antwortete im Walde, und bald war der Rand des Gehölzes erreicht, hinter dem Abu Sekkins Lagerstadt lag: ein Gewirr von leichten Hütten, die nach landesüblicher Art gebaut waren. Keine Strassen waren dort zu sehen; keine Umfriedigung hatte man angelegt; alles war im Augenblick geschaffen und für den Augenblick berechnet. In der Mitte lag die geräumige, aber dürftige Königswohnung im Schatten eines Riesenbaumes.

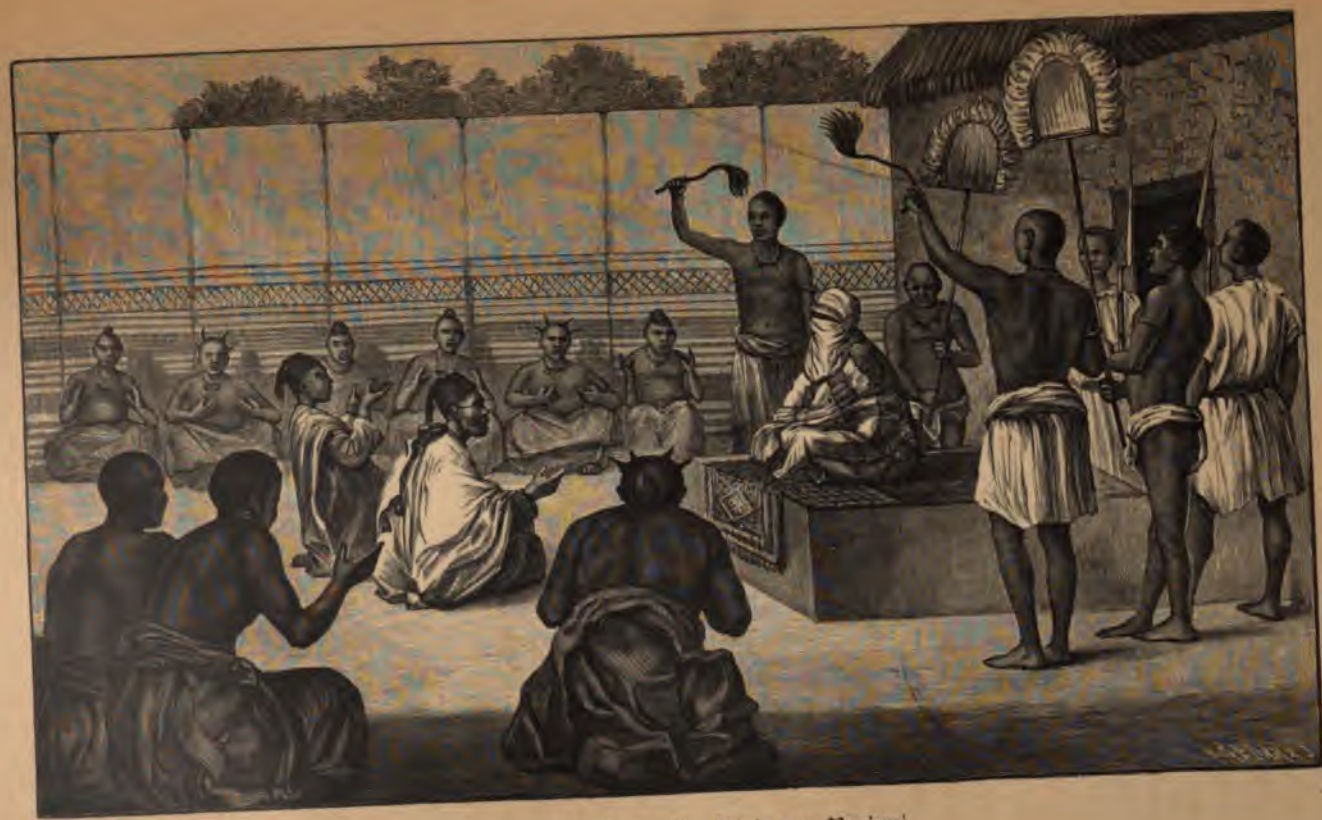
Endlich hielt Nachtigal am Eingang zu einem der inneren Höfe und erblickte den König. Nach der Landessitte sass er tief vermummt, aber vor ihm standen die Standartenträger mit den Straussfederinsignien, Sklaven fächelten ihm mit Giraffenschwänzen Luft zu, und im Hintergrunde hielten Soldaten mit Karabinern die Leibwache. Man konnte keinen Gesichtszug des Königs sehen, alles war verhüllt; und stumm war auch die Begrüssung, die Nachtigal

[illegible] schwang vor ihm sein Gewehr und ritt in [illegible]

Der Kriegsmeister sollte es ihm anweisen. Nachtigal fand den gefangenen Kriegsleuten auf dem Stroh unter dem Schattendach seiner Pferde wohnend. Er entschuldigte sich, dass das Haus noch nicht fertig sei, und gab erst in diesem Augenblicke den Sklaven den Befehl, es zu errichten. Das mochte wunderbar erscheinen, aber diese Leute hatten es leicht, Hütten zu bauen: sie gingen in ein benachbartes Dorf und rissen Hütten der Eingeborenen ein, nahmen ihnen das Strohdach vom Kopfe fort und brachten das fertige Material in die Lagerstadt: so waren in einigen Stunden ein paar schöne geräumige Hütten für Nachtigal und seine Begleiter fertig. Man hatte die früheren Besitzer nicht um Erlaubnis gefragt. Es waren ja Heiden, welche Gott den Bekennern des Propheten zum Ausbeuten ausgeliefert hat. Auf dieselbe Weise hatte Abu Sekkin seine ganze Lagerstadt errichtet.

Und diese Neger waren Bundesgenossen! Freilich, sie mussten noch Korn und andere Nahrung für die Soldaten und den Harem des Fürsten, Futter für die Pferde liefern: sie waren gewiss mit diesem Besuch ihrer Freunde nicht zufrieden, aber mussten sie nicht froh sein, dass sie im Schutze Abu Sekkins standen? Dieser Schutz legte ihnen Lasten auf, das ist wahr: sie seufzten schwer darunter. Aber dieser Schutz war auch für sie eine Art Schonung. In ihrem Bezirke durften keine Sklaven weggefangen werden: diese Menschen waren wenigstens kein Jagdwild, und das will schon gewiss was bedeuten!

Am anderen Morgen wurde Nachtigal zur Audienz beschieden. In einem der inneren Höfe des luftigen „Palastes" befand sich ein mit blaugestreiftem Kattun umfriedigter Raum: das war die Privatwohnung des Königs. Der Eingang zu ihr war nicht so leicht. Nachtigal wollte hier in derselben Art eintreten, wie er dies in Kuka vor dem mächtigen Scheich Omar gethan: er zog also am Eingang zu dem inneren Hofe die Oberschuhe aus und behielt seine Strümpfe und marokkanischen Pantoffeln an. Die Zeremonie war hier aber strenger — denn je barbarischer die Menschen, desto eifriger hängen sie äusserlichen Dingen an. Es entspann sich ein Streit, und es wurde die Entscheidung des Königs angerufen. Dieser



Empfang bei Abu Sekkin, König von Bagirmi.

wählte einen Kompromiss, Nachtigal musste die marokkanischen Pantoffeln ablegen, dafür aber durfte er die Strümpfe, „das weisse Kleid, welches er über die Füsse gezogen," anbehalten. Diese Strümpfe waren hier Dinger, die das höchste Staunen erweckten, während in Kuka Scheich Omar Nachtigal selbst ein paar Strümpfe geschenkt hatte, als der Reisende in desolatem Zustande von dem Kanemlande zurückgekehrt war.

So trat nun der Gast in das Privatissimum des Fürsten ein, das ein wenig an die Schaubuden auf den Jahrmärkten erinnerte. Der von dem blau-weissen Kattun eingefriedigte Raum war mit reinem Sande bestreut; an der dem Eingang gegenüberliegenden Seite befand sich ein Schattendach mit Vorhängen, die zurückgeschlagen waren.

Auf einer mit Matten belegten Erhöhung sass Abu Sekkin, wieder vermummt, eine formlose Masse, aus der nur eine schwarze Nasenspitze hervorschaute. Aber die Straussfedernstandarten zeigten, dass er noch König sei, trotz der dürftigen Umgebung. Sklaven fächelten ihm Luft zu; im Hintergrunde stand die Ehrenwache, während alle anwesenden Würdenträger, Söhne Bagirmis, vor ihrem König den Körper bis an die Hüften entblössten, wie das Zeremoniell es vorschrieb.

An den vermummten König hielt Nachtigal folgende Ansprache: „Vor fast drei Jahren bin ich von meinem Herrn, einem mächtigen Christenkönig, zum Scheich Omar geschickt worden, weil dieser den Christen stets freundlich gesinnt war. In Kuka hörte ich von deiner heldenmütigen Verteidigung Massenjas, von dem Falle deiner Hauptstadt, dem kühnen Durchbrechen der feindlichen Reihen und deiner tapferen Fortsetzung des Krieges für dein Recht. In meinem Vaterlande lieben wir Mut, Standhaftigkeit, kriegerischen Sinn über alles, und ich wünschte vor meiner Rückkehr dich zu besuchen, um einen Mann und König zu sehen, wie er zu den Seltenheiten gehört. Ich erbat gleichzeitig vom Scheich Omar — Gott möge ihn segnen — die Eröffnung des Weges zu dir durch Logon, und er entsprach meiner Bitte, denn du warst ihm stets ein treuer Nachbar, und seine Mutter war eine Tochter deines Landes. Seiner Güte verdanke ich es, dass ich dir jetzt eine Karawane von Pferden zuführen und dich zu neuen Heldenthaten ausrüsten kann. Du siehst, wer sein

Recht nicht fahren lässt, den verlässt auch Gott nicht. Der Allmächtige schenke dir Sieg über deine Feinde und verlängere dein Leben!“

Die Rede Nachtigals wurde wiederholt durch Beifallsbezeugungen unterbrochen. Dann ergriff Abu Sekkin das Wort: er sprach seinen Dank mit leiser, kaum vernehmbarer Stimme, denn die Etikette verbietet dem Bagirmierkönig, ebenso wie dem von Logon, bei Audienzen laut zu sprechen. Er versicherte Nachtigal seines Wohlwollens und seines Schutzes und konstatierte die merkwürdige Thatsache, dass ein Mann wie Nachtigal, nicht um Geld und Gut zu erwerben, sondern um ihn zu sehen nach Bagirmi gekommen sei.

Hierauf wurde von einem der Hofleute eine schwülstige Lobrede auf den König gehalten, und Nachtigal verliess mit einigen Dankworten die königliche Einfriedigung. Die Geschenke wurden nicht in dieser öffentlichen Audienz überreicht. Der König mochte wohl triftige Gründe haben, seinen verlumpten Heerscharen das, was er erhielt, zu verheimlichen; so bestimmte er zu diesem Zwecke eine vertrauliche Zusammenkunft im Abenddunkel.

Die Geschenke, die Nachtigal von sich überreichte, waren nicht gross: ein goldgestickter Burnus, Schiesspulver, Flintenkugeln und Feuersteine, ein tunesischer Tarbusch, ein Pfund Gewürznelken und zwei Stücke Turbanstoff. Als Nachtigal die Geringfügigkeit der Gaben mit seiner langen Abwesenheit von der Heimat entschuldigte, drückte ihm der König die Hand und sprach: „Deine Ankunft ist das beste Geschenk, welches du mir hättest machen können! Ich erwarte von dir nicht Geld und Gut, sondern an mir wird es sein, dich zu belohnen.“

Trotz dieses vertrauteren Tones und der dunklen Nachtstunde blieb Abu Sekkin auch diesmal verschleiert. Der Besuch Nachtigals war für den König von höchster Bedeutung. Nachtigal kam ja mit Zustimmung des Scheichs Omar und brachte Pferde und etwas Munition. Diese Thatsache allein musste den Mut der Anhänger Abu Sekkins heben, und in der That fasste man diesen Besuch als eine gute Vorbedeutung auf, da noch an demselben Abend die Nachricht von dem Siege einer Schar Abu Sekkins über eine Abteilung des Gegenkönigs Abd er Rahman gemeldet wurde.

Man beschloss, diesen Sieg durch eine Festparade zu feiern.

Obwohl der König am Tage vorher von Nachtigal einen neuen goldgestickten Burnus erhalten hatte, borgte er sich zu dieser Parade den mottenzerfressenen letzten Burnus des Reisenden, der ihn natürlich nicht wieder zurücknehmen konnte und so um dieses Kleidungsstück gekommen war.

Die ganze Heeresmacht Abu Sekkins einschliesslich der verbündeten Heiden mochte höchstens 1500 Mann betragen, wobei die Mehrzahl aus Fusssoldaten bestand. Die wenigsten von der königlichen Infanterietruppe, welche etwa 100 Mann zählte, besassen Steinschlossgewehre; die Hauptwaffe bildete das Wurfeisen, von welchem einige Krieger bis fünf Stück in ledernen Scheiden bei sich trugen. Ausserdem waren sie mit Speeren bewaffnet und führten Schilde. Die bunte Zusammensetzung der Reiterei ist uns schon bekannt, da wir sie bei der Einholung Nachtigals kennen gelernt haben. Die „Uniformen“ waren auch bei der Parade nicht viel besser. Die Parade fand auf einer Ebene statt. König Mohammedu hielt auf einem prachtvollen Rappen in der Mitte des Platzes; er trug den Burnus seines Gastes, hatte aber die Kapuze so tief aufs Haupt gedrückt und den Litam so hoch gezogen, dass man sein Gesicht wieder nicht sehen konnte. Wie einst bei dem Einzuge seines Vaters in Massenja, hielten auch hier zwei Sklaven zwei rotseidene Schirme über seinem Haupte, während die zwölf Träger der Straussfederninsignien sich vor dem König aufstellten und die Embleme der königlichen Würde fortwährend hin und her schwenkten. Die Parade bestand in Ausführung von Scheingefechten. Dieselben liessen an der ursprünglichen Wildheit nichts zu wünschen übrig und waren von einem ohrbetäubenden Lärm begleitet, der auf landesüblichen Trommeln und Hörnern, sowie durch das Zusammenschlagen der Waffen und Schilde verursacht wurde. Dieses Manövrieren dauerte einige Stunden, nachdem die verschiedenen Parteien wiederholt gesiegt hatten oder zur Flucht gezwungen worden waren. Gegen Mittag war alles wieder im Quartier.

Wir haben bereits wiederholt gesehen, dass der König selbst in die Wildnis einen Teil seines Hofstaates herübergenommen hatte und, soweit es möglich war, sich mit dem üblichen Zeremoniell umgab. Dies verlieh dem wilden Lager einen eigenartigen Anstrich. Noch abenteuerlicher erschien es aber dadurch, dass diese an sich

schon bunte Bagirmigesellschaft zum grossen Teil aus Frauen bestand.

Der Vater Abu Sekkins hatte eine besondere Vorliebe für Frauen; zu Barths Zeit schätzte man die Zahl seiner Habbabat auf 300 bis 400; am Ende seiner Regierung soll sein Harem mehr als ein halbes Tausend Frauen gezählt haben. Abu Sekkin war in dieser Hinsicht seinen Vorfahren gleich. Auch er führte seine Frauen auf den Kriegszügen mit sich herum. Viele waren ihm auch in das Exil gefolgt, weil sie sonst keine Verpflegung gefunden hätten. Zu diesen gehörten auch die Witwen des im Kampfe gegen den Mahdi Scherfeddin gefallenen Abd el Kaders. Eines Tages sah Nachtigal, dass sich eine lange Reihe von Frauen, wohl an fünfzig, in das Haus des Fatscha, des Kriegsministers, bei dem Nachtigal wohnte, begab. Als er über die Bedeutung dieses Frauenzuges nachfragte, wurde ihm erklärt, dass dies sämtlich die Witwen des vorigen Königs wären, der schon beinahe fünfzehn Jahre tot war. Alle trugen noch als Abzeichen ihrer früheren Lelewürde (Lel oder Lele werden die Frauen des Königs von Bagirmi genannt) ein schwarzes Musselinband um den Hals. Zu Zeiten, als Bagirmi noch in voller Blüte stand, durften sich die Königswitwen nicht verheiraten, und der Thronfolger war verpflichtet, ihnen den geziemenden Unterhalt zu gewähren. Bei der grossen Zahl dieser Witwen wurden sie aber der Krone zu einer förmlichen Last, und so erlaubte man ihnen später, Ehen mit Freigeborenen einzugehen. Unter den fünfzig Witwen, die Nachtigal gesehen hatte, befanden sich noch viele hübsche und junge, die sehr darunter litten, dass der Krieg so viele Männer dahingerafft hatte. Darum gingen diese Königswitwen auf Männerfang aus, kokettierten soviel sie nur konnten, knüpften Liebesverhältnisse an und wurden in ihrem Bestreben, an den Mann zu kommen, selbst Nachtigal lästig, obwohl er ein Fremder war. Nachtigal fand die Bagirmierinnen hübsch, ebenso wie einst Barth, aber er hatte keine Lust, sich dort zu verheiraten. Die schwarzen Damen schmückten sich gern, trugen silberne Armspangen und Ringe von oft ungeheuerlicher Grösse und bettelten auch Nachtigal um Schmucksachen an. Er war nun in jenem Augenblicke arm; aber die spähenden Augen der Schönen entdeckten an ihm doch Schmucksachen, an die er nicht gedacht hatte. Er trug manchmal

einen leinenen Rock — das letzte Stück seiner europäischen Garderobe. An diesem Rocke waren Perlmutterknöpfe, und diese versetzten die königlichen Witwen in Entzücken. Da half keine Widerrede, nach und nach mussten die Knöpfe abgeschnitten und den Königinnen verehrt werden.

In diesem Lager lebte man übrigens nicht in grossem Überfluss; man hatte zwar Hirse, Sesam, Früchte, Fleisch von Ziegen — alles das mussten die Bundesgenossen liefern; aber es fehlte an Gewürzen, vor allem aber an Salz, das in jenen Gegenden nicht vorkommt. Die reizlose Kost ist auf die Dauer nicht gesund und bewirkt eine grosse Erschlaffung der Verdauungsorgane. Man gewinnt zwar Salz aus der Asche verschiedener Pflanzen, aber reines Kochsalz ist das nicht und schmeckt auch nicht besonders gut. So erschien Nachtigal eine Hand voll Bilmasalz, die ihm aus früheren Vorräten übrig geblieben war, als ein kostbarer Schatz. Er hütete ihn wohl, führte ihn bei sich und war froh, täglich einige Fingerspitzen davon geniessen zu können.

Man konnte jedoch nicht sagen, dass trotz dieser regellosen und an Entbehrungen reichen Lebensweise die Zucht in den Scharen des Bagirmikönigs gelockert gewesen wäre. Erstens waren ja die Bagirmier seit jeher Sklavenjäger und solches Kampieren in der Wildnis gewöhnt; dann aber war ihr Mut noch nicht gesunken. In dem verwüsteten Lande, wo Abd er Rahman von Wadaïkriegern unterstützt mit seinem Heere stand, lag der Ackerbau fast völlig danieder, der Mangel an Lebensmitteln war gross, die Hungersnot stand bevor und so war die Hoffnung berechtigt, dass die Wadawa das ausgesogene Land bald verlassen und, wie das sonst im Sudan üblich war, ihren Schützling seinem Schicksale überlassen würden. Dann aber hofften die wilden Scharen Abu Sekkins, an den Empörern gegen den rechtmässigen König Rache nehmen zu können. Inzwischen aber konnten sie noch warten, denn in Broto, so hiess das Gebiet, in dem das Lager Abu Sekkins aufgeschlagen war, hatte man wenigstens Überfluss an den notwendigsten Nahrungsmitteln.

Es war aber nicht politische Klugheit, die den König in dieses Heidenland geführt hatte. Die Not, vor allem der Geldmangel, zwangen ihn, hier zu bleiben. Was war der Sultan von Bagirmi ohne Sklaven? Doch nur ein armer Mann, der die nötige Ausrüstung für sein Heer, die nötigen Ausgaben für seinen Hof nicht

bestreiten konnte und wie ein Heide unter den Heiden leben musste. Er war darum in diese Bezirke gekommen, um von den Bundesgenossen den schuldigen Menschentribut einzuziehen. Diese Abgaben gingen jedoch langsam ein; ausserdem war der König von jeher angewiesen, selbst Sklaven zu jagen.

Zur Zeit, wo Nachtigal angekommen war, wurden gerade in der Umgebung von Broto solche Jagden veranstaltet. Sie galten den Einwohnern von Kimre, und Nachtigal hatte auch an einer solchen Morgenpartie teilgenommen, um Zuschauer unerhörter Greuel zu sein.

Gleich nach Mitternacht gaben im Lager Posaunenstösse das Alarmzeichen, und eine Schar Beutelustiger sammelte sich unter dem Fatscha und zog in die Jagdgründe. Rasch marschierte man in Dunkelheit durch die Ackerfelder von Broto, dann durch einen Buschwald und erreichte endlich die Anpflanzungen der Kimre. Mit Sonnenaufgang stand man im Angesicht eines Waldes, der bekanntermassen die natürliche Festung der Heiden bildete. Der Fatscha musterte seine Schar, sie betrug gegen 60 Reiter, darunter viele mit Wattepanzern, und gegen 100 Fusskämpfer. Man betrat nun den Wald, aus dem Rauchwolken aufstiegen, Warnungszeichen für die entfernter wohnenden Eingeborenen, dass der Feind nahe. Bald erreichte man weite Lichtungen, auf denen sich wiederum Ackerfelder mit junger, grüner Saat befanden; im Schatten gewaltiger Bäume standen die schmucken Lehm- und Strohhütten der Kimre; die Sonnenlichter spielten auf den Dächern und Gärtchen — ein frisches, entzückendes Bild idyllischer Friedlichkeit bot sich dem Auge des Reisenden. Aber die Hütten waren leer; kein Mensch liess sich vor ihnen blicken, keine Ziege meckerte in dem Gehöfte, kein Hahn krähte auf dem niedrigen Dache. War man zu spät gekommen, waren die Eingeborenen mit ihrer Habe rechtzeitig entflohen?

Nein, sie hatten sich nur auf ihre hohen Burgen zurückgezogen und erwarteten dort ihre Feinde. Und wo waren diese Burgen? Hoch in den Kronen der Bäume hatte man sie errichtet. Hier wächst der Riese unter den afrikanischen Bäumen, der bereits geschilderte Wollbaum (Eriodendron anfractuosum), und er wurde von den Bedrängten als der letzte Zufluchtsort gewählt. Seine

in der That ungeheuere Höhe, der kerzengerade Wuchs des hartholzigen Stammes, die quirlförmige Anordnung der Äste in mehreren Etagen und ihre fast horizontale Richtung lassen diesen Baum besonders geeignet für diesen Zweck erscheinen. Die unterste Abteilung, als noch zu sehr im Bereiche der Angreifer, wird meist unbenutzt gelassen. In der nächsten nach oben werden möglichst wagerechte, benachbarte Äste durch darüber gelegte Stangen zu einer Plattform vereinigt, auf welcher ein solides, dickes Strohgeflecht befestigt und auf diesem wiederum der Hausstand errichtet wird. Dieser besteht gewöhnlich aus einer kleinen Hütte, welche auch Getreidevorräte, Wasserkrüge und Hausgerät, z. B. die Holzmörser zur Mehlbereitung, enthält, und selbst Hunde, Ziegen und Hühner werden mit hinaufgenommen. Oberhalb dieser Abteilung wird häufig am Stamme selbst ein Korb aus starkem Geflecht nach Art eines Mastkorbes angebracht, der einige Personen fassen kann, und in welchem der grösste Teil des Wasservorrats aufbewahrt wird. In diesen Behälter des Baumes steigen die Hauptkrieger, schleudern von dort aus ihre harmlosen Geschosse aus Rohr und halten Lanzen und Handeisen bereit für den Fall eines Erklimmens der unteren Etage durch den Feind. Je nach Umfang und Höhe der Bäume wohnen die Mitglieder einer oder mehrerer Familien auf denselben. Während der Nacht, in welcher kein Angriff zu befürchten ist, steigen sie herab, um ihre Vorräte an Wasser und Getreide zu erneuern, das in versteckten Gruben sich befindet. Zum Hinauf- und Herabsteigen dienen urwüchsige Leitern aus dünnen Baumstämmchen, Schlinggewächsen und Pflanzenfaserstricken.

Unter diesen Bäumen zerstreute sich die Schar des Fatscha, einzelne Gruppen bildend, um diesen oder jenen Baum zu belagern. Es war kein Kampf, sondern eine regelrechte Jagd, als ob dort oben Schimpansen hausten. Andere zerstreuten sich indessen in den verlassenen Hütten und durchsuchten dieselben nach etwa vergessenen Ziegen oder nicht rechtzeitig geflüchteten Menschenkindern. Die Räuberbande Abu Sekkins war diesen natürlichen Burgen der Eingeborenen gegenüber ziemlich ohnmächtig. Es fehlte ihr an Werkzeugen, um die Bäume zu fällen. Allerdings wäre es für einen geübten Schützen ein leichtes gewesen, einen solchen Baum von seinen wenigen Verteidigern zu säubern und so die Frauen und

Kinder in die Hand der Feinde zu liefern. Glücklicherweise verfügte der Bagirmifürst nur über wenige alte Gewehre, und die Sklaven, die diese führten, verstanden nicht zu zielen und brachten mit ihren Feuerrohren mehr die eigene Umgebung als den Feind in Lebensgefahr. So mussten die Bäume von den Angreifern erklettert werden, und in diesem Kampfe konnten die Bedrängten oft den Feind zurückschlagen oder ihr Leben teuer verkaufen. An dem Tage, an welchem Nachtigal Zeuge dieses Kampfes war, nahmen leider auch seine Gefährten aus Bornu Anteil, die mit Flinten bewaffnet waren und besser schiessen konnten. Nachtigal verbot ihnen zwar, von ihren Waffen Gebrauch zu machen, aber sie liessen sich durch Bitten der Bagirmier verleiten, und sie machten sich ein schnödes Jagdvergnügen, indem sie meinten, es handle sich nur um die „verfluchten Heiden“ und dem Christen stehe in solchen Dingen weder Befehl noch ein Urteil zu. Sie waren zwar auch keine geschickten Schützen, aber ihre Kugeln richteten so wie so ein genügendes Unheil an.

Wir wollen nach den Mitteilungen Nachtigals nur den Fall einer dieser Burgen schildern.

Auf der Höhe seines Mastkorbes stand der hochgewachsene junge Vorkämpfer eines von mehreren Familien bewohnten Baumes und schleuderte seine unschuldigen Rohrgeschosse, indem er sich durch den Schild oder die Brustwehr des Korbes möglichst deckte. Zuweilen richtete er sich zu seiner Höhe auf, ballte zornig die Faust und warf seinen Verfolgern Worte des Hohns und der Verachtung entgegen, die von ermutigenden Zurufen der Frauen aus seiner nächsten Umgebung begrüsst wurden. Mitten aber in dieser zuversichtlichen Haltung brach er plötzlich lautlos zusammen, getroffen von einer Kugel des jagdfreudigen Almas. Und bald darauf wurde auch ein weiter oben auf einem Seitenaste stehender Verteidiger zu Tode getroffen. Krampfhaft klammerte er sich noch für einige Sekunden an die Zweige und stürzte dann als eine leblose Masse von der Höhe herab. Eine scheussliche Szene entspann sich: die Königlichen fielen über den Leichnam her, der im Nu mit dem Handeisen zerhackt und zerfetzt war; und die Wütendsten waren dabei leider die eigenen Stammesangehörigen des Opfers, die sich bei einer anderen Gelegenheit desselben Schicksals versehen

mussten. Auf demselben Baume war noch ein einziger erwachsener Mann; auch dieser wurde durch einen Schuss verwundet, stieg mit seinen Angehörigen unter Aufwendung seiner letzten Kräfte empor und klammerte sich dort schweigend an, während sein Blut in langen Linien die graue Rinde des Stammes herabrieselte. Nun erst wagten es die feigen Angreifer, den Baum zu erklimmen, und bald ging es an ihr liebstes Geschäft: es wurden die Ziegen, Hunde und Hühner herabgereicht und herabgeworfen, nicht bloss der noch oben liegende Tote, sondern auch der Verwundete in die Tiefe geworfen und den Untenstehenden zu bestialischer Zerfleischung überantwortet, die Frauen und Kinder aber nebst einem Greise allmählich herabgezerrt. Kein Schrei, keine Klage kam über die Lippen dieser Überlebenden. Frei auf ihrem gesegneten Boden noch vor einigen Stunden, liessen sie sich jetzt in verzweiflungsvoller Ergebenheit mit Stricken aneinanderbinden, um aus dem wühlenden Schmerz über den Tod der Ihrigen und den Verlust ihrer Heimat den Weg in die Sklaverei zu wandeln.

Ohne Zuhilfenahme der Feuergewehre gelang es den Räubern nur einen einzigen Baum zu erobern, der nur von einem Krieger verteidigt wurde. Die Angreifer steckten, indem sie Feuer an langen Stangen befestigten, zunächst seine Hütte in Brand und nötigten ihn, sich in höhere Zweige zurückzuziehen. Hier wurde er von einigen Königlichen, die inzwischen den Baum erklettert hatten, mit Lanzen angegriffen, verwundet und dann hinabgeworfen, um von den scharfen Wurfeisen seiner Gegner zerstückelt zu werden. Auf diesem Baume befanden sich auch zwei vierzehnjährige Knaben, wie sie auf den Sklavenmärkten gern gekauft werden. Von Zweig zu Zweig begann die Jagd auf die Ärmsten, bis die Bedrängten, den Tod der Sklaverei vorziehend, sich aus dem höchsten Gipfel in die Tiefe stürzten.

Die Greuel nahmen ein Ende, als die knappe Munition der Jäger ausging und die Bemühungen, andere Bäume zu nehmen, an dem Heldenmute der Verteidiger scheiterten. Die Feuerwaffen hatten ihr Werk verrichtet, die Räuber zogen von dem Walde ab mit einer Beute von 50 Frauen und Kindern. Die Kimre wurden aber nicht unterworfen, sondern zogen sich in die Wildnis weiter nach Süden zurück.

Die Räuber von Broto wandten sich indessen auch gegen ihre Bundesgenossen, die sie plötzlich überfielen und in die Sklaverei fortschleppten, wobei die erwachsenen Männer abgeschlachtet wurden, da sie ja „schlechte" Sklaven abgaben. Die Einwohner retteten sich meistens durch die Flucht; immerhin wurden aber mehrere hundert Frauen erbeutet. Nachtigal widersprach einem solchen Verrat, aber er erhielt nur die Antwort: „Ist denn Aman (Treu und Glauben) nötig gegen die Heiden?"

Die Folgen einer solchen Handlungsweise konnten nicht ausbleiben.

Die Bundesgenossen oder die bereits unterworfenen Stämme zogen sich, als sie sahen, dass sie des Lebens und der Freiheit nicht sicher waren, in die Wildnis zurück. Die Lebensmittel wurden knapper, während die wachsende Menge von Sklaven den Bedarf höher machte. Die Fouragierkolonnen mussten weitere Züge unternehmen und die Lebensmittel mit Waffen in der Hand erkämpfen. Das Land war ringsherum ausgesogen, eine neue Ernte erst in ein paar Monaten zu erwarten. So herrschte endlich in Broto dieselbe Not, die den Gegenkönig nach den Hoffnungen der Leute Abu Sekkins verderben sollte: Nahrungsmangel, beinahe Hungersnot, und die Lage wurde noch dadurch schlimmer, dass die gepeinigten Stämme der Eingeborenen, wo sie nur konnten, an einzelnen Abteilungen der Bagirmier, die das Land durchstreiften, Rache zu nehmen suchten. Die Stellung des Heeres wurde bedenklich, und Abu Sekkin fragte in seiner Bedrängnis selbst Nachtigal um Rat. Dieser aber erwiderte ihm offen: „Fürsten und Menschen ohne Aman segnet der allmächtige Gott nicht, und als Christ kann ich mich nur in ehrliche Angelegenheiten mischen; du wirst also sehen müssen, wie du zurecht kommst, mich selbst wird Gott schon zur rechten Stunde aus so treuloser Gesellschaft erretten."

Abu Sekkin fühlte sich durch solche Äusserungen keineswegs beleidigt, aber sie machten auch nicht den geringsten Eindruck auf ihn, er war das Räuberleben gewohnt.

Alle Reisepläne Nachtigals, welcher die Länder im Süden Bagirmis erforschen wollte, erwiesen sich unausführbar, und wie einst Barth, so konnte auch er nicht in friedliche Beziehungen zu den

armen Menschen treten, er konnte sie nur als Sklaven oder gehetztes Wild kennen lernen.

Acht Wochen waren bereits seit der Ankunft Nachtigals in Broto verflossen, er konnte nicht vorwärts und nicht zurück, er musste der Räuberbande folgen. Endlich entschloss sich Abu Sekkin, seine Residenz im Heidenlande zu verlegen und Broto zu verlassen.

In der Nacht zum 29. Mai fand der Aufbruch statt. Kaum aber hatte der letzte Reiter die Residenz verlassen, als im Dunkel der Nacht ein Schwarm bewaffneter Heiden hervorstürzte und die elenden aus der Nachbarschaft zusammengeraubten Häuser der traurigen Königsstadt in Brand steckte. Bald war die ganze Lagerstadt in ein Feuermeer verwandelt, und noch aus einiger Entfernung sahen die schleunig Abziehenden, wie die schwarzen Gestalten in der phantastischen Beleuchtung der lodernden Flammen waffenschwingend unter gellendem Wutgeschrei hier- und dorthin sprangen und ihrem berechtigten Hass wenigstens durch Zerstörung der Wohnungen ihrer Verfolger und etwa von ihnen zurückgelassener Gegenstände eine Befriedigung verschafften. Ein freundlicher Abschied war dies nicht, und lange gellte dem Reisenden das furchtbare Geheul noch in den Ohren und weckte in ihm trübe Gedanken, als er im Gefolge des heimatlos abenteuernden Königs und seiner zerlumpten Banditenscharen des Weges zog. Eine tiefe Sehnsucht nach Frieden, nach heimischen Zuständen kam über ihn, und seinem eigenen Geständnis zufolge war er nachgerade herzlich satt nicht bloss seiner Begleiter, „die aus der Religion eine Berechtigung zu Raub und Mord herleiten zu dürfen glaubten, sondern auch ihrer Opfer, welche stets bereit waren, sich untereinander zu vernichten, statt gemeinsam dem Erbfeinde das Handwerk zu legen."

Aber er sollte noch schlimmere Tage erleben, um Zeuge neuer Greuelthaten zu sein!

Mordend und sengend rückte Abu Sekkin vor. Schon am zweiten Marschtage erfuhr Nachtigal, dass man am nächsten Morgen sich gegen einen Stamm der Eingeborenen wenden würde, welcher die Ortschaft Koli bewohnte und bis dahin sowohl den Angriffen Abd el Kaders als auch einem Versuche Abu Sekkins mit Erfolg Widerstand geleistet hatte. Die Räuberbande machte Halt,

um in der Nacht rasch vorzurücken und die Ortschaft am frühen Morgen zu überrumpeln.

Als Nachtigal am anderen Tage auf dem zum Rauben auserwählten Platze erschien, bot sich ihm ein ähnliches Bild, wie er es bei den Menschenjagden im Gebiete der Kimre gesehen hatte. Auch hier war der Wald von Lichtungen unterbrochen, in denen die Getreidefelder der Eingeborenen lagen und ihre zierlichen Strohhütten standen; nur fehlte hier der majestätische Wollbaum, und das friedliche Bild war bereits gestört; denn hier und dort hatte man bereits die Hütten in Brand gesteckt. Ein Trupp der Räuber durchstöberte noch den Rest der Hütten nach etwa zurückgelassenem Vieh und anderem Inventar — meist aber ohne Erfolg; denn die Einwohner von Koli waren von der Annäherung des so zahlreichen Feindes gewarnt worden und hatten sich mit Hab und Gut in ihre Festung zurückgezogen.

Diese befand sich in der Mitte einer ansehnlichen Lichtung. Es war in der That eine Festung, wie man sie in Afrika öfters finden kann bei Stämmen, die noch mit dem Gebrauch der Feuerwaffen nicht vertraut sind. Werfen wir einen Blick auf dieselbe.

Die erste Linie der Befestigung bildete ein 1—1½ Meter hoher Lehmwall, der Koli in weiterem Umkreise umschloss. Der Lehmwall konnte den Verteidigern nur als Brustwehr gegen die Wurfgeschosse der Angreifer dienen. Die Eingänge zu demselben waren mit Baumstämmen verbarrikadiert. Die Mitte des Gesichtsfeldes nahm ein dichter Hain ein. Er lag innerhalb der Verschanzung, und in ihm war das eigentliche Dorf verborgen. Der Hain bestand aus einem undurchdringlichen Buschwerk, so dass die Verteidiger nur den Eingang zu bewachen brauchten. Koli war somit eine Waldfeste, die aber nicht so gut angelegt war wie die ostafrikanischen Waldfesten, von denen wir in dem nächsten Bande dieses Werkes ausführlicher berichten werden. Die Einwohner waren hier noch harmloser und auch gewiss indolenter, da sie sich zu einem energischeren Widerstande trotz so langer Verfolgung nicht aufraffen konnten.

Als Nachtigal vor Koli erschien, hielt Abu Sekkin in der Lichtung und wartete, bis sich das Gros seiner marodierenden

Räuberbande sammeln würde; inzwischen sandte er Boten an die Schanzen, um die Bewohner zur Unterwerfung aufzufordern.

Nachtigal konnte vom Pferde den Platz innerhalb des Lehmwalles vor dem Haine genau übersehen. Das Bild war ein ruhiges. Scheckige Pferdchen weideten im Grase, Männer lagen umher und plauderten miteinander, während einige Posten den Lehmwall besetzt hielten. Als die Boten Abu Sekkins sich dem Walle genähert hatten, sammelten sich die Männer im Inneren zu einer Beratung; sie gaben eine ablehnende Antwort, versahen sich reichlich mit Handeisen und Wurfspeeren und verteilten sich in einzelnen Haufen auf dem Wall. Die Pferde waren inzwischen in dem Haine verschwunden. Frauen und Kinder liessen sich überhaupt nicht sehen.

Der Haufen Abu Sekkins schritt nun zum Angriff. Er hatte anfangs von den Verteidigern wenig zu befürchten; ihre Rohrpfeile waren so gut wie unschädlich, und die Wurfeisen und Speere mussten sie für den entscheidenden Augenblick aufsparen. Die Angreifer waren dagegen im Besitz von Feuerwaffen, die hier einem so schwachen und blossgestellten Feinde gegenüber ihre Wirkung, trotz der schlechten Ausbildung der Schützen, nicht verfehlten. Die erste Verteidigungslinie wurde von den Belagerten auch bald aufgegeben, und sie zogen sich in die Waldfeste zurück, die, wie man jetzt sehen konnte, nicht nur durch Anpflanzungen von Dornbüschen, sondern auch durch einen tiefen Graben so unzugänglich wie möglich gemacht war.

Hier begann die scheusslichste aller Sklavenjagden. Der Zweck dieses Unternehmens bestand ja nicht darin, den Feind zu schlagen, sondern Sklaven zu machen, und das Räubergesetz schrieb vor, dass jeder Krieger die Hälfte der von ihm geraubten Sklaven für sich behalten dürfe und nur die andere Hälfte dem Könige abzuliefern brauche; ausserdem war alles von ihm geraubte Vieh sein persönliches Eigentum. Diese Prämie war darum auch für den Verlauf des Kampfes massgebend.

Der Hauptteil der Truppen schlug mit Äxten eine Bresche in die Waldfeste, indem er sich einen Zugang bahnte. Sofort eilten alle waffenfähigen Männer von Koli an die bedrohte Stelle, wo sich ein heftiger Kampf entspann. Diese Bestürzung benutzten einige der Königlichen, um auf ihre Rechnung Geschäfte zu machen. Man

sah diese menschlichen Bestien katzenartig in das Gebüsch schleichen und auf demselben Wege mit einer Ziege oder einem Kinde zurückkehren.

Nachdem die Bresche in dem Dornverhau erweitert war, wurde der Eingang durch Feuerwaffen vom Feinde gesäubert, und nun drang Abu Sekkin mit Fussvolk und Reiterei in das Innere des Haines ein. Nun lag das Zufluchtsdorf vor den Stürmenden, und es entspann sich ein Kampf auf Leben und Tod. Die Männer von Koli kämpften wie die Löwen; die Schlacht wogte mehrere Stunden hin und her. Verschiedene Male wurden die Bagirmier zum Dickicht hinausgeworfen, und Nachtigal sah, wie die Frauen und Mädchen von Koli mit Merissakrügen herbeieilten, um die von der Anstrengung des übermenschlichen Kampfes und von der glühenden Hitze des Tages Ermatteten mit einem Trunk zu erquicken und durch feurige Reden zu weiteren Heldenthaten zu entflammen. Die Bagirmier gewannen jedoch immer mehr an Terrain, und endlich gelang es ihnen, Feuerbrände in das Dorf zu werfen. Alle Bemühungen der Verteidiger, den Brand zu löschen, waren vergeblich, und das Dorf ging mit seinen reichen Getreidevorräten in Flammen auf.

Die Verteidiger von Koli gaben auch jetzt den Kampf nicht auf, sie sammelten sich in dem dichtesten Teile des Gehölzes und versuchten hier den Verzweiflungskampf fortzusetzen und das letzte, was ihnen übrig blieb, einen Durchbruch durch die feindlichen Linien zu erzwingen. Vergebens! Diese Helden wurden von der Übermacht des Feindes wiederholt zurückgeschlagen, und man sah, dass ihre Zahl dahinschmolz und ihre Kraft dahinschwand.

Inzwischen aber begann schon die Beutegier und Bestialität der Sieger ihre Feste zu feiern. Aus den Verstecken des Gebüsches wurden halbohnmächtige Frauen und Mädchen hervorgeschleppt, und unter den Räubern entspann sich um ihren Besitz oft ein blutiger Streit. Alle Menschlichkeit war aus diesen Sklavenjägern gewichen: sie mordeten Verwundete ab, und mit erschüttertem Herzen sah hier Nachtigal kleine Knaben und junge Mädchen trotz ihrer schwarzen Hautfarbe vor Entsetzen erbleichen.

Endlich nach einem zehnstündigen, heldenmütigen Kampfe meldeten die Verteidiger von Koli ihre Bereitschaft, sich zu unterwerfen, wenn man ihr Leben schonen wollte; aber Abu Sekkin war

nicht mehr Herr seiner wilden Raubgesellen, die jeden erwachsenen Heiden niederschlugen — und so sammelte sich der kleine Rest der Verteidiger zum letzten verzweifelten Ausfall. Es war ein kurzer, grauenhafter Schlussakt des Trauerspiels.

Nun lag Koli vor den Bagirmiern frei, und es begann die fröhliche Hetzjagd nach Frauen, Mädchen und Knaben. Sollen wir die Einzelheiten dieses Höllenwerkes schildern? Nur eine einzige Scene wird uns genügen. Nachtigal ritt über die Trümmer des zerstörten Dorfes; auf der Brandstätte zählte er nicht weniger als siebenundzwanzig halbverbrannte Leichname von Säuglingen. Waren dieselben von den eigenen Müttern umgebracht worden, um sie vor dem langsamen, aber fast sicheren Untergang zu bewahren, welchem die hilflosen Geschöpfe in dem Kriegslager anheimfallen mussten — oder hatten sich die Sklavenjäger auf diese Weise der wertlosen Ware entledigt?

Um einige Hunderte von Sklaven reicher geworden, zog der Bagirmikönig nach Tummok, einem, wie man behauptete, sehr reichen Lande, das dem Sultan tributpflichtig war. Nicht weit von der Hauptortschaft Gundi wurde eine neue Lagerstadt errichtet; sie wuchs rasch aus dem Boden hervor, denn alles, was man zum Bauen der leichten Hütten brauchte, Dächer, Wände, Pfähle, Zäune und Hausgerät, wurde von den benachbarten Dörfern geholt.

So wurden drei bis vier Hütten der Heiden eingerissen, um eine für den hohen Herrn von Bagirmi und seine Banditen zu bauen. Das „reiche" Tummok erwies sich jedoch keineswegs als ein gelobtes Land. Die Bevölkerung ringsum war feindlich gesinnt. Das bisschen Nahrung, was die Fouriere in die Lagerstadt brachten, musste mit Waffen in der Hand ertrotzt werden — und nun beim Beginn der Regenzeit erwies sich auch die Natur feindlich. Während mehr als der Hälfte des Tages regnete es in Strömen. Die Feuchtigkeit war so gross, dass Decken und Kleidungsstücke immerzu feucht blieben, alles Leder schimmelte, alles Eisen rostete und selbst stets gebrauchte Instrumente von Rost nicht freigehalten werden konnten. Dabei fehlte es in der Umgebung an Brennholz, das nur mit Lebensgefahr, unter Scharmützeln mit dem Feinde, aus weiter Ferne geholt werden musste. Die Lage wurde noch schlimmer, als die Zahl der Sklaven durch den Tribut, welchen die Bundesgenossen ablie-

ferten, immer mehr wuchs, während die Nahrungsmittel mehr als knapp waren. Die Verpflegung der Unglücklichen, die in Partien mit eisernen Ketten und, als diese ausgingen, mit ledernen Stricken aneinander gefesselt wurden, war die denkbar schlechteste. Kein Wunder also, dass der Würgengel Pestilenz in diesem königlichen Lager seinen Einzug hielt — eine Art Typhus, welcher zahlreiche Opfer forderte und an dem auch Nachtigal erkrankte.

Er wollte fort — aber der König hielt ihn zurück; er wollte aus der Klugheit des Weissen Nutzen ziehen, obwohl ihm dieser jetzt seinen Rat vorenthielt. Nachtigal liess sich aufs Pferd heben und ritt vor die Wohnung des Königs, um durch sein elendes Aussehen sein Mitleid zu erregen. Er klagte, er fühle sich schwach und möchte nicht fern von seinen Freunden in Bornu sterben, aber Abu Sekkin tröstete ihn: „Wenn Gott dir den Tod bestimmt hat, o Christ, so scheint es mir durchaus gleichgiltig, ob du hier stirbst, oder in Bornu, oder unterwegs; wenn dir aber der Allmächtige Leben beschieden hat, so wirst du deine Gesundheit wieder erlangen. Gott ist gross, und das Schicksal aller ruht in seinen Händen."

Andrerseits schien es aber, dass der König seinen Gast ohne Geschenke nicht entlassen wollte. Seine königliche Würde verlangte es. Der Bagirmifürst wollte nicht klein und geizig erscheinen. Und es war für ihn schwierig, ein passendes Geschenk für den Christen aufzutreiben. Ja, wenn der Gast ein Mohammedaner gewesen wäre, dann hätte die Sache leicht abgemacht werden können. Abu Sekkin hatte ja Hunderte von Sklaven. Anfangs wollte er auch Nachtigal mit solchen Gaben erfreuen. Als aber der Reisende dieselben zurückwies, so konnte er nicht begreifen, dass diese Ablehnung eine grundsätzliche war und jemand überhaupt an der Menschenware Anstoss nehmen konnte. Der Reisende that wohl nur so, die ausgewählten Sklaven hatten ihm nicht gefallen; so dachte vielleicht der König, und wiederholt kam der Eunuch des Königs zu Nachtigal in dieser widerwärtigen Angelegenheit. Das eine Mal brachte er ihm zehn Sklaven, das andere Mal eine hübsche junge Frau aus dem Harem des Sultans, die sich einer Leichtfertigkeit schuldig gemacht hatte, und als auch diese zurückgeschickt wurde, brachte man Nachtigal ein frisch eingefangenes Heidenmädchen von grosser Schönheit, das vor Angst am ganzen Körper zitterte. Erst durch

die sofortigen und entschiedenen Zurückweisungen Nachtigals merkte der König, dass er hier mit sonderbaren, aber unerschütterlichen Grundsätzen rechnen müsse. Schliesslich wurde der Christ entlassen. Der König kaufte ihm sein Bornupferd ab für zwei Zentner Elfenbein und ein Heidenpferd zur Rückreise, schenkte ihm einen Laststier und gab ihm Empfehlungsschreiben an die Häuptlinge, durch deren Land die Rückreise erfolgen sollte, sowie Befehle an seine Beamten, soweit ihm dieselben treu waren, den Reisenden zu verpflegen und ihm nach allen Kräften Vorschub zu leisten.

Nachtigal schied von Abu Sekkin, ohne ihm jemals ins Antlitz geschaut zu haben. Trotz der abenteuerlichen Lage, in der man sich befand, und trotz des so nahen Zusammenlebens liess der Bagirmikönig niemals seinen Litam in Anwesenheit des Christen fallen. Wenn wir aber die äusseren Züge dieses Herrschers nicht kennen, sein Charakter liegt klar vor uns. Wir scheiden von diesem afrikanischen Helden ohne irgend welche Sympathie für ihn trotz des Unglücks, das ihn verfolgte, und trotz der Tapferkeit, mit der er es trug. Wir können ihn aber auch nicht rückhaltlos verdammen, denn seine Religion erklärte die Greuel, die er beging, nicht für Sünde, er kannte keine andre Moral. Er war geboren und erzogen — zum Fürsten von Bagirmi, zum Räuber und Menschenjäger.

* * *

Frieden des Gemütes sollte Nachtigal nicht zu teil werden, solange er in dem Lande dieses Höllenfürsten weilte. Er zog durch die so schwer heimgesuchten Gebiete, wo Nahrungsmittel fehlten und ungeheuer teuer waren, und um das Mass voll zu machen, schloss sich ihm eine Anzahl von Leuten an, welche Sklaven in Bornu verkaufen wollten. So marschierte er mit einer Sklavenkarawane. Nun sollte er die scheusslichsten Scenen erleben. Unvergesslich sind ihm in dieser Hinsicht die Tage vom 5. und 6. August geblieben.

In der nassen Jahreszeit reist es sich schlecht im tropischen Afrika. Kleine Bäche werden zu Flüssen, trockene Thäler und Rinnen zu wahren Strömen, Niederungen verwandeln sich in Sümpfe und Moräste, und der Reisende muss in diesem Lande, wo es keine gebahnten Strassen, keine Brücken giebt, Schritt für Schritt mit

dem nassen Elemente kämpfen. So geriet auch die Karawane Nachtigals in einen unermesslichen Sumpf und aufgeweichten Lehm, in dem sie tagelang fast ohne Entrinnen stak. Weit und breit überall nur Wasser und Kot, in welchem Menschen wie Tiere zur Hälfte des Körpers versanken. Die Pferde zeigten sich diesen Terrainschwierigkeiten nicht gewachsen, aber auch die Kräfte der Laststiere waren bald erschöpft. Sie, die sich selbst auf grundlosesten Wegen vorwärts arbeiten, blieben hier stecken. Nur durch wahrhaft unmenschliche Züchtigungen konnte man sie zum Weitergehen anspornen; aber man musste ihnen die Lasten abnehmen und sie von Menschen auf eine höher gelegene Stelle bringen lassen, wo man Kräfte zum Weitermarsch durch den Sumpf sammelte.

In diesem Moraste war die Lage der Sklaven eine bejammernswerte; sie wurden schlecht genährt, und viele von ihnen waren krank. Aber sie, um derentwillen die Herren diese Handelsreise unternahmen, sollten, durften nicht zurückbleiben. Sie wurden mit der schweren Peitsche aus Flusspferdhaut ebenso wie die Tiere angetrieben.

Schliesslich brachen einige doch zusammen und blieben selbst gegen die schlimmsten Züchtigungen unempfindlich. Da freute sich Nachtigal im stillen, dass man sie nun würde liegen lassen, und dass sie hier, wenn sie ausgeruht, in der Nähe ihrer heimatlichen Wälder doch Zuflucht finden und ihre Freiheit wieder erlangen würden. Aber er irrte sich; die Sklavenbesitzer waren erbost, dass ihnen hier und dort eines der armen Opfer entkam, und sie griffen zu einem andern scheusslichen Mittel, um die anderen zur Anstrengung ihrer letzten Kräfte anzuspornen. Da sah er, wie unterwegs einer der Herren eine junge erschöpfte Sklavin zum Weitergehen zwingen wollte. Alle Mittel halfen nicht. Nachtigal ritt vorüber; nach einer Weile blickte er sich um. Was sah aber sein Auge? In aller Gemütsruhe wischte jener Unmensch sein blutiges Messer ab, und vor ihm am Boden lag — tot die junge Sklavin mit durchschnittener Kehle und geöffneten Pulsadern. Starr vor Abscheu, keines Wortes mächtig stand er vor dieser ungeheuerlichen Frevelthat. Der Mörder verlor aber keinen Augenblick seine gleichmütige Ruhe. Als ob er die natürlichste Handlung begangen hätte, sagte er nur: „Ja, ja, Christ, bei diesen verfluchten Heiden ist weder Treue und Glauben noch Erwerb zu finden!“

Und diese Bestialität war etwa keine Ausnahme, sondern ein Brauch in diesen Ländern. Diese grässliche Mahnung an die Überlebenden versagt auch nicht ihre Wirkung, denn die Unglücklichen sind meist junge Frauen und Kinder, die um jeden Preis leben wollen, in deren Seelen ein Schimmer von Daseinslust und Hoffnung nicht ganz erstorben ist.

„Alle körperlichen Strapazen und Gefahren," sagt Nachtigal, „sind für den Reisenden viel leichter zu ertragen als seine gänzliche Machtlosigkeit derartigen Unmenschlichkeiten gegenüber."

Endlich erreichte Nachtigal den Schari, wo die Einwohner treu zu Abu Sekkin hielten und laut Befehl ihn und sein Gepäck auf Kähnen befördern mussten; sie thaten es, wenn auch widerwillig; denn solche Transporte müssen ohne Vergeltung gemacht werden. Nachtigal konnte den Unterthanen verkünden, dass ihr Herrscher die Absicht habe, in naher Zeit in diese Gegenden zurückzukehren. Da wünschten sie sehnlichst, ihr Getreide geschnitten zu haben, ehe er kommen und sie der Früchte ihres Fleisses berauben würde.

So ist Bagirmi beschaffen, ein Land, auf dem ein Fluch lastet, obwohl seine Bewohner leicht besseren Zielen zugeführt werden könnten; aber sie haben das schändlichste aller Gewerbe, die Menschenjagd, erwählt, und es bringt ihnen keinen Segen; fremde Heere verwüsten ihr Land; sie selbst reiben sich in Bürgerkriegen auf, und wie zur Strafe vom Himmel stehen sie unter Fürsten ohne Aman — ohne Treue und Glauben.

Königreich Wadaï.

Wadaï, von einem Scheich geschildert.

Das sudanische Reich Wadaï ist für uns schon darum von besonderem Interesse, weil deutsche Reisende die Erforschung desselben vollführt haben. Der erste Europäer, der es betrat, war Dr. Eduard Vogel; leider musste er sein mutiges Unternehmen mit dem Tode büssen, da er auf Befehl des Sultans von Wadaï ermordet wurde. Glücklicher war Dr. Gustav Nachtigal, der auf seiner denkwürdigen Reise durch die Sahara und den Sudan unangefochten durch das von fanatischen Herrschern regierte Land ziehen durfte und wertvolle Nachrichten über dasselbe brachte.

Lange aber, bevor die Europäer jene Gebiete betraten, waren dieselben von arabischen Reisenden besucht worden. Einige derselben brachten ihre Erlebnisse zu Papier, so dass Wadaï nicht mehr als unerforscht gelten konnte. Freilich waren Land und Leute in orientalische Beleuchtung gerückt, und in den Beschreibungen jener Reisenden waren Dichtung und Wahrheit untereinander gemengt.

Nichtsdestoweniger heben sich aus jenen orientalischen Werken die Gestalten der ehemaligen Könige von Wadaï deutlich und charakteristisch ab; die mohammedanischen Reisenden konnten Dinge sehen, die den Europäern verborgen blieben, und vor allem waren sie die ersten, welche das Land betraten und die früher noch ursprünglichen Zustände mit eigenen Augen schauen konnten.

Eine solche mit Wahrheit und Dichtung untermischte Schilderung des hinter Darfor gelegenen Gebietes liefert uns „Das Buch des Sudan," in welchem der Scheich Zain el Abidin seine Reisen

in Nigritien beschrieb und das von Dr. Georg Rosen im Jahre 1847 aus dem Türkischen ins Deutsche übersetzt wurde.

Der Mann, ein mohammedanischer Theologe von Beruf, trat 1798 eine Reise von Kairo an und ging über Sennar, Kordofan und Darfor nach Wadaï. Er fand bei mohammedanischen Priestern überall gute Aufnahme und wurde auch von ihnen bei dem Könige von Wadaï eingeführt. Er gewann leicht dessen Gunst und beschrieb in leichtem Stil, was er dort gesehen. Er nennt den König Muhammed Halim und lobt ihn sehr. Wenn auch das Urteil des Scheich Zain el Abidin in wissenschaftlicher Hinsicht nicht von besonderem Wert sein dürfte, so wird es doch unsere Leser interessieren, jenen eigenartigen Hofhalt sozusagen mit den Augen eines Mohammedaners zu betrachten, und wir wollen darum in treuer Anlehnung an jenes Buch des Sudan den König und seine Regierungsweise schildern.

Sehen wir zunächst, wie derselbe fremde Reisende empfing.

In Begleitung des Kadi schritt Zain el Abidin nach dem Palaste des Herrschers. Zu beiden Seiten des Thores hielten Soldaten Wache, welche mit einem vom Nabel bis auf die Knieen herabhängenden Rocke bekleidet waren, den Kopf mit einem hohen Fes bedeckt, bewaffnet mit Wurfspiessen und mit Säbeln, die sie an breiten Riemen, welche über die Brust hingen, trugen. Der Kadi wurde respektvoll begrüsst; die Soldaten legten aber dabei die Hand nicht an den Rand ihres Fes, sondern auf die Brust.

Hinter dem Thore dehnte sich ein weiter, mit Bäumen bepflanzter Platz, der innere Hof, aus, auf welchen die Thüren verschiedener Gemächer mündeten; an einer derselben war ein eisernes, mit silberbeschlagenen Waffen behangenes Gitter angebracht, und vor diesem stand ein Sofa, mit rotem Tuche bedeckt. Auf diesem sass mit „Würde und Anstand“ der König, auf dem Haupte einen weissen Turban tragend, der so gewunden war, dass ein Zipfel nach hinten herabhing. In seiner Kleidung war der Einfluss der Zivilisation bemerkbar, denn sie war nach ägyptischem Schnitte gefertigt: ein mit Silberlitzen besetztes Untergewand und ein grüner Kaftan, wie man ihn in Ägypten trägt. Zu beiden Seiten waren Männer in Reih und Glied aufgestellt, auf der rechten Seite hatte vor ihnen der Wesir, der Premierminister, seinen Platz. Im Hintergrunde sah

man Trommeln von verschiedenen Dimensionen, bis zu einer Grösse, dass die Kraft eines Menschen nicht genügte, sie zu tragen.

Zain, der ja ein mohammedanischer Gelehrter war, wurde von dem Herrscher äusserst freundlich empfangen; derselbe reichte ihm die Hand und liess ihn auf der einen Seite des Sofas niedersitzen.

Man war noch mit der Erledigung der ersten üblichen Fragen beschäftigt, als sich Zain Gelegenheit bot, den König in seinem Richteramte kennen zu lernen.

Es erschienen nämlich mittlerweile Leute, die eine Klage vorzubringen hatten. Dieselben warfen sich dem Könige gegenüber auf die Kniee, küssten die Erde, schleppten sich dann auf den Knieen drei Schritte vorwärts, küssten von neuem den Boden und wiederholten diese Zeremonie dreimal. Dann blieben sie in Demut und Unterwürfigkeit vor dem Könige stehen, bis einer der Diener des Wesirs sie bei den Armen ergriff und vor seinen Herrn führte. Es waren drei Männer, von denen der eine sich als Kläger, die beiden anderen als Zeugen bezeichneten; der erste von ihnen sagte nun aus, ein Dieb sei in sein Haus eingedrungen und von ihm auf der That ergriffen worden. Der Wesir trug nun die Klage dem Könige vor, welcher den Dieb, der am Eingangsthore stand, herbeiholen liess. Als dieser sich gerade dem Könige gegenüber befand, streute er sich Erde auf den Kopf und blieb dann, die Augen auf den Boden heftend, stehen. Vom Wesir befragt, stellte er die Klage seinerseits in Abrede. „Diese Männer," sagte er, „lieben meine Tochter und wollen täglich mit Gewalt in mein Haus eindringen, um sie zu besuchen; weil ich nun meine Tochter einschloss und ihnen Hindernisse in den Weg legte, haben sie mir dieses angehängt." Er fügte hinzu, dass er durch Zeugen die Wahrheit seiner Aussagen sowie auch seine Unschuld am Diebstahle bestätigen könne.

Bei diesen Worten sah der König Zain el Abidin an und sprach: „O Gelehrter unter den Arabern, was bestimmt das göttliche Gebot, das ewige Gesetz für den Fall?"

„Wenn dieser Mann," erwiderte Zain el Abidin, „durch Zeugen darthut, dass die Gegner ihn verleumden, so betrifft ihn die gesetzliche Strafe des Abhauens der Hand nicht."

Der Mann wurde in Begleitung zweier Soldaten in die Stadt geschickt, um seine Zeugen herbeizuholen. Der König aber rief

aus: „Seht einmal dies Volk an! auf einen Muselmann, der sie an Unzucht verhindern und seine Ehre retten will, suchen sie den Verdacht des Diebstahls zu werfen, damit ihm die Hand abgehauen werde. Beim allmächtigen Gott, wenn ihr Betrug an das Licht kommt, so sollen sie ihr Verbrechen mit dem Leben bezahlen!“

Nach diesen Worten verstummte er und blieb, wie unser Reisender erzählt, mit dem Gewande des Zornes bekleidet, lange Zeit in Schweigen versenkt, bis der Beklagte mit fünf Personen, welche von den beiden Soldaten an den Händen geführt wurden, herbeikam. Die Untersuchung, welche von dem Wesir geführt wurde, fiel zu Gunsten des Beklagten aus, und der König befahl, ihn frei zu geben, seine drei Ankläger aber bis zum halben Leibe in Sand einzugraben, sie in dieser Stellung vom Morgen bis zur Hälfte des Nachmittags in offenem Sonnenschein hungern und dursten zu lassen, sie dann aus dem Sande herauszunehmen, jedem einhundert Peitschenhiebe auf den Rücken aufzuzählen und sie dann liegen zu lassen.

Der König wandte sich alsdann an Zain el Abidin mit der Frage: „Haben diese die Strafe, welche ich wegen ihrer Schandthat über sie verhängt, nicht verdient?“ — worauf ihm dieser erwiderte, dass, um das Volk von ähnlichen Verbrechen zurückzuschrecken, ein solches Verfahren den Königen gezieme. „Ich empfehle dir deinen Gast,“ redete darauf der König den Kadi an, „und ich wünsche, dass er eine Zeit lang bei uns bleibe und die der Gelehrsamkeit Beflissenen in meinem Reiche in den ihnen unbekannten Wissenschaften unterrichte. Die Habe, die er unterwegs verloren, erstatte ich ihm, und auch sonst will ich ihm mehr Gutes thun, als er nur erwartet.“ Als Zain dies hörte, küsste er dem König die Füsse und sprach: „Der Sklave ist zu seines Herrn Befehl; ich werde hier bleiben, solange du willst.“

Lächelnd erwiderte ihm der König: „Das Geschlecht der Weissen kann ohne Frauen nicht leben und liebt die Weiber seiner Rasse. Nun finden sich zwar bei uns keine weissen Sklavinnen, doch habe ich für dich ein Mädchen bestellt, mit dem du zufrieden sein wirst.“

Zain küsste ihm von neuem die Füsse und erhob sich dann mit dem Kadi; auch der König stand auf und reichte dem Gelehrten, der sich bis in seine Residenz durchgebettelt hatte, die Hand zum Abschiede.

Während der König aufgestanden war, wurden die Trommeln so lange gerührt, bis er wieder Platz genommen hatte.

So bewegt sich ein mohammedanischer Gelehrter oder Priester in dem fernen Sudan, so wird er von den Königen empfangen, ein gleicher unter gleichgesinnten; er findet an den Sitten des Landes keinen Anstoss und erregt durch sein Benehmen keinen. Er baut sich ein Haus, er ist ein Gast des Königs, von dem er Nahrungsmittel und Sklaven erhält, und liest dagegen einige der Bücher mit den Schülern, die ihm zugeteilt werden. Die Audienzen, welche von diesen mohammedanischen Königen Christen gewährt wurden, trugen einen ganz anderen Charakter.

Zain el Abidin richtete sich in der Hauptstadt Muhammed Halims häuslich ein und nahm an allen Festlichkeiten und wichtigeren Ereignissen teil. In der Nähe der Residenz hatte er Ruinen einer alten Stadt entdeckt, in der sich Sarkophage und Säulen befanden; er grub dieselben aus, schleppte sie in die Stadt und baute dem Könige daraus eine Halle, welche seine höchste Verwunderung hervorrief. Es mag dahingestellt bleiben, wieviel Wahres an jener Erzählung ist; bei dieser Gelegenheit aber wurde der Scheich Zain von dem Könige mit Sklaven beschenkt. Die Zahl derselben betrug zwanzig Personen beiderlei Geschlechtes, und zwar von den Sklaven, „die der König zum steten Verkauf wie Vieh zur Fortpflanzung in einem Gebirge Namens Tekwah hielt."

Des Königs Sklaven! Zain el Abidin beschreibt sie ganz genau: „Dies nötigte mich," heisst es in dem Buche des Sudan, „in Gesellschaft des Verwalters mich an Ort und Stelle zu begeben, und traf deshalb (das Gebirge ist zwei Tagemärsche weit von Wadaï entfernt) alsbald die gehörigen Reisevorbereitungen. Mit fünf Dienern des Königs machte ich mich dann auf den Weg; da aber eben Sommer war und auf der Erde eine unerträgliche Glut herrschte, so ruhten wir bei Tage im Schatten am Ufer der von den Bergen herabfliessenden Bäche und verfolgten nur bei Nacht eilig unser Ziel. Am dritten Tage früh morgens erreichten wir den Gipfel unseres Strebens, ein Gebirge, mit gewaltigen Bäumen bedeckt und von zahlreichen Quellen durchrieselt. Einige Schwarze, vollkommen nackende, spiegelglatte Kerle, hatten uns nicht sobald erblickt, als sie auch schon meine Begleiter an gewissen Abzeichen und an der

Kleidung als Beamte des Königs erkannten und im Laufe, dem Gezirp junger Vögel ähnliche Laute „jiw, jiw, jiw“ ausstossend, zu uns kamen, um durch Bestreuung des Kopfes mit Erde ihre Unterwürfigkeit zu erkennen zu geben. Von ihnen rings umgeben, setzten wir unsern Weg fort; ich verstand von ihrer Sprache nichts, aber meine Begleiter unterhielten sich viel mit ihnen, bis wir auf der Höhe des Berges anlangten, wo wir unter verschlungenen, dichtbelaubten Bäumen neben einer Quelle kühlen, süssen Wassers uns niederliessen.

Nachdem ich etwas ausgeruht, stand ich auf und machte mit einem meiner Gefährten einen Spaziergang auf diesen Höhen, um die Wilden genau zu sehen und über ihre Zustände etwas Näheres zu erfahren. Vor allem erkundigte ich mich nach ihrer Religion und nach ihren ehelichen Verhältnissen, worauf mir mein Begleiter mitteilte, dass die meisten die Sonne, einige aber auch gewisse Weiber, auf deren Leibe sich ein Mal ohne alle Bedeutung finde, als den Urgrund des Daseins ansähen; eigentliche Ehen, sagte er, kennten sie nicht, doch nehme sich ein jeder eine Frau auf deren Einwilligung hin und lebe dann mit ihr zusammen.

Da ich gar keine Häuser sah, so fragte ich meinen Begleiter, wo sie wohnten. „Im Sommer,“ erwiderte er mir, „halten sie sich unter Bäumen und im Winter in Höhlen auf. Sie leben von Wildbret und Waldeicheln. Von letzteren versteckt ein jeder, soviel als er nur zusammenbringen kann, in den Höhlen. Den Gazellen stellen sie durch Gruben nach, welche sie auf den von diesen Tieren besuchten Plätzen anlegen. Dies, allerlei Baumfrüchte, welche bei uns als nicht essbar gelten, und das Fleisch nebst der Milch der Ziegen, welche sie halten, ist ihr gewöhnlicher Lebensunterhalt. Das Fleisch essen sie meistens roh, bisweilen aber auch gekocht, wenn auch nur halb gar und ohne Salz.“

Ich fragte ferner, ob sie sich nie widersetzten, wenn sie sähen, dass der eine und der andere von ihnen ergriffen und zum Verkaufe abgeführt werde?

„Sie freuen sich vielmehr darüber,“ entgegnete er, „denn sie kennen die Qual der Sklaverei nicht und stehen in dem Wahne, dass ein jeder am Orte seiner Bestimmung wie ein König leben werde. Wie glücklich sie sind, ihre Mütter, Töchter und Söhne

verkaufen zu sehen, bezeugt die Munterkeit, mit der sie, wie du dich erinnerst, uns entgegen kamen, als wir bei unserer Ankunft ihnen Hoffnung machten, dass wir einige derselben nehmen würden."

In einige ihrer Höhlen, welche mit übereinander gelegten grossen Steinen verrammelt waren, so dass man, ohne die Thür zu zerstören, nicht hinein kommen konnte, traten wir ein. Ich fand dieselben weit und eben und fand in einem der Winkel die Eichelvorräte für den Winter angesammelt. Von Hausgerät war nichts vorhanden, sogar das Wasser tranken sie aus ziegenhäutenen Schläuchen; ihre Milch melkten sie in halbe Schläuche, in welchen als Mundstück ein Rohr angebracht war; aus Mangel an Wiesen trieben sie ihre Ziegen zur Fütterung von einer Stelle zur anderen, und neben den aus den Felsen im Gebirge entspringenden Quellen gruben sie Bassins aus, um Wasser aufzusammeln. Als ich dies alles sah, erkannte ich, dass der Ewige sie frei von der Sucht nach Silber und Gold, unbekümmert um Kleidung und Hausrat, um schmackhafte Speisen und Lebensunterhalt geschaffen, dass der Spiegel ihres Daseins wie bei den Tieren von dem Roste der Sorge und Trauer unangefressen, dass sie über der niedrigen Habsucht, welche mich aus meiner Heimat weggerissen und hierher getrieben, erhaben seien! Nachdem ich überall umhergegangen, kehrte ich nach unserer Lagerstätte zurück, woselbst wir die Nacht zubrachten. Da Mondschein war, so kamen jetzt die Eingeborenen, Männer und Weiber, scharenweise heran und spielten und musizierten miteinander bis Mitternacht. Als sie sich endlich zurückgezogen und alles still geworden war, schlief ich ein.

Am folgenden Morgen berief mein Reisegefährte, der Distriktsverwalter, die Alten und die Erwachsenen des Volkes zu sich, hielt mit ihnen eine lange Unterredung und sonderte dann eine Anzahl Sklaven ab, aus denen er des Königs Befehlen gemäss zehn Männer mit ihren Frauen und eine Familie von fünf Söhnen und einer Tochter auswählte. „Seht, das ist euer Herr," sagte er zu diesen, auf mich weisend, worauf sie sämtlich ihre Freude äusserten und sich, um mir ihre Ergebenheit zu erkennen zu geben, Erde auf den Kopf streuten."

Der Scheich Zain el Abidin war über dieses Geschenk äusserst entzückt und sandte zehn seiner Sklaven gleich bei der nächsten

Gelegenheit mit einer Karawane durch die Wüste Sahara nach Mursuk und Tripolis, wo sie mit Nutzen verkauft wurden. Der König aber begnügte sich nicht allein mit diesem Sklavenpark; alljährlich fiel er in die benachbarten Gebiete ein, um zu plündern und Sklaven einzufangen. Diese Raubzüge galten immer den Kafirs, d. h. den zum Islam noch nicht bekehrten heidnischen Negern. Als während der Anwesenheit des Scheichs ein solcher Raubzug geplant wurde, schlug er die Einladung, an diesem teilzunehmen, ab. „O König," sagte er, „ich gehöre zu den Leuten der Wissenschaft und bin nicht gewohnt, den Unterricht mit Schwert und Lanze zu vertauschen, auf den Krieg verstehe ich mich nicht; aber ein unzähliges Heer von Gebeten werde ich dir zur Hilfe senden."

Die Kriegsmacht, mit welcher der König ausrückte, bestand aus 2000 Streitern aus der Residenz, mit Säbeln und Wurfspiessen bewaffnet und mit einem auf dem Rücken getragenen Proviantranzen ausgerüstet, nebst einer bedeutenden Truppenanzahl aus den übrigen Dörfern seines Reiches. Er selbst zog zu Pferde unter Trommelschlag mit vorausgetragenen vielfarbigen Fahnen aus. Zwei Weiber aus seinem Harem nahm er mit sich, dazu drei Zelte, eins für sich selbst, ein andres für die Weiber und das dritte, um darin seine Reiseerfordernisse zu bergen. Die beiden Weiber ritten in Betttücher gehüllt auf einem Kamel, welches mit einer aus Haar geflochtenen, an vier in den Ecken befindlichen Stäben befestigten, oben offenen schwarzen Wand in Gestalt einer Kiste verdeckt war, so dass man nur die Köpfe sah; in dieser Weise folgten sie dem Herrn mit dem Wesir und einigen Eunuchen. Das Volk begleitete das Heer eine Strecke weit und sagte Gebete für die siegreiche Heimkehr des Königs her; die Kinder riefen dabei Amen, und auch der gelehrte Zain el Abidin marschierte pflichtgemäss in der Menge mit seinen Schülern.

Der Raubzug war erfolgreich; der König kehrte mit einer Beute von 300 Sklaven und vielen Kamelen, Schafen und Ziegen zurück, und nach alter Sitte gab er dem Volke, das zu seiner Begrüssung gekommen war, ein Festmahl vor den Thoren der Stadt.

Bis dahin kämpften die Eingeborenen nur mit Spiess, Bogen und Säbel. Zain el Abidin erzählte dem König von der verheerenden Wirkung der Feuerwaffen und veranlasste ihn, dieselben auch bei

seinen Soldaten einzuführen. Von einem arabischen Kaufmanne, der sich gerade in der Stadt aufhielt, wurden zwei Flinten, einige Bleikugeln und etwas Schiesspulver gekauft, worauf der König Unterricht im Schiessen nahm.

„Ich lud blind und wollte eben abfeuern," berichtet Zain el Abidin, „als der König mich bat, auch eine Kugel aufzulegen; doch antwortete ich ihm, dass dies nur dann nötig sei, wenn man ein Wild oder einen Feind töten wolle, und dass ich für den Augenblick nur losdrücken würde, um ihm zu zeigen, wie das Feuer herauskomme. Ich schoss alsdann mitten im Diwan gerade in die Höhe, und da es wegen des reichlich von mir geladenen Pulvers eine heftige Explosion gab, so erschraken die Anwesenden bei dem starken Knalle gehörig. Darauf befahl nun der König, eine Kugel zu laden, um sich von der Wirkung derselben an dem Orte, wo sie einschlüge, zu überzeugen. Ich zeichnete demnach auf der vor uns befindlichen Wand einen grossen Kreis, lud die Flinte mit einer Kugel und schickte mich an, sie dicht neben dem Könige auf jenen Kreis abzuschiessen; doch befahl er mir, indem er seine Furcht nicht merken lassen wollte, in einiger Entfernung von ihm loszufeuern, was ich auch that. Die Kugel schlug in die Wand, aus der — sie war aus Stein und Lehm gebaut — etwas Staub aufstieg. In dem Augenblicke, wo ich abgedrückt, erhob sich der König und kam zu mir, bei welcher Gelegenheit der Trommelschlag, der nach der Sitte jedes Aufstehen des Königs begleitet, wegen des Schreckens und der Verwirrung sehr eilig und taktlos ausfiel. Ich ging darauf mit dem Könige und dem Wesir zur Wand, auf der sich die Stelle leicht erkennen liess, wo die Kugel eingedrungen sein musste. Der König befahl sie heraus zu nehmen und war im höchsten Grade erstaunt, als einer der Diener nur einen Klumpen geschmolzenen Bleies fand. „Gott, Gott," rief er aus, „wenn dies Fleisch und Blut trifft, wie schlimm muss das sein. Aber," fügte er hinzu, indem er seinen Platz wieder einnahm, „welche wunderbar schönen Dinge sind in eurem Staate vereinigt!"

Nachdem er sich niedergesetzt, fragte er mich, ob er denn möglicherweise auch schiessen könne, worauf ich ihm antwortete, es sei dies gar nichts Schwieriges, ich würde ihm den Griff zeigen und dann könne er, wohin er wolle, abfeuern. Nach diesen Worten

lud ich die Flinte und reichte sie ihm, ihn zum Gebrauche auffordernd. Er stand auf, verbarg aus Scham vor mir und den Umstehenden die Furcht, deren Spuren gleichwohl auf seinem Gesichte deutlich erschienen, und schickte sich zum Abschiessen an. Als ich ihm darauf den Griff und die Art und Weise des Losdrückens gezeigt, so schoss er ohne Beschwerde ab und kehrte, nachdem er gesehen, dass ihn dabei kein Unfall betroffen, unbeschreiblich vergnügt auf seinen Sitz zurück, wo er auch mich niedersitzen liess. „Hinfort," sagte er, „sollst du alle Tage zu mir kommen und mich im Schiessen und regelrechten Treffen unterrichten," was ich ihm zusagte. Ich bekam bei dieser Gelegenheit 25 spanische Thaler geschenkt."

Nun wurde eine Karawane ausgerüstet, welche über Fessan nach Tripolis gehen sollte, um dort Gewehre und Pulver einzuhandeln. Die Ware, mit welcher man die Feuerwaffen bezahlen musste, war leicht zu finden. Aus den verschiedenen Gegenden des Landes wurden gegen 100 Sklaven ausgehoben, „welche sämtlich, unbekannt mit dem Lose, das beim Verkauf und in der Gefangenschaft ihrer harrte, sich freuten, als wenn man sie nach dem Paradiese führen wollte."

Noch vor Ablauf eines Jahres kam die Karawane zurück und brachte ausser Pulver und Flinten noch andere Gegenstände mit: eine Menge Sachen für Weiber und namentlich Kleidungsstücke, die man in jenen Ländern nie gesehen. Der Gesandte und Karawanenführer musste dem Könige von Tripolis erzählen; er beschrieb ihm das Meer, die Schiffe und die Kanonen und erzählte ihm alles, was er von Sitten und Trachten und Lebensweise der Bewohner gesehen. Der König erstaunte darüber sehr und fand an den Geschenken, die ihm der Gouverneur von Tripolis sandte, Wohlgefallen.

So schreibt sich Zain el Abidin die Eröffnung eines regeren Verkehrs zwischen Wadaï und Tripolis zu. Einige Jahre darauf starb der König, und der Scheich stand bei seinem Nachfolger nicht in Gunst. So sammelte er seine Sklaven, die ihm sein Gönner geschenkt hatte, und er, der als Bettler in das Land gekommen war, ging als reicher Mann aus ihm fort. „Seitdem ist des Herrn Lob und Dank der Weg, auf dem ich wandle," schliesst er seinen Bericht. Wie dürftig derselbe ausgefallen ist, werden wir aus den

nachfolgenden Schilderungen ersehen, welche auf Grund der Mitteilungen geschehen, welche Gustav Nachtigal über den Herrscher von Wadaï und sein Volk uns gegeben hat.

Land und Volk.

Das Land Wadaï hat gewissermassen seine natürlichen Grenzen; nach dem Westen reicht es bis zum Fitrisee, im Norden wird es von der Wüste abgegrenzt, im Osten stösst es an Darfor, und im Süden erstreckt es sich bis zum Bahr-es-Salamat und seinen Zuflüssen. Gustav Nachtigal schätzt die Totaloberfläche des eigentlichen Reiches auf etwa 3000 deutsche Quadratmeilen, rechnet man aber noch die tributpflichtigen Negerländer hinzu, so wächst das Territorium auf etwa 5000 deutsche Quadratmeilen (275 000 qkm) an.

Die meisten Flüsse des Landes führen nur während der Regenzeit Wasser, in der Trockenzeit sind ihre Betten leer; so trägt auch der vorwiegend felsige und dürre Boden des Landes im allgemeinen den Steppencharakter. Man muss sich aber diese Steppen nicht baumlos denken; im Gegenteil, sie bilden oft Parklandschaften, wie auch in gewissen feuchteren Distrikten der Waldwuchs nicht fehlt. Dies ist namentlich im Süden der Fall, wo das Territorium Wadaïs bis in das Gebiet der menschenfressenden Niam-Niam hineinreicht. So finden wir auch hier die für den Sudan charakteristischen Bäume: den Baumwollbaum (Eriodendron anfractuosum), den Butterbaum (Butyrospermum Parkii), die Ölpalme, die Delebpalme, zahlreiche feigenartige Bäume. Hier gedeiht auch die Banane, ebenso eine Pfefferart, und an diese schliessen sich an verschiedene essbare Wurzelknollen und Tabak.

Die Bevölkerung betreibt Ackerbau und befasst sich je nach der Beschaffenheit des Bodens mit der Kultur verschiedener Nutzpflanzen. Der Anbau des Duchn ist durch das ganze Land verbreitet. Ebenso bringen andere Distrikte Durra und Mais hervor. Ausserdem werden noch verschiedene ölige Früchte, wie Erdnüsse und Sesam, gebaut; ferner gedeihen auch in manchen Gegenden Reis und Weizen. Kürbisarten und wilde Gurken sieht man häufig, ebenso Tabak und, wo es der Boden gestattet, die Indigopflanze.

Wadaï ist nicht so fruchtbar wie seine Nachbarreiche Darfor und Bornu, aber es ist noch nicht so erschöpft. Zwei der Hauptausfuhrartikel des Sudan sind: Elfenbein und Straussfedern, und diese können hier noch in grösseren Massen gewonnen werden; denn in den wüsten, steppenartigen Gegenden des Nordens ist der Strauss noch sehr häufig vertreten, und die südlichen Gebiete zeichnen sich durch einen grossen Reichtum an Elefanten aus. Das Land ist überhaupt schwach bevölkert, und daraus erklärt sich der Reichtum an verschiedenen Wildarten. Giraffen und Büffel sind in ihm nicht selten, und gross ist die Zahl der verschiedenen Antilopen. Auch mehrere Affen sind hier heimisch, dagegen fehlen Papageien. In der Regenzeit kommen dafür zahlreiche Störche und Reiher, um das Land in der Trockenzeit wieder zu verlassen. Natürlich bildet ein solches Gebiet den willkommenen Aufenthalt verschiedener Raubtiere, und so hört man hier das Gebrüll der Löwen, vernimmt den Leoparden und wird von der Hyäne belästigt.

Ein solches Land eignet sich wohl zur Viehzucht, und in der That gedeihen in Wadaï Rind, Schaf und Kamel vortrefflich. Das Rindvieh, eine gebuckelte Varietät, ist meist von brauner Farbe. Es wird von den Wadawa weder zum Reiten noch als Lasttier benutzt, dafür hat man Esel und Kamele. Die letzteren sind schöne, starke Tiere, glatthaarig und von gelber Farbe. Sie werden auf Reisen mit Lasten von etwa 200 Kilo beladen, aber man zieht auch Rennkamele oder Meharis. Ihre Milch und ihr Fleisch sind sehr beliebt, das letztere bildet sogar die Hauptfleischnahrung der Vornehmen, aber zu diesem Zwecke werden meist nur junge, fette Tiere geschlachtet. Auch die Milch der Schafe wird mit Vorliebe getrunken, überraschend aber ist der Reichtum an Ziegen, von denen im Besitz eines Mannes sich oft 500 bis 1000 Stück befinden. Das Pferd ist in Wadaï spärlich vertreten, klein, unschön und teuer; durch Einführung besserer Tiere, namentlich arabischen Ursprungs, hat sich aber eine besondere Rasse herangebildet, welche sich durch Ausdauer und Temperament auszeichnet und im Felsklettern Ungewöhnliches leistet.

Die Bevölkerung des Landes ist aus mannigfachen Elementen zusammengesetzt. Ihren Kern bilden die Eingeborenen, welche längst den Islam angenommen haben; sie sind durchsetzt mit an-

deren afrikanischen Stämmen, die hier nach und nach eingewandert sind, während an den Grenzen des Landes im Süden noch heidnische Negerstämme wohnen.

Die eingeborenen Stämme haben zum Teil ihre Vorrechte erhalten und stehen unter der Botmässigkeit eigener Häuptlinge, die von dem Sultan eingesetzt werden; zum Teil spielen sie eine untergeordnete Rolle, stehen in einem Hörigkeitsverhältnisse, und der König entnimmt aus ihrer Mitte seine Sklaven, namentlich die weiblichen Arbeitssklaven.

Die Araber haben ihre Wohnsitze schon seit Jahrhunderten in Wadaï aufgeschlagen. Sie werden hier von dem Sultan gut behandelt; man gewährt ihnen volle Freiheit; sie dürfen nach Nomadenart mit ihren Herden von Ort zu Ort ziehen und mit Hilfe ihrer Sklaven Land bebauen, wenn sie es wünschen. Einige von ihnen haben ihr Blut rein erhalten, andere sich mit Negersklavinnen verheiratet oder ihre Töchter an Negersklaven gegeben. Die Nachkommen derselben sind dunkelbronzefarbig. Es giebt Stämme unter ihnen, die 4000 Reiter und mehr ins Feld stellen können. Je nach der Art der Viehzucht, die sie betreiben, unterscheidet man unter rinderzüchtenden und kamelzüchtenden Arabern.

Unter allen diesen Stämmen bilden die Bergvölker Kodoï und Aulad Dschema den Kern der Bevölkerung; sie sind zweifelsohne die ehrlichsten, nüchternsten, tapfersten aller Stämme Wadaïs. Wie sie mit der Zähigkeit aller Bergbewohner festhalten an ihren Gewohnheiten und Gerechtsamen, so sehen wir sie voll Treue und Anhänglichkeit zu ihrem rechtmässigen Fürsten stehen, mit Hartnäckigkeit ihre Rechte verteidigen und den ihnen aufgezwungenen Herrscher wieder und immer wieder bekämpfen. Da ihre Wohnsitze der alten Hauptstadt des Landes, Wara, am nächsten lagen, so haben sie sich seit jeher einen bestimmenden Einfluss auf die Geschicke des Landes zu sichern gewusst.

Wenden wir uns jetzt der Lebensweise der Eingeborenen zu und betrachten zunächst deren Wohnungen.

Die Kunst, Ziegel zu formen und zu brennen, ist in Wadaï bekannt, aber nur der Palast des Sultans und die Moschee sind aus solchen erbaut, und nur die Vornehmen in der Hauptstadt wohnen in Lehmhäusern. Das Volk begnügt sich sonst überall mit der

zuckerhutförmig gebauten Strohhütte. Wie in Niederdeutschland an vielen Häusern Rosskŏpfe angebracht werden, so krŏnen hier Straussennester die Spitze der zuckerhutförmigen Dächer, die sich manchmal blütenartig erweitert, um eine mŏglichst grosse Anzahl von Eiern aufnehmen zu kŏnnen.

Im Innern der Hütte ist eine einfache Lagerstätte, eine mit einer Matte bedeckte Bank aufgestellt. Unter dem Hausgerät fallen vor allem die Dabonga auf, Thongefässe von riesenhaften Dimensionen, in welchen die Getreideernte aufbewahrt wird. Die Dabonga sind oft so gross, dass sie nicht beliebig durch die Thür der Hütte hinaus- und hineingeschafft werden kŏnnen. Sie sind es, die zuerst am Ort aufgestellt werden, und um die alsdann die Hütte gebaut wird.

Vornehme, reichere Leute besitzen mehrere Hütten, die alsdann durch Einfriedigung zu einem Gehöft vereinigt werden; ärmere thun sich zusammen und bauen sich eine gemeinsame Hütte.

Doch dienen solche Hütten den Männern nur als Schlafstätte, denn sie verbringen den Tag neben der Haupthütte des Dorfes, die als Moschee dient. Hier ist ein Schattendach angebracht, unter dem die Männer den ganzen Tag hindurch sitzen, um zu beraten, oder Baumwolle zu spindeln und zu weben. Hier nehmen sie auch ihre Mahlzeiten ein. Die Privathäuser gehören eigentlich den Frauen, und so geschieht es auch, dass, wenn Mann und Frau geschieden werden, nicht die Frau das Haus des Mannes verlässt, sondern der Mann seine Habe zusammenpackt und von dannen zieht, zumeist wohl in eine andere Hütte zu einer anderen von seinen Frauen.

Die Frauen in Wadaï verlassen das Haus eigentlich nur, um Wasser und Holz zu holen; sonst hüten sie die Wohnung, in der sie Matten und Strohgeflechte zu Hütten bereiten, das Getreide zwischen Steinen zu Mehl zerreiben und Mahlzeiten kochen.

Die Wadawa sind keine nackten Wilden, und die Zeiten sind auch vorüber, wo sie sich in Felle kleideten. Die Männer tragen jetzt zumeist Baumwollstoffe, welche zu Toben, einer Art Hemden, und Hosen verarbeitet werden. Die Toben sind weit und mit weiten Ärmeln versehen, die Hosen reichen bis an die Knöchel, an den Füssen werden Sandalen, seltener gefärbte Schuhe aus Ziegenleder

getragen; der Kopf bleibt frei, nur der gelehrte Stand trägt kleine Mützchen aus weisser Baumwolle. Reichere Leute tragen Kleider aus fremden, auch europäischen Stoffen; man sieht bei ihnen auch Seidengewänder, Burnusse und Kaftans, wie sie die Araber zu tragen pflegen. Die Kleidung ist selten farbig, denn die Kunst des Färbens steht in Wadaï noch auf einer tiefen Stufe.

Fingerringe und Armbänder aus Metall, Elfenbein oder auch Holz und Stein sind beliebter Schmuck der Männer; ihre Hauptzierde verschaffen sie sich dadurch, dass sie am Nacken öfters trockene Schröpfköpfe ansetzen, wodurch eine Hauterhöhung entsteht, die das Zeichen kriegerischen Sinnes und der Furchtlosigkeit bedeutet. Jeder Wadawi ist Krieger, und so trennt er sich selten von seinen Waffen. Dieselben bestehen hauptsächlich aus einer grossen Lanze, vier bis fünf Wurfspeeren, zwei Armdolchen, einem kleineren, der über dem Ellbogen getragen wird, und einem anderen, der am Handgelenk befestigt wird. Vornehme Krieger tragen auch ein Schwert oder eine am Ende mit Eisen beschwerte Keule. Kleine halbrunde, mit Büffel-, Giraffen-, Rhinoceros- oder Elefantenhaut überzogene Schilde bilden die Schutzwaffe. Dazu kommt aber noch die schwere Rüstung, der aus Eisendraht gefertigte, oft noch wattierte Panzer, welcher unter der Tobe getragen wird, und ein ähnlicher Helm. Auch die Pferde tragen im Kriege einen Wattenpanzer, der bis auf die Fussgelenke reicht und sie so umhüllt, dass nur Augen und Ohren hervorschauen. Messingplatten an der Brust und im Gesicht dienen als Schmuck, auf dem Rücken des Tieres hinter dem Sattel sind aber in dem Wattenpanzer Eisenstacheln angebracht, welche den angreifenden Feind verhindern sollen, dort hinaufzuspringen.

Die Wadaïfrauen sind auch nicht so einfach in ihrer Kleidung, wie man von solchen dunklen, tief im Inneren von Afrika lebenden Damen anzunehmen pflegt. Solange sie sehr klein sind, laufen sie allerdings samt den anderen Kindern nackt umher. Das geniert niemand, ebensowenig wie bei uns Bilder mit nackten Engeln Anstoss erregen. Später erhalten sie den „Kamfus“ (die Schambinde), und schon bei dieser Gelegenheit üben sie sich in den Künsten der Toilette; denn das handbreite Stück Baumwollenzeug wird oft sehr lang gewählt, so dass es hinten vom Rücken wie ein langes

Schleppband herabhängt oder gar auf dem Boden schleift. Auch Schmuck, Ohrringe und Armbänder bekommen sie, aber sie müssen weiter warten, bis sie fünf Spannen hoch geworden sind. Tritt dieses ersehnte Wachstum ein, so wird ihnen der rechte Nasenflügel durchlöchert und ein Korallencylinder hineingezwängt; und dann erhalten sie die Hauptzierde der Wadaïfrauen, den Frauengürtel. Er besteht aus 40 bis 50 Perlenschnüren von Korallen, Glas- und Thonperlen und wird als dicker Wulst um die Hüften getragen. Die Kleider bestehen aus dem Hüfttuch, Schultertuch und bei den vornehmen Frauen aus ein Paar Hosen und dem Kopfshawl. Wir sehen also, die Wadaïdamen können ihre Toiletten mannigfach abändern, und sie huldigen auch dem Luxus und der Mode. Von dem gewöhnlichen groben einheimischen Baumwollzeug, bis zu Kattun, Halbseide und Seide sind bei ihnen verschiedene Stoffe, auch europäischen Ursprungs, vertreten. Die Tücher werden auch mit Stickereien geschmückt, vor allem aber wurde zur Zeit, als Nachtigal Wadaï besuchte, mit der Länge derselben Luxus getrieben, und man begegnete mitunter Damen mit ellenlangen Schleppen, welche von Sklavenknaben getragen wurden. Dass auch der Hals, die Arme und Füsse der Frauen mit allerlei Perlenschnüren, Elfenbeinringen und dergleichen, ja auch mit Silbersachen geschmückt werden, braucht kaum hervorgehoben zu werden.

Aber Korallenlippen fehlen den Wadaïschönheiten; denn sie zerstechen sich die Lippen mit Akazienstacheln und reiben in die frischen Wunden Eisenfeilspäne ein, wodurch die Lippen eine schwarzgraue Färbung erhalten. Das Zahnfleisch wird in ähnlicher Weise wund gemacht und dann mit Rindsgalle eingerieben, wodurch es eine blaue Färbung erhält.

Löblich ist bei diesen Frauen die Pflege des Mundes und der Zähne. Man sieht sie selten, erzählt Nachtigal, ohne ihre Zahnbürste im Mundwinkel herumwandeln; es ist dies ein Cylinder aus dem Holze des Siwak (Salvadora persica), welcher an einem Ende ausgefasert ist; sobald sie niedersitzen, bedienen sie sich desselben eifrig. Das genannte Holz hat neben seiner mechanischen Wirkung noch die Eigenschaft, dass es den Atem wohlriechend macht.

Die Küche der Wadawa ist auch nicht einfach; im Gegenteil, sie steht auf einer hohen Stufe von Entwickelung. Namentlich in

der Zubereitung von Mehlspeisen und den dazu gehörigen Saucen leisten die Köchinnen des Landes sozusagen Grosses und Mannigfaltiges. Nachtigal hat achtundzwanzig Namen verschiedener Saucen notiert.

Der europäische Schnaps kommt nicht in diese Gebiete, aber die Eingeborenen wissen selbst aus Getreide, Honig, Datteln u. dgl. unter Zusatz von Wasser berauschende Getränke zu bereiten und frönen leider dem Laster der Trunkenheit. Im berauschten Zustande ist der von Natur wilde und streitsüchtige Wadawi noch unverträglicher, und so ereignen sich in der Hauptstadt infolge der Trunkenheit fortwährend Aufläufe und Prügeleien, in denen es blutig zugeht und Menschen oft tödlich verwundet werden.

Nur die wenigsten Stämme in Wadaï kennen die soziale Einrichtung, dass Grund und Boden Privateigentum sind. Im grossen und ganzen ist das Land Eigentum des Herrschers und wird den Gemeinden zum Bebauen überlassen. Diese wieder bilden besondere Gemeinschaften; in jedem Dorfe giebt es einen Rat der älteren Männer, aus dem der Bürgermeister gewählt wird, eine Versammlung der jüngeren Männer und eine Versammlung der Jünglinge. Dass jeder Wadawi verpflichtet ist, auf den Befehl seines Herrschers in den Krieg zu ziehen, dass somit eine Art allgemeiner Wehrpflicht besteht, ist weniger bemerkenswert, da bei den meisten Völkern Afrikas diese Einrichtung besteht. Auffallender ist es aber, dass Wadaï einen Schulzwang kennt, laut dem jeder Knabe wie bei uns zu Lande die Schule besuchen muss.

Die Lehrer rekrutieren sich aus den herumziehenden Priestern und Gottesgelehrten, wahren Bettelstudenten, wie wir einen in Zain el Abidin im vorhergehenden Kapitel kennen gelernt haben. Die Dorfschulen, die in jedem Dorfe vorhanden sind, taugen wenig, und nicht hervorragend sind auch die höheren Schulen, die, etwa dreissig an der Zahl, im Lande zerstreut sind; denn der Unterricht ist schlecht und wird nur auf das Lesen des Korans beschränkt. Hat ein Jüngling den ganzen Koran auswendig gelernt, so herrscht im Elternhause eine grosse Freude, ebenso, wie wenn bei uns der Schüler sein Maturitätsexamen bestanden, und dann wird ein Fest gefeiert und bei reicheren Leuten auch ein Ochse geschlachtet.

Trotz dieser Schulen ist der Bildungsgrad des Volkes kein

hoher und die Kultur im Lande eine geringe. Die Künste des Friedens liegen hier darnieder, namentlich steht das Handwerk im Vergleich zu anderen Sudanländern auf einer verhältnismässig niedrigen Stufe. Der Wadawi steht auf der untersten Stufe der Kunstfertigkeit und beschafft sich bessere Sachen von auswärts. „Will jemand z. B.," erzählt Nachtigal, „eine einigermassen zierlich gearbeitete Strohhütte oder ein Erdhaus gebaut haben, so wendet er sich an einen Mann aus Bagirmi oder Bornu; will er sich gut kleiden, so kauft er Bornu- oder Haussafabrikate. Sollen europäische Stoffe verarbeitet werden, so muss er sich wiederum an Leute aus Bagirmi oder Bornu wenden. Was in Wadaï und von Wadawa gearbeitet wird, ist plump und unzweckmässig. Die Schuhe und Sandalen sind roh, die Pferdesättel unbequem; Korb- und Strohflechtereien unschön und wenig haltbar, das Tokija genannte Baumwollengewebe ist unglaublich schlecht u. s. w. Es war klare Einsicht dieses Mangels an Geschick und Betriebsamkeit seines Volkes, die König Ali bewog, nach dem siegreichen Kriege mit Bagirmi 12—15 000 Gefangene in seinem Lande anzusiedeln, wo sie sich vorteilhaft von ihrer Umgebung auszeichnen."

Wadaï ist nicht so reich wie die Nachbarländer, und wenn es in den Sudanstaaten dennoch eine hervorragende Rolle spielt, so verdankt es dieselbe nicht allein dem anerkannten Mut seiner Bewohner, sondern vor allem seinen Fürsten, welche die Masse der Stämme zusammenzuhalten wissen, in denen alles verkörpert ist, was sich auf das Staatswesen bezieht. Der Sultan von Wadaï ist nicht nur Herrscher, Richter, Heerführer, er ist noch mehr, er ist der grösste Kaufmann des Landes, der seine eigenen Karawanen nach verschiedenen Richtungen aussendet.

Den eigenartigen Hof eines solchen Fürsten wollen wir nunmehr aufsuchen; ihn nicht in der oberflächlichen Weise des Scheich Zain el Abidin, sondern mit den kritischen Blicken eines Gustav Nachtigal betrachten, des einzigen Europäers, dem es vergönnt war, mit dem gefürchteten Sultan von Wadaï, mit König Ali, zu sprechen.

Bei König Ali.

Wir wählen wieder die Audienz bei einem schwarzen Monarchen zum Ausgangspunkt unserer Betrachtungen; denn sie gleicht einer Vorstellung der Person; in ihr tritt uns der Mann entgegen, dessen Charakter und Bedeutung erst nach und nach sich vor unseren Blicken enthüllen. Dabei werden wir auch mit der Wohnstätte und der nächsten Umgebung des Fürsten vertraut; wir werden allmählich in seinen Hofhalt eingeführt und lernen seine Leibwachen, seine Beamten, seine Macht kennen.

Zum allgemeinen Verständnis müssen wir jedoch an dieser Stelle einige erklärende Worte vorausschicken. Sie beziehen sich zunächst auf das Glaubensbekenntnis des Herrschers von Wadaï.

Wenn wir sagen, dass er ein Mohammedaner war, so genügt das gar nicht zu seiner vollen Charakteristik; ebensowenig, wenn wir von einem europäischen Fürsten sagen, er sei ein Christ. Er kann ja dabei Protestant oder Katholik sein, kann der griechischen Kirche angehören u. s. w. Auch im Islam giebt es viele Sekten. Den günstigsten Boden für das Sektiererwesen liefert aber Afrika, namentlich in seinen von der Küste entfernteren Teilen. Wir haben die Priester, die dort den Koran lehren, bereits kennen gelernt; sie sind keine hervorragenden Geister und lassen sich leicht von einem energischeren Manne hinreissen. Dort im fernen Sudan entstehen noch Propheten und finden je nachdem ihren Anhang. Ein solcher Prophet war der Zimmermeister Mohammed ben Ahmed aus Dongola, der sich den Titel des Mahdi, also des Messias des Islam, beigelegt hat, und was er geleistet, das ist allgemein bekannt. Ägypten hat an ihn seinen Anteil im Sudan verloren; er hat Gordon besiegt, die Engländer zurückgeschlagen; er hat Emin den Rückzug nach Chartum und von dort nach Ägypten abgeschnitten und so die berühmten Emin-Pascha-Rettungsexpeditionen durch die dunkelsten Teile des dunklen Weltteils nötig gemacht.

Andere Sektierer im Sudan gelangten nicht zu so grosser Macht, aber ein würdiges Ebenbild des Mahdi von Dongola war Sidi Mohammed ben Ali el Snussi, ein Abkömmling des Propheten. Er war

ein algerischer Rechtsgelehrter und gründete gegen das Jahr 1837 einen Orden, der nach ihm der Orden der Snussi benannt wird. Sein Werk hat ihn überlebt. Gerhard Rohlfs fasst die Lehre der Snussi in folgender Darstellung kurz zusammen: Sie besteht in der Begeisterung für Gott, dem der Kult allein gewidmet ist. Man kann wohl lebende Heilige, ohne Gott zu lästern, anbeten, aber nach ihrem Tode hört jede Verehrung auf. Nach ihren Gräbern sollen keine Pilgerreisen unternommen werden, und selbst Mohammed, das vollkommenste Geschöpf auf Gottes Erden, macht hiervon keine Ausnahme. Ehe einer in den Orden aufgenommen wird, muss er vollkommen dieser Welt entsagen, er darf nur ein Oberhaupt (den Kalifen) der mohammedanischen Welt anerkennen. Weicht dieses Oberhaupt indessen von den Vorschriften des Islam ab, so ist es ihm gestattet, zu revoltieren. Jeder Luxus in der Kleidung ist verpönt, kostbare Metalle dürfen nur an den Griffen der Schwerter Verwendung finden, weil diese Schwerter für den heiligen Krieg gezogen werden. Das Trinken von geistigen Sachen ist verboten, und das Verbot erstreckt sich auch auf Tabak, Kaffee, Haschisch und Opium. Doch ist Thee erlaubt, aber nicht mit raffiniertem Zucker (weil zur Reinigung Knochen benutzt werden), sondern nur mit Kandiszucker. In dem Verkehr mit Christen und Juden ist grösste Zurückhaltung geboten, falls sie Unterthanen eines mohammedanischen Staates sind.

Sind sie politisch Unterthanen eines fremden, nicht mohammedanischen Staates, so darf man sie plündern und töten, wenn man es kann. Der Snussismus ist somit eine Gesellschaft zur Neubelebung des mohammedanischen Glaubens, welche den Hass gegen Andersgläubige besonders scharf hervorhebt. Er fand zahlreiche Anhänger von Marokko bis zu den Grenzen Ägyptens, sowohl unter den Arabern der Sahara, wie in den der Wüste angrenzenden Ländern. Das Haupt der Sekte, jetzt der Sohn des Gründers, schlug seine Residenz in Dscharabub, einem Teil der berühmten Oase des Juppiter Ammon in der Libyschen Wüste, auf.

Der Snussismus ist nicht stark genug, um wie die Mahdisten regulären Armeen zu trotzen oder zum Angriff übergehen zu können. Seine Anhänger sind zu weit über unwegsame Länder zerstreut, aber als intrigierende, Ränke spinnende Macht hat er namentlich

Christen gegenüber sich vielfach fühlbar gemacht. Viele Aufstände und Meuchelmorde in Algerien sind sicher sein Werk. Dass er die Anknüpfung festerer Verbindungen zwischen den Christen und nordafrikanischen Stämmen erschwert, dass seine fanatischen Anhänger den einzeln reisenden Christen mit Lebensgefahr bedrohen, unterliegt keinem Zweifel.

König Ali von Wadaï, den wir unsern Lesern vorführen wollen, galt nun als ein glühender Anhänger des Ordens der Snussi. Wie würde wohl ein solcher fanatischer Sultan einen Christen empfangen, der sein Reich betrat und sich seiner Hauptstadt näherte? Es ist sonst Sitte, dass der Sultan den ankommenden Fremden seinen Gruss entbietet und eine Mahlzeit sendet. Dem Christen wurde diese Auszeichnung nicht zu teil. War es eine böse Vorbedeutung? An Wadaï klebte ja bereits das Blut zweier deutscher Reisenden; hier in Abesche, der Hauptstadt des Landes, wurde Eduard Vogel auf Befehl des Vaters von König Ali mit eisenbeschlagenen Knüppeln totgeschlagen, und durch einen der Beamten des regierenden Herrschers später der deutsche Reisende Beurmann an den Grenzen des Landes ermordet.

Am nächsten Morgen erschien ein Beamter des Königs: „Der König ruft dich!“ sprach er kurz zu Nachtigal und befahl ihm, seine Waffen mitzubringen. So wurde der Reisende zu dem kastellartigen, über den niedrigen Strohhütten und Erdhäusern der Stadt sich erhebenden Palast geführt; aber zu einer Audienz sollte er nicht kommen. Der König hatte auf die Spitze eines einige Schritte entfernten Gebäudes einen Thonkrug stellen lassen. Nachtigal sollte vor ihm, während er hinter einem der Fenster seines Hauses versteckt blieb, die Tragfähigkeit seiner Waffen durch Schüsse nach dem Ziele beweisen. Das war eine entwürdigende Behandlung, und Nachtigal trotzte diesem Befehl und erklärte freimütig, sein Rang und die Sitte erforderten, dass er zuerst vom Könige empfangen werde; die Waffen könnten seine Beamten prüfen.

Die Weigerung wirkte; denn schon am Nachmittag desselben Tages wurde der Reisende zur Audienz geholt, wobei aber die Diener des Königs die für denselben bestimmten Geschenke, ein paar Reiterpistolen und ein Fernrohr, mitnahmen.

„Wir betraten die Königswohnung auf dem sogenannten ‚Wege

der Frauen‘,“ erzählt Nachtigal, „während der gewöhnliche Eingang für Beamte und Bittsteller auf dem Wege der Männer stattfand; nur Besuchende und Vertraute benutzen den Weg der Frauen. Schon auf dem Platze vor der Königswohnung entfernten meine Begleiter ihr Gewand von der rechten Schulter, indem sie den Kopf durch die weiten Ärmel steckten, jedoch ohne von mir zu verlangen, dass ich dieser allgemeinen Sitte folgen solle. Vor der äusseren Thür befindet sich die Wohnung des Gross-Eunuchen, der den höchsten Rang im Lande besitzt; bei ihm muss sich ein jeder Besucher, wenn er nicht etwa direkt von dem König gerufen ist, vor dem Eintritt in den Palast melden, widrigenfalls ihm die Thorwache den Zutritt versagt. Unmittelbar hinter der Eingangspforte führte links eine Thür in den Teil des Palastes, welcher den Frauen reserviert ist, während wir nach einem länglichen Hof oder vielmehr breiten Gang durch eine Thüröffnung einen andern Hof betraten, auf dessen linker Seite zwei ein Stockwerk hohe Gebäude aus rotem Backstein sich befanden, welche durch ein grosses, festes Thor, den Haupteingang, verbunden waren.

Von dem ersten derselben bemerkte man nur eine hohe kahle ununterbrochene Wand, während das zweite aus drei im Unterbau zusammenhängenden Häusern bestand. In den Stockwerken befanden sich Fensteröffnungen, die mit Holzgittern versehen waren, und alle drei das Gebäude bildende Häuser waren mit halbkugelförmigen Strohdächern bedeckt, welche auf der Mitte verschiedene Straussen-eier und -federn trugen. Das ganze Gebäude ragt erheblich über die übrigen Häuser der Stadt empor, obwohl es selbst nicht gerade von bedeutender Höhe ist. In dem Hofe befindet sich an der beschriebenen kahlen Hauswand eine etwa vier Fuss hohe Terrasse, zu welcher einige Erdstufen hinaufführen. Dieser erhöhte Platz heisst Dirdscha (Stufenbau) und dient bei verschiedenen hochfeierlichen Gelegenheiten dem König als Sitz. Mein Führer, welcher sich trotz seiner dunkeln Hautfarbe als ein Dongolaner vom oberen Nil herausstellte, war der Architekt dieses für dortige Verhältnisse bewunderungswürdigen Baues gewesen.“

An dem Eingang zu dem ersten Hofe musste der Fremde seine Stiefeln ausziehen, und in Strümpfen und sohlenlosen marokkanischen Schuhen schritt er durch den Hof, der von verschiedenen

Dienern des Herrschers gefüllt war, in einen zweiten kleineren Wartehof. Er hockte an einer Wand nieder und grüsste die in seiner Nähe sitzenden Beamten, aber keiner erwiderte den Gruss, alle wichen vielmehr scheu aus der Nähe des Fremden und massen ihn mit argwöhnischen Blicken. Das Warten dauerte nicht lange; denn bald darauf trat ein Page des Königs vor Nachtigal, kniete nieder, schlug leise in die Hände und sprach: „Der König, unser Herr, ruft dich!“

Durch zwei Stoffvorhänge kriechend, gelangte der Fremde in einen ziemlich grossen quadratischen Hof, der sich an die Backsteingebäude mit Fensteröffnungen anschloss, und in dem neben einer Rohrhütte ein Schattendach sich befand, unter dem grosse Krüge mit Wasservorrat aufgestellt waren. In der Nähe desselben auf einer mit Teppichen bedeckten Matte sass der gefürchtete Herrscher von Wadaï — in einem einfachen Baumwollenhemde, eben solchen Beinkleidern und mit einem kleinen Tarbusch auf dem Kopfe, ohne Hofstaat —, ein Bild höchster Einfachheit. Seine äussere Erscheinung war nichts weniger als abstossend. Er war ein kräftiger, breitschulteriger Mann von etwa 35 Jahren, mit spärlichem Barte, einer ins Rötliche spielenden dunklen Hautfarbe, mässig entwickelter Nase, wenig hervortretenden Backenknochen und im ganzen eher hübschen als hässlichen Gesichts mit etwas Neigung zur Fettbildung. Das Schönste an ihm waren die grossen, klug und bestimmt blickenden Augen.

Der Fremde hockte am Eingang der Thür nieder, klopfte leise in die flachen Hände und wünschte dem König, der Sitte gemäss, langes Leben, Sieg und Gesundheit.

Zwei hervorragende Männer sassen sich da gegenüber, zwei Männer, die schon viel voneinander gehört hatten, bevor sie sich sahen; denn auch der Ruf der kühnen Reisen Nachtigals zu den wildesten Völkern und den grausamsten Fürsten war ihm nach Wadaï vorangegangen, und so wurde die erste Unterhaltung mit dem Mass gegenseitiger Achtung geführt, denn die ruhige, verständige Art, in welcher König Ali seine Fragen stellte und seine Antworten gab, überraschte Nachtigal. „Ich hatte,“ bemerkt er gleich bei der Schilderung seiner ersten Audienz, „in jenen Ländern noch keine Person, noch weniger einen Sultan kennen gelernt, der mir

einen so verständigen, einfachen, würdigen und selbstbewussten Eindruck gemacht hätte, als der gefürchtete König von Wadaï."

Er versprach dem Reisenden seinen Schutz, warnte ihn aber zugleich vor der Roheit der Bewohner der Residenz, welche alle Fremden hassten und in der Trunkenheit sich oft zu Ausschreitungen hinreissen liessen. Der Reisende sollte nicht allein in den Strassen herumgehen, und wenn er von dem Palaste in seine Privatwohnung, die er bei einem der Kaufleute genommen hatte, zurückkehrte, so liess ihn der König durch einen seiner Beamten begleiten, der den Reisenden nicht eher verliess, als bis er in der Thür seines Hauses verschwand. Im Verlauf weiterer Audienzen fand Nachtigal sein Urteil über den Charakter des Königs durchaus bestätigt. Er war ein Mann von gesundem Menschenverstand, wenig Gemüt, rücksichtsloser Energie und strenger, selbst grausamer Gerechtigkeit. Sein Hauptstreben ging dahin, die Machtstellung Wadaïs nach aussen zu heben und im Innern das königliche Ansehen durch Gerechtigkeit bei den Guten und durch Furcht bei den Schlechten zu befestigen. Es lag ihm darum auch die Förderung des kriegerischen Sinnes, wie er ohnehin schon im Charakter der Einwohner Wadaïs liegt, sehr am Herzen.

Es zeigte sich im Verkehr mit ihm, dass die Anhänger der Snussi einzelnen Christen nicht immer feindlich gesinnt sind. Als Gerhard Rohlfs in der Oase Kufra von den Suya-Arabern geplündert und sein Leben bedroht wurde, erschien in derselben ein Chuan (Klosterbruder) der Snussi und nahm ihn unter seinen Schutz. Auch König Ali war Nachtigal freundlich gesinnt, gestattete ihm die alte, nunmehr halbverlassene Hauptstadt des Landes Wara zu besuchen und auch entferntere Provinzen des Reiches zu bereisen. Als Nachtigal in das Vasallenreich Runga sich begeben wollte, bestellte König Ali den Landeshäuptling zu sich und hielt folgende Anrede: „Du siehst hier in diesem fremden Manne meinen Gast, der das Verlangen hat, ohne Streben nach Geld und Gut fremde Länder kennen zu lernen. Du wirst nächstens in das dir anvertraute Land deiner Heimat abreisen, diesen Mann mit dir führen und stehst mit deinem Kopfe für seine Sicherheit ein. Du wirst ihn in deinem Vaterlande in dein eigenes Haus aufnehmen, ihn daselbst verpflegen und ihn überall hinführen, wohin er zu gehen

wünscht, wenn es, ohne seine Sicherheit zu gefährden, geschehen kann. Bist du verhindert, selbst zu gehen, so geht einer deiner Brüder oder nächsten Verwandten mit ihm unter deiner Verantwortung. In Gegenden, mit deren Einwohnern ihr in Fehde lebt, wirst du ihn nicht gehen lassen, denn Leute wie er sind sehr unverständig und lassen sich durch ihr Verlangen, fremde Menschen und Länder zu sehen, verleiten, nicht an ihre eigene Sicherheit zu denken. Er spricht viel vom Bahar-el-Abiad, an welchem die menschenfressenden Banda wohnen, und du wirst ihn zunächst dahin geleiten, wenn Handelsverbindungen mit der Gegend bestehen. Da seine Lasttiere höchst wahrscheinlich dort zu Grunde gehen, so wirst du ihn, wenn seine Abreise herannaht, mit neuen Tieren versehen, woher du dieselben auch nehmen mögest."

Welch ein Gegensatz zwischen dem Empfange Nachtigals und dem Schicksal Eduard Vogels! Allerdings hatte der letztere sein Schicksal durch unbesonnenes Handeln selbst heraufbeschworen. Als er im Anfange des Jahres 1856 nach Abesche kam, wurde er von dem damaligen Könige Scherif nicht unfreundlich empfangen. Er hätte aber bedenken sollen, dass die Wadawa gegen Fremde einen besonderen Hass hegten und damals türkische und tripolitanische Spione im Lande vermuteten, ja einige derselben schon hingerichtet hatten. Als Eduard Vogel in Abesche ankam, hielt er sich nicht wenigstens die ersten Tage hindurch in seinem Hause zurück, sondern durchstreifte die Stadt und Umgegend zu Pferde und zu Fuss, schrieb dabei und zeichnete eifrig, wodurch er bei dem rohen Volke den Verdacht, auch er sei ein Spion, erweckte. Ein Beamter des Königs, bei dem Vogel wohnte, meldete dies dem König, und dieser gab seine Einwilligung, den Fremden zu ermorden. So wurde letzterer in der Nähe der Stadt bei einem seiner Ausflüge mit eisenbeschlagenen Knütteln oder Keulen, wie sie bei Hinrichtungen in Wadaï gebräuchlich sind, erschlagen.

Von dem praktischen und offenen Sinn des Königs zeugt auch das folgende Ereignis: Nachtigal hatte dem König ein Fernrohr geschenkt; nach einigen Tagen erhielt er dasselbe zurück. Er ging nun in den Palast und drückte Ali sein Bedauern aus, dass das Geschenk ihm nicht gefalle, und fügte hinzu, dass er ihm Schande angethan habe, da es in Europa für Schande gelte, ein Geschenk

wieder zurückzuerhalten. Der König liess sich dadurch nicht beirren. Er machte Nachtigal darauf aufmerksam, dass es wohl richtiger sein würde, in seinem Lande Wadaï sich nach den dort üblichen Sitten zu richten. Er hielt die Geschenke, die er von fremden Reisenden erhielt, auch nicht für freiwillige Gaben, sondern in richtiger Würdigung der thatsächlichen Verhältnisse für eine Art Steuer, deren Annahme ihm selbst gewisse Verpflichtungen auferlege. Er müsse für die Sicherheit der Person und des Eigentums der Fremden Sorge tragen, und seine königliche Würde verlange es auch, dass er dieses scheinbare Geschenk erwidere, ja überbiete, und darum habe er auch das Recht, das Geschenk zu prüfen, wieviel es wert sei und, wenn es ihm nicht gefalle, es zurückzusenden.

Was nun das Fernrohr anbetraf, so erklärte er Nachtigal, seine Leute hätten ihm wohl gesagt, dass Nachtigal mit demselben selbst in seine Heimat sehen könne. Er selbst aber habe sich vergeblich abgemüht, damit etwas Besonderes zu erblicken; Gott habe ihm sehr gute Augen gegeben, und so brauche er das Instrument nicht. Er sandte es Nachtigal zurück, da ja die Europäer auf ihre Erfindungen einen grossen Wert legten und das Fernrohr Nachtigal besser diene als ihm.

Nachtigal hatte auch ein Empfehlungsschreiben des Sultans von Bornu an König Ali mitgebracht. König Ali aber wollte das Schreiben nicht empfangen; er meinte, es sei überflüssig; er wisse selbst, wie er die Fremden zu behandeln habe, und richte sich nach seinen Grundsätzen; weder seine Freundschaft gegen den Sultan von Bornu noch eine etwaige Furcht vor demselben könnten ihn bestimmen, den fremden Gast besser oder schlechter zu behandeln, als seine Grundsätze es ihm geböten.

Das sind persönliche Charakterzüge im Verkehr mit Fremden, die uns den Herrscher von Wadaï sympathisch erscheinen lassen.

Auch als Fürst seiner Unterthanen verdient er unsre Anerkennung, obwohl wir ihn dabei nicht mit europäischem Mass messen dürfen. Er war ja ein afrikanischer Fürst. Wenn er klug und einsichtsvoll war, so musste er um so mehr herausfühlen, dass er an der Spitze eines Volkes stand, welches unter den Sudanstaaten die niedrigste Kulturstufe einnahm und sich durch Roheit und Wildheit auszeichnete. Darum war er genötigt, ein strenges, an-

scheinend grausames Regiment zu führen. Dem vorurteilslosen Beobachter konnte aber nicht entgehen, dass alle jene strengen Massnahmen das Wohl des Staates betrafen. König Ali wusste aber auch, dass sein Land von der Natur am stiefmütterlichsten von allen Nachbarreichen ausgestattet war, und so beschloss er den Wohlstand durch Pflege des Handels zu heben! In dieser Weise war er gleich hervorragend als Richter, Feldherr und erster Kaufmann des Landes, und in diesen seinen Eigenschaften wollen wir ihn jetzt näher kennen lernen.

Der Hof von Abesche.

Stirbt ein König von Wadaï, so ist sein ältester Sohn aus einer vollberechtigten Ehe der Thronerbe. Die Mutter desselben muss einem der führenden Stämme von Wadaï angehören. Die Thronbesteigung erfolgt mit feierlichem Pomp in der königlichen Wohnung. Auf einem der offenen Hofräume wird eine hohe Estrade aus Lehm errichtet und mit Teppichen belegt; auf ihr nimmt der Thronerbe Platz. Der höchste Geistliche des Landes bedeckt das Haupt des Königs mit einem Turban, und andere Würdenträger legen die Insignien der königlichen Macht vor ihm nieder. Ihr Besitz ist zur Ausübung der königlichen Macht unerlässlich. Sie bestehen aber nicht aus Krone, Scepter und Apfel. Jedes Land hat in Afrika seine besonderen Sitten.

Die Reichsinsignien Wadaïs sind folgende: zunächst Straussfederwedel, welche die Reichsstandarten ersetzen und wie diese vor dem Könige getragen werden; die grossen Pauken; der königliche Straussfederfächer, ein Sonnenschirm aus roter, gelber und grüner Seide und der Familien-Koran. Der Sonnenschirm ist ein ganz besonderes Zeichen der königlichen Macht, denn niemand darf ausser ihm in Wadaï sich eines solchen bedienen.

Die ersten Tage nach der Thronbesteigung verbleibt der Sultan in seiner Wohnung; er setzt seine neuen Beamten und Minister ein und ordnet die Familienangelegenheiten. Der väterliche Harem wird entvölkert; nur diejenigen Frauen, welche Kinder haben, dürfen in ihm verbleiben, die übrigen, deren Zahl oft mehrere Hunderte

beträgt, werden in Abteilungen von je 20 bis 30 in die Moschee gebracht, wo die Fukara, die Gelehrten und Heiligen, das Recht haben, sich unter ihnen Frauen auszuwählen. Diejenigen, welche keine Bewerber gefunden haben, kehren in das elterliche Haus zurück.

Schlimmes Los wartet der Brüder des Sultans, falls sie aus vollberechtigten Ehen entstammen, also thronberechtigt sind. Die Geschichte Wadaïs ist reich an Bürgerkriegen, welche durch Prätendenten und Thronstreitigkeiten hervorgerufen wurden. Um diesen vorzubeugen, werden seit dem Anfang dieses Jahrhunderts die thronberechtigten Brüder des Königs unschädlich gemacht und je nach dem Grade ihrer Gefährlichkeit getötet oder geblendet.

Die letztere Exekution wird von dem Oberhaupt der Schmiede vollzogen. Die Schmiede sind auch hier wie in Darfor und Bornu eine gering geachtete Bürgerklasse; sie zählen ebenso wie die Musikanten und Henker des Königs zu „unehrlichen Leuten," wie man sie auch in Europa früher kannte. Die Blendung wird dadurch vollzogen, dass der Schmied dem Unglücklichen mit einem glühenden Eisen über die beiden Augen hinwegfährt; eine alte Art der Blendung, die auch von den Römern geübt wurde.

Der Sultan ist Selbstherrscher; aber die Sitte hat ihm gewisse Pflichten auferlegt, nach denen er sein Leben einrichten muss.

Er ist stets weiss gekleidet und trägt, wenn er ausgeht, einen Säbel oder Karabiner in der Hand. Er besitzt kein besonderes Schlafzimmer; im Palaste sind mehrere Betten aufgestellt, und niemand weiss, wo er sich zur Nachtruhe niederlegt, denn er muss allein schlafen. Er muss auch allein speisen, und seine Nahrung ist auf gewisse Speisen beschränkt; dem Genuss der berauschenden Merissa muss er entsagen. Die Heimlichkeit seiner Mahlzeiten geht weit. Selbst das Wasser, welches er trinken soll, wird den profanen Blicken der Menge entzogen und in Krügen herbeigebracht, welche in Stoffe genäht sind. Wenn nun die königlichen Wasserträgerinnen durch die Strassen der Stadt gehen, so hocken die Strassengänger nieder und wenden das Gesicht ab. Die Zuwiderhandelnden würden von den die königlichen Dienerinnen begleitenden Eunuchen erbarmungslos geprügelt werden. Die Überreste der königlichen Mahlzeit werden nicht an die Dienerschaft verteilt, sondern vergraben.

Der König von Wadaï ist der oberste Heerführer. Vor zwanzig Jahren, als Nachtigal das Land bereiste, verfügte König Ali über 4000 alte Steinschlossgewehre, denen er vor den Gewehren neuerer Konstruktion Vorzug gab, da zu den letzteren Patronen und Zündhütchen nötig sind, hier aber nicht immer vorrätig waren. Trotzdem belief sich die Zahl der Flintenträger nur auf etwa 1000 Mann. Der König verfügte auch über zwölf Kanonen; es waren aber kleine, elende Rohre, die von den Arabern im Lande gegossen wurden; sie hatten keine Lafetten; wenn man aus ihnen schiessen wollte, so erhöhte man den Lauf durch untergelegte Steine. Vom Zielen konnte dabei nicht die Rede sein, und so war dieser Artilleriepark für den Krieg völlig wertlos.

Die Hauptstreitmacht Wadaïs bildete die Reiterei. Wir kennen sie bereits, die gepanzerten Rosse und Streiter. Die Zahl der Reiter, welche Wadaï aufbieten konnte, betrug etwa 5000 bis 6000. Dazu kam das Fussvolk, mit Lanzen bewaffnet, welches je nach Bedarf aus der Bevölkerung sich rekrutierte; davon konnte Wadaï im Notfalle 50 000 bis 60 000 Mann ins Feld stellen. Der König ist im Sudan der Führer im Krieg; er nimmt teil an der Schlacht, aber er spielt die Rolle eines Königs auf dem Schachbrette. Er stürzt nicht mit den Seinigen in den Kampf, er bleibt im Hintertreffen und beobachtet und leitet die Schlacht; er selbst aber kämpft nicht. Ist die Schlacht verloren, weicht sein Heer zurück, so ergiebt er sich mit stummer Resignation in sein Schicksal; er breitet seinen Teppich aus, lässt sich auf ihm nieder und erwartet den Todesstoss seiner Feinde. An die Flucht denkt er nicht, denn das Ansehen der Fürsten, die vom Schlachtfelde geflohen sind, ist im Sudan ein äusserst geringes; einen solchen Flüchtling würden selbst die eigenen Unterthanen verachten.

Das Steuerwesen ist in Wadaï genau geordnet, und es giebt dafür verschiedene Beamten. Interessant ist es, dass für die Erhebung gewisser Getreideabgaben nicht die Anzahl der Männer eines Dorfes massgebend ist, sondern die Dörfer nach Frauen abgeschätzt werden und ein bestimmtes Mass von jeder Frau erhoben wird.

Alles, was der Sultan braucht, erhält er durch Abgaben seiner Unterthanen: Getreide, Reis, Baumwolle. Auch die Fische sind

sein; von dem Fang erhält er von je zehn Stück acht, während zwei dem Fänger verbleiben. Ein Sklavenstamm liefert ihm Honig; Butter wird von den Rinderhirten oft in grossen Massen, bis zu 1000 Krügen für den Stamm, erhoben; der Herrscher braucht sie ja nicht allein zur Bereitung von Speisen, sondern auch zur Beleuchtung, da die Lampen seines Palastes, die stets nach Sonnenuntergang in allen Gemächern angezündet werden, mit Butter gefüllt werden. Nicht nur Ziegen und Schafe, sondern auch Rinder, Kamele und Pferde müssen als Abgaben geliefert werden. Die Kamelsteuer, die alle drei Jahre erhoben wird, ergiebt gegen 5000 Stück, die Abgabe an Rindern etwa das Doppelte. Von Pferden gehören dem Sultan alle Hengste mit Ausnahme der zur Zucht nötigen Stammtiere. Die Schmiede liefern ihm Spaten und Hacken, andere Stämme Matten, Strausseneier, Perlhühnereier u. s. w. Ja, er empfängt auch wertvollere Abgaben, wie z. B. Elfenbein, welches alle drei Jahre von den Arabern des Südens in Mengen von etwa 5000 Kilo gebracht wird. Endlich fordert und erhält er Menschentribut, der gleichfalls alle drei Jahre entrichtet wird. Von den umwohnenden Stämmen müssen in dieser Zeit 4000 Sklaven gestellt werden, von denen die Hälfte des Königs persönliches Eigentum bleibt. Ausserdem aber sendet er seine Heerführer in jene Distrikte des Südens, in welchen die heidnischen Negerstämme wohnen, und lässt dort Raubzüge ausführen.

Wenn er viel einnimmt, so braucht er auch viel. Fremden und Vornehmen, welche die Hauptstadt besuchen, muss er alter Sitte gemäss Mahlzeiten verabreichen. So haben die Hofköchinnen viel zu thun; denn manchmal beläuft sich die Zahl der Schüsseln, die aus dem königlichen Palaste in die Stadt getragen werden, auf 1000 bis 2000 täglich.

Wadaï bietet fremden Kaufleuten hauptsächlich drei Ausfuhrartikel: Elfenbein, Straussfedern und Sklaven. Um diese abzuholen, kommen hierher Kaufleute aus Ägypten und aus Tripolis. Nach Ägypten giebt es zwei Wege — den einen über Darfor nach den Nilländern, den anderen durch die Wüste über die Oase Dschalo. Die Kaufleute aus Tripolis kommen über Bornu. Zu Nachtigals Zeiten gingen über die Grenze des Landes nach Osten und Norden jährlich gegen 5000 Kilo Elfenbein und Straussfedern. Früher

kaufte man in Wadaï eine Straussenhaut, die drei Pfund weisser und drei Pfund schwarzer Federn enthielt, für einen Mariatheresiathaler. Seitdem haben Ausfuhr und Nachfrage den Preis um das Fünfzigfache gesteigert. 50 Kilo Elfenbein konnte man schon für Waren im Werte von 10 Mariatheresiathalern erstehen, während sie zu derselben Zeit in Ägypten 150 Thaler kosteten. Den Hauptausfuhrartikel bildeten jedoch die Sklaven, von denen alljährlich etwa 15000 auf dem Wüstenwege nach Ägypten gebracht wurden. Heute, wo der ägyptische Sudan in den Händen der Mahdisten ist, wird die Ausfuhr noch bedeutender sein.

Der König war der vornehmste Kaufmann des Landes. Alle drei Jahre rüstete er eine Elfenbeinkarawane aus, die er auf dem Wüstenwege nach Kairo sandte. Es war ihm nicht schwierig, die nötigen Lasttiere zu beschaffen, da ja dieselben von den kamelzüchtenden Arabern des Nordens gestellt werden mussten; Sklaven hatte er in genügender Zahl; die Würdenträger, welche die Ehre hatten, im Auftrage des Königs zu reisen, mussten selbst für ihre Verpflegung sorgen; so waren die Spesen gering, und an den 15000 Kilo Elfenbein, die König Ali alle drei Jahre nach Ägypten sandte, verdiente er gegen 50000 Mariatheresiathaler. Ohne diesen Handelsgewinn würde er seinen Hof schwerlich so glanzvoll unterhalten können, wie er es in Wirklichkeit thut.

Er hat daraus die Vorzüge des Handels erkannt und war bestrebt, die Händler an sein Land zu fesseln. Bei seinen Leuten fand er in dieser Beziehung nicht das rechte Entgegenkommen; denn die Wadawa hassen, wie alle Fremden, so auch die Kaufleute und halten sie für eine Art von Schmarotzern, die das Land ausbeuten. Nur die Furcht vor dem König hält sie vor Ausschreitungen zurück, und der Schutz, den Ali den Kaufleuten gewährte, war ein weitreichender. Er sicherte nicht allein ihr Leben, sondern sorgte auch für die Solidität des Geschäftes. Der innerafrikanische Kaufmann ist auch oft genötigt, seine Waren auf Kredit zu verkaufen. Der Eingeborene, gleichfalls ein Kaufmann oder angesehener Beamter, pflegt dann mit dem Bezahlen sehr säumig zu sein. Die fremden Kaufleute in Wadaï konnten in solchen Fällen die Vermittlung des Königs Ali mit Erfolg anrufen. Keiner von ihnen zog unbefriedigt von dannen.

Dabei ist zu bedenken, dass die Wadawa ein von Natur wildes und jähzorniges Volk sind, dem die Begriffe eines rechtlichen Sinnes schwer beizubringen sind. König Ali scheute in solchen Fällen nicht zurück, persönlich einzugreifen und, wie man sagt, ein Exempel zu statuieren. Nachtigal erzählt folgende in dieser Hinsicht charakteristische Geschichte: „Der König erblickte eines Tages von der Höhe des oberen Stockwerks seines Palastes, von dem aus er den Markt, der unter den westlichen Mauern der Königswohnung abgehalten wird, übersehen konnte, eine allgemeine Verwirrung und Unordnung und endlich Streit unter den Marktleuten; sein schleunigst abgeschickter Bote brachte ihm die Nachricht, dass ein Diebstahl verübt worden sei und dass andere die Verwirrung wiederum zu Diebstählen benutzt hätten; sofort begab sich der König selbst zu Fuss ausserhalb des Palastes — ein bei einem König von Wadaï, der in den Augen der Unterthanen etwas Göttliches hat, ganz unerhörter Vorgang —, liess sich vor der Thür, welche auf den Markt führt, einen Teppich ausbreiten, sammelte eine Anzahl seiner bewaffneten Stallknechte und liess die Beamten, welche für die Sicherheit der Hauptstadt verantwortlich waren, rufen. Es waren dies sein Bruder Jusuf, sein Onkel u. s. w., von denen jeder ein Viertel der Stadt unter seiner Oberaufsicht hatte. Als diese Edelleute und Grossbeamten vor ihm erschienen und das Volk um ihn versammelt war, erklärte er den Anwesenden, sie könnten schon aus dem Umstande, dass ein König von Wadaï zu Fuss, in Sandalen auf dem Marktplatz erscheine, auf den Ernst schliessen, mit dem er auf die Erhaltung der öffentlichen Sicherheit in der Hauptstadt dringen werde; seinen Verwandten und Beamten eröffnete er aber, dass, wenn sie nicht binnen kurzem die Ruhestörer und Verbrecher ermittelt und vor ihn gebracht haben würden, er an ihnen selbst eine blutige Sühne vollziehen werde. Dieselben machten sich alsbald an die Untersuchung und brachten 14 Personen herbei, worunter nicht wenige Frauen, welche des Diebstahls während der allgemeinen Verwirrung für überführt erklärt wurden. Der König liess sie zusammenstellen und von seinen meist mit Karabinern bewaffneten Korajat (Stallknechten) sofort niederschiessen. Eine genauere Untersuchung würde wahrscheinlich festgestellt haben dass manche der Erschossenen unschuldig gewesen und dass sie als

schuldig befunden wurden, weil die Köpfe der Würdenträger selbst bedenklich wackelten. Doch wenn ein Menschenleben in jenen Ländern überhaupt nicht sehr hohen Wert hat, so gilt es in Wadaï noch viel weniger, und dem König kam es vor allem darauf an, die Einwohner durch Furcht vor Strafe vor ähnlichen Vergehen abzuhalten."

Aber nicht allein gegen seine eigenen Unterthanen war er streng, er übte auch eine unumschränkte Gerichtsbarkeit über die fremden Kaufleute, die sich in seinem Lande niederliessen.

Einer dieser Kaufleute, der vom oberen Nil stammte, hatte früher auch Handelsreisen nach dem benachbarten Bagirmi unternommen. In der Hauptstadt jenes Landes hatte er mit der Tochter des Königs Abu Sekkin ein Liebesverhältnis unterhalten. Nach dem Kriege war diese als Kriegsgefangene nach Wadaï geführt und an einen der Beamten des Königs Ali verheiratet worden. Der Kaufmann hatte trotzdem das frühere Verhältnis zu ihr erneuert und war verschiedene Male vom König gewarnt worden; da dies nichts half, liess dieser dem Übelthäter Nase und Ohren abschneiden und einen Fuss verstümmeln und schickte ihn so zu den Seinen. Als die gesamten Dschellaba dagegen zu murren wagten, versammelte sie der König, machte sie in kurzen Worten darauf aufmerksam, dass nach den Gesetzen des Islam auf dem Verbrechen des Ehebruchs eigentlich die Todesstrafe stehe und dass, wenn seine Art, Gerechtigkeit zu üben, ihnen missfiele, sie sofort sein Land verlassen möchten; er gab ihnen vierzehn Tage Zeit zur Ordnung ihrer Angelegenheiten.

Auch unter seinen Dienern hielt er auf Anstand und Sitte. Bei anderen afrikanischen Fürsten wissen die Diener von den Gästen, denen sie die Geschenke überbringen, allerlei Trinkgelder zu erpressen.

Der Fremde muss sich oft diesen Erpressungen fügen, um es mit den Leuten nicht zu verderben. Dieses Parasitentum war König Ali zuwider, und er erliess ein strenges Trinkgelderverbot, das seine Diener in Wirklichkeit befolgten. Freilich reichte sein Einfluss nur in die nächste Umgebung der Residenz; je weiter man sich von dieser entfernte, desto lockerer wurde das Gesetz und Bestechungen der Beamten desto häufiger. Da war z. B. ein Beamter, welcher die

Häuser zu revidieren hatte, ob in ihnen die Leute das verbotene Durrabier — die Merissa — bereiteten und vorrätig hielten. Er war befugt, empfindliche Strafen zu verhängen, die Töpfe, die zur Bereitung des verbotenen Getränks gedient hatten, zu zerschlagen, die Männer zu prügeln, den Frauen die Köpfe zu rasieren — aber er war ein milder Mann und liess sich mit Geldgaben beschwichtigen.

König Ali war Selbstherrscher, aber er war kein Freund der Kriecherei. Seit alters her bestand in Wadaï der Brauch, dass die Leute, bevor sie den Sultan anredeten, eine Reihe sehr komplizierter, unterthäniger Verbeugungen machen mussten. König Ali hob dieses umständliche Zeremoniell auf. Er kümmerte sich auch wenig um die Traditionen, laut welchen gewisse Ämter nur an gewisse Familien und Stämme vergeben werden durften; er wählte die Männer, die ihm dazu passend schienen, dort, wo er sie finden konnte, und selbst ein begabter Sklave konnte unter seiner Regierung zu hohen Würden gelangen.

Auch in Abesche bietet sich oft genug Gelegenheit, den königlichen Pomp zu entfalten. Die mohammedanischen Festtage werden, wo es nötig und schicklich ist, mit Paraden gefeiert; dann zieht der Sultan an der Spitze seiner Reiter durch die Strassen der Stadt. Auch Familienereignisse führen zu Hofbällen u. dergl.

Die geblendeten Brüder werden selbstverständlich wenig berücksichtigt; sie führen ein still zurückgezogenes Leben, indem sie essen und trinken und sich oft betrinken. Königliche Familienfeste giebt es aber bei der rituellen Beschneidung der Königssöhne oder bei der Hochzeit seiner Töchter.

Bei letzterer Gelegenheit wird ein ungeheurer Pomp entfaltet. Das Brautpaar wird von allen beschenkt. Der König, die Königin-Mutter, die Minister, die höheren Beamten, reichere Kaufleute, alles wetteifert, sich in Gaben zu überbieten, und so sammeln die Neuvermählten ganze Körbe von Perlen-, Korallen- und selbst Goldschmuck. Ausserdem kommen Gesandtschaften aus den verschiedenen Provinzen, welche die Produkte des Landes als Angebinde den Neuvermählten darbieten. So trafen einmal allein an 1100 Kamelladungen Duchn ein als Hausproviant für die Töchter des Königs, die zwei Heerführern ihre Hand reichten.

Bei solchen Gelegenheiten werden auch Tänze aufgeführt. Sie sind grundverschieden von den wilden Tänzen der nackten heidnischen Neger. Hier wird ein förmlicher Luxus entfaltet. Jünglinge und Jungfrauen legen ihre besten Gewänder an, ja die Damen, deren Kleidung wir bereits kennen, gehen noch weiter, indem sie über ihr Hüft- und Schultertuch noch Männerröcke anziehen. Man sieht auch vielen Schmuck, Perlen, Korallen, ja sehr häufig sogar Goldsachen.

Die Tänze sind durchaus anständig und werden graziös ausgeführt; sie sind feierlich und langsam etwa wie eine Menuett oder eine Polonaise. „Der Tänzer ging," schreibt Nachtigal, „mit seiner Partnerin im Kreise herum, wobei er ihr die linke Hand reichte und beide die weiten Ärmel der Toben mässig ausbreiteten und anmutig hin und her schwenkten; zeitweise verliess der Tänzer seinen Platz, umkreiste die Gefährtin und machte, an seinem Platze wieder angekommen, unsre Quadrillentour „balancez", einmal von seiner Tänzerin ab-, einmal ihr zugewandt, worauf die Promenade wieder fortgesetzt wurde. Währenddem ging ein Trommelschläger im Kreise nahe den Tanzenden herum und hieb kräftig auf das aufgespannte Fell, während andere auf der Mitte des Tanzplatzes hockten. Alle Tänzer waren barhäuptig und trugen ihre langen Messer in der Hand. Die Tänzerinnen waren jedenfalls originelle Erscheinungen durch die Raffiniertheit ihres Kopfputzes und ihre Antlitzverschönerungen: das Rot der Korallen, das von diesem so verschiedene Rot des Moghr (rote Thonerde mit Butter und wohlriechenden Substanzen) in all seinen Nuancen, die graupunktierten Lippen, das Übermass von Gold- und Silberschmuck und zu dem allen die Männerkleidung lassen sie dort ebenso schön und begehrenswert erscheinen, als sie bei uns abschreckend und hässlich gefunden würden."

Diese jungen Damen sind arge Koketten; sie stehen im Rufe, Liebesintriguen anzuzetteln, und die Prinzessinnen sollen gerade die schlimmsten sein! Cherchez la femme! Der berühmte Ausspruch französischer Kriminalisten ist auch in Wadaï am Platze. Bei Raufereien, Mord und Totschlag kann man meistenteils vermuten, dass im Hintergrunde der Affairen eine Romangeschichte steckt. Wie ja auch nach jenem „Balle" ein Jüngling mit einer Hiebwunde

und mit zerrissenem Gewande zu Dr. Nachtigal um ärztliche Hilfe bittend kam — er war übel daran, denn das Gewand hatte er sich zum Feste geliehen!

Solche Abenteuer liegen einmal den Wadawa im Blute, und daran kann selbst ein König Ali nichts ändern.

Diese kurzen Skizzen genügen uns, um ein allgemeines Bild von diesem interessanten Herrscher und seinem eigenartigen Hofhalt zu erhalten. Deutlich tritt uns hier die Bedeutung eines einzelnen Mannes entgegen. Er drückt dem Volke den Stempel seines Willens auf. Die wilden Wadawa beugen sich unter seinen Willen, und obwohl sie ihn nicht lieben, fürchten sie ihn und können an eine Auflehnung nicht denken. Auf seinen Befehl dulden sie die fremden Kaufleute in ihrem Lande, lassen den Christen unangefochten durch ihr Gebiet ziehen.

Ein anderer Fürst — und das friedliche Bild ändert sich mit einem Schlage. Die Henker mit den eisenbeschlagenen Keulen lauern dem friedlichen Wanderer auf. Und wie oft, wie rasch sich ein solcher Wechsel im Sudan vollziehen kann, das lehrt uns die Geschichte Wadaïs, der wir uns nunmehr zuwenden.

Die Geschichte Wadaïs.

Wadaï ist das jüngste der östlichen Sudanreiche. Noch gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts war nicht einmal der Name desselben in Innerafrika bekannt. In den Gebieten, die es heute umfasst, wohnten verschiedene Negerstämme, beherrscht von den Tundschern, jenen hellfarbigen Arabern, die schon seit uralten Zeiten nach Westen vorgedrungen waren. Sie waren keine Bekenner des Propheten; sie waren Heiden, wie die Neger, die sie sich unterworfen hatten. Um die genannte Zeit kam nun Yame, ein Abasside, aus der Gegend am oberen Nil in diese Landschaft. Sein Sohn, Abd el-Kerim, ein glühender Mohammedaner, gründete im Lande eine kleine islamitische Gemeinde und gewann Einfluss bei einigen der nomadisierenden arabischen Stämme; auch die Neger wusste er sich hier und dort günstig zu stimmen und

trug sich nun mit dem Gedanken, die heidnische Herrschaft zu stürzen.

Die Sage erzählt nun, dass dieser fromme Mann ein Liebesverhältnis mit Meïram Aïsa, der Tochter der Tundscherkönigs Daud, unterhielt. Der König, der es erfahren, stellte bei nächster Gelegenheit dem Liebhaber nach, und Abd el-Kerim konnte sich nur durch die Schnelligkeit seines Pferdes retten. Die offene Feindschaft, die jetzt zwischen ihm und dem König Daud ausgebrochen war, drängte ihn zum raschen Handeln. Er sammelte rasch seinen Anhang und rückte dem König Daud entgegen, der ihn mit einer überlegenen Macht erwartete. Das kleine Häuflein der Mohammedaner verlor nicht den Mut, und ihr Führer griff zu einer List. Er befahl, dass jeder seiner Reiter seinem Kamele einen langen Baumzweig an den Schwanz binde. Dadurch geschah es, dass seine Abteilung einen gewaltigen Staub aufwirbelte, wodurch in König Daud der Glauben erweckt wurde, Abd el-Kerim stehe an der Spitze einer grossen Truppe. Entsetzt davon ergriffen die Tundscher die Flucht, und die Mohammedaner stürzten sich auf die Fliehenden; ein Gemetzel entstand, in dem König Daud fiel.

In dieser Schlacht wurde das Schicksal der Tundscher entschieden, Abd el-Kerim wurde zum Sultan des Landes, das von nun an Wadaï hiess; er gründete die Hauptstadt Wara, bekehrte viele Männer zum Islam, baute eine Moschee und regierte zwanzig Jahre lang vom Jahre 1635 bis 1655. Er war noch kein mächtiger Fürst; er musste Tribut an das Nachbarreich Bornu zahlen und war auch gewissermassen ein Vasall Darfors, an das Wadaï alle drei Jahre eine Prinzessin als Tribut entrichten musste.

Unter der Regierung der Nachfolger Abd el-Kerims erstarkte das Land; kleinere Häuptlinge und Sultane im Süden wurden besiegt und unterjocht, und mit dem zunehmenden Wohlstande wuchs auch der Unabhängigkeitssinn der Wadawa.

Als nun um die Wende des siebzehnten Jahrhunderts wieder eine Prinzessin ausgewählt wurde, um als Tribut nach Darfor gesandt zu werden, da trat ein armer Mann vor und erklärte, dieser Tribut sei eine Schande für das Land Wadaï. Die Worte des Mannes zündeten, und König Jakub Arus sandte Boten nach Darfor mit der stolzen Erklärung: wenn der Sultan seinen Tribut haben wolle, so

möge er ihn sich selber holen. Infolgedessen begannen Kämpfe um die Unabhängigkeit Wadaïs, die oft mit wechselndem Glücke geführt wurden, aus denen aber in der Mehrzahl der Fälle die Wadawa siegreich hervorgingen. In welcher Art und mit welchem ritterlichen Mute der Krieg geführt wurde, davon möge nur als Beispiel die Entscheidungsschlacht zwischen dem Wadaïkönig Dschoda und dem Sultan von Darfor Abu-'l-Kasim dienen.

Abu-'l-Kasim unternahm einen Rachezug gegen Wadaï; Dschoda rückte ihm entgegen und wollte den Feind in der Flanke umgehen.

Der Sultan von Darfor, erzählt die Sage, führte eine Kamelstute mit sich, deren Milch er täglich trank. Als ihm eines Tages seine Sklavin die Milch gebracht hatte und er bemerkte, dass diese staubgeschwärzt war, wusste die Überbringerin keinen Grund dafür anzugeben; da liess er Ausschau nach dem Feinde halten, und von der Höhe eines Baumes verkündete ihm ein Kundschafter, er sähe am Horizonte etwas glitzern wie Wasser, von der Sonne beschienen.

„Das," erwiderte Abu-'l-Kasim, „sind die Rüstungen und Schwerter der Feinde!"

Darauf sagte ein anderer, er sähe etwas wie Steine, die in Bewegung begriffen seien.

„Das," erklärte sein Herr, „sind die mit den Satteldecken bekleideten Pferde Dschodas."

Endlich sagte jener, er sähe etwas wie wogende Getreidehalme.

„Das sind die Lanzen der Wadawa," rief der Sultan und liess sein Heer sich in Schlachtordnung aufstellen.

Bald standen sich beide Heere gegenüber. Da befahl König Dschoda einem seiner Heerführer, sich mit seiner Abteilung hinter der Schlachtreihe von links nach rechts zu bewegen, um den Feind zu täuschen.

Der ritterliche Heerführer hielt eine solche List für eine Schande und ging vorwärts auf den Feind los. Ein wütender Kampf entbrannte und endete mit einer völligen Niederlage der Forawa. Wiederum geriet ein Sultan von Darfor in die Gefangenschaft der Wadawa.

Für das gestärkte Reich begann indessen nach dem im Jahre 1795 erfolgten Tode Dschodas eine Periode innerer Kämpfe und schwerster Prüfungen. Es erhoben sich Prätendenten, Söhne stritten um den Thron, Palastintriguen nahmen kein Ende, und in blutigen Schlachten rief man die Entscheidung der Waffen an. Diese Kriege um den Thron sind mitunter voll der ergreifendsten Tragik. Wie ein Roman klingt uns die Geschichte des Kampfes zwischen dem Sultan Salih Derret und seinem Sohn Abd el-Kerim.

Salih Derret war bereits acht Jahre auf dem Throne gewesen; er hatte neun Söhne, der berechtigte Thronerbe war Abd el-Kerim, später Sabun genannt. Der Vater soll aber diesem einen Sohn aus nicht ebenbürtiger Ehe Namens Asad vorgezogen haben. Dies erregte den Neid und die Rachsucht der Mutter Sabuns. Als der Sultan einmal mit geringer Begleitung eine Reise in fern gelegene Gebiete unternommen hatte, führte die Hababa, d. h. Hauptfrau des Sultans, einen Anschlag gegen ihren Mann aus, in dem sie selbst ihren Sohn als blindes Werkzeug benutzte, da sie wohl wusste, dass er seinem Vater in kindlicher Liebe zugethan war. In geheimem Einverständnis mit einigen Grosswürdenträgern liess sie plötzlich dem Volke verkünden, dass der Sultan gestorben sei. Der Palast wurde abgeschlossen und für den vermeintlichen Toten ein Grab auf dem königlichen Friedhof errichtet. Durch Eilboten wurde diese Nachricht dem ausserhalb der Hauptstadt weilenden Thronfolger übermittelt, und zugleich erhielt er eine leere Schüssel, das Zeichen, dass er das Erbe des Vaters antreten und die Zügel der Regierung ergreifen solle. Sabun hatte als künftiger Thronfolger bereits einen starken Anhang im Lande; auf die Nachricht von dem Tode des Sultans stiessen mehrere Heerführer zu dem neuen Herrscher, und an ihrer Spitze eilte er nach der Hauptstadt. Schon in der Nacht war er im Besitze des königlichen Palastes und trauerte an dem Grabe seines Vaters, der um dieselbe Zeit sich der Hauptstadt näherte und, als er von der Revolution erfuhr, zu dem treuen Stamme der Kodoi floh.

Am andern Morgen bestieg Sabun den Thron und liess, wohl von der Mutter angestachelt, alle ihm irgendwie feindlichen oder gefährlichen Personen morden und hinrichten. Während er aber so seine Herrschaft befestigte, mehrten sich die Stimmen, dass der

alte Sultan am Leben sei, und der Sohn wurde der Verschwörung gegen den Vater geziehen. Er hatte in gutem Glauben gehandelt, und er wollte einen solchen Vorwurf nicht auf sich lasten lassen; freimütig erklärte er, dass, wenn er sich überzeugen würde, dass sein Vater wirklich lebe, er sich sofort zurückziehen werde. Er forderte den Mann in Kodoi auf, nach der Hauptstadt zu kommen, wenn er der alte Sultan sei. Aber die Boten kehrten unverrichteter Dinge zurück. Salih Derret fürchtete Verrat. So rückte Sabun selbst aus, um sich von der Identität seines Vaters zu überzeugen oder im entgegengesetzten Falle den falschen Prätendenten zu vernichten. An der Spitze ihrer Heere traten sich Vater und Sohn entgegen, und Sabun wollte sich, den Vater erkennend, unterwerfen. Dies war aber nicht nach dem Sinne der ränkevollen Hababa. Sie trat dazwischen und beschwor ihn, sie und sich selbst nicht dem Zorne des gekränkten Sultans preiszugeben; es war nur eine Komödie, die Hababa wollte nur Zeit gewinnen; denn während der Sohn noch zögerte und zwischen dem Pflichtgefühl gegen seinen Vater und der Liebe zur Mutter schwankte, stürzte sich einer von den Leuten der Königin auf Salih Derret und ermordete ihn.

Es war geschehen. Sabun liess zwar den Mörder auf der Stelle hinrichten, es entbrannte aber unmittelbar darauf zwischen den beiden Heeren ein Kampf, aus welchem Sabun als Sieger hervorging.

Er war nun König von Wadaï und hatte nur seinen Bruder Asad zu fürchten, der nach Darfor entflohen war. Durch Meuchelmord konnte er ihn nicht abschaffen, und so fing er ihn durch List. Kreaturen aus seiner Umgebung gingen in seinem geheimen Auftrage nach Darfor, und indem sie sich dort als Verräter gegen Sabun aufspielten, lockten sie Asad nach Wadaï unter dem Vorwand, ihn zum Herrscher erheben zu wollen. In der Nähe von Wara wurde er anfangs mit königlichen Ehren umgeben. Er sollte aber bald aus dem Traume in schrecklicher Weise erwachen; er wurde überrumpelt und als Gefangener nach Wara geführt, wo ihn sein Bruder blenden liess.

Sabun regierte nur zehn Jahre, aber er war einer der grössten Herrscher Wadaïs. Er trug seine Waffen nach Bagirmi, um den Sultan Gauranga wegen seines gotteslästerlichen Lebenswandels zu

züchtigen, trug den Sieg davon, eroberte die Hauptstadt des Landes, liess den Sultan töten und setzte den Sohn desselben als seinen Vasallen auf den Thron Bagirmis.

So sonderbar die Umstände waren, unter denen er auf den Thron gelangte, ebenso eigenartig war sein Tod. Während er gemeine Diebe verfolgte, wurde er durch einen Wurfspeer tödlich verwundet und starb bald in seinem Palaste. Der Mörder ist nie entdeckt worden. Sabun starb im Jahre 1813.

Einer seiner Brüder überlebte ihn; es war Mohammed Scherif, der nach Darfor floh und dort als kleiner Kaufmann mit einer Frau still und zurückgezogen lebte.

Auf den Söhnen Sabuns ruhte kein Heil. Der älteste, Mohammed Busata, regierte nur zwei Monate und starb an den Pocken. Sein Bruder Jusuf oder Chorefin kam noch jung auf den Thron, so dass anfangs seine Verwandten die Regierungsgeschäfte besorgten.

Später wollte sich Chorefin seiner Vormünder entledigen, aber diese waren nicht gesonnen, die Macht, die sie einmal an sich gerissen hatten, fahren zu lassen; sie versuchten, den Sultan zu töten, indem sie ihm in sein Heereslager aus Wara vergiftete Speisen sandten. Selbst die Frauen Chorefins, deren er neunzig hatte, waren an der Verschwörung beteiligt.

Chorefin wurde indessen gewarnt; er überzeugte sich an einem Hunde, dass die Speisen wirklich vergiftet waren. Nun kannte sein Rachegefühl keine Grenzen. Seinen Harem, die neunzig Frauen, die ihm die Speisen überbracht hatten, übergab er dem Henker und richtete unter seinen Verwandten und den Teilnehmern an der Verschwörung ein furchtbares Blutbad an.

Er traf dabei die Vornehmsten des Landes und in seiner blinden Wut wohl auch Unschuldige. Niemand traute er mehr, und niemand fühlte sich andererseits vor seinen Anschlägen sicher; als er wieder eine Gewaltthat plante, verschworen sich seine nächsten Ratgeber gegen ihn. In einem Getränk wurde dem Sultan Gift gereicht, und die Verschwörer warteten in der Nähe die Wirkung ab. Als Chorefin fühlte, dass er vergiftet sei, griff er nach seinen Waffen, aber die Verschworenen liessen ihm keine Zeit; sein Tod wurde durch Erdrosselung beschleunigt.

Auch unter den Nachfolgern Chorefins wüteten dieselben Kämpfe; Wadaïs Macht schien erschüttert. Darfor mischte sich in die inneren Angelegenheiten, drang siegreich vor und setzte den Bruder Sabuns, den bereits erwähnten Mohammed Scherif, auf den Thron. Mohammed Scherif regierte bis 1838. Er wurde Herr der Rebellen und stärkte das Ansehen Wadaïs, dehnte die Grenzen des Reiches aus und überzog selbst das mächtige Bornu mit Krieg; er stand siegreich vor den Thoren Kukas und liess sich erst nach Zahlung einer Busse von 8000 Mariatheresiathalern, zu der sich der Feind verstehen musste, zum Abzug bewegen.

Sein Nachfolger wurde König Ali, den wir aus den Schilderungen Nachtigals in einem so vorteilhaften Lichte kennen gelernt haben.

Im Vergleich zu seinen Vorgängern war er ein Friedensfürst, der Wadaï mit den Nachbarländern durch friedliche Handelsbeziehungen zu verbinden suchte. Mit ihm bricht unsere zuverlässige Kenntnis der Geschichte Wadaïs ab. Wohl wurden später von Afrikaforschern Versuche gemacht, das Reich des Königs Ali zu erreichen, aber es gelang niemand, bis in jene Gegenden vorzudringen. Heute ist der Weg über Darfor verschlossen. Nicht mehr Ägypter, sondern die fanatischen Anhänger des Mahdi sind die Nachbarn Wadaïs.

Die Fellatareiche.

Land und Volk von Haussa.

Die Haussaländer bilden den grössten aller mittelafrikanischen Staaten, denn sie umfassen ein Gebiet von etwa 1000000 Quadratkilometer. Ein Gebirge, das sich aber selten über die Höhe von 1000 Meter erhebt, durchstreicht das Land von Ost nach West; zwei gewaltige Flüsse, der Niger, und sein grosser Nebenstrom, der Benue, durchschneiden es, aber sie sind bis jetzt gar nicht oder nur wenig als Handelsstrassen benutzt.

Die Haussaländer stossen im Osten an die Sudanreiche Bornu und Bagirmi, im Süden an die Negerstaaten von Oberguinea, im Westen werden sie gleichfalls von Heidenstaaten begrenzt, während sie im Norden bis an das Wüstengebiet reichen.

Der Gesamteindruck, den sie bieten, ist keineswegs ein tropischer, obwohl sie in tropischer Zone gelegen sind. Je weiter man sich von der Küste entfernt, desto seltener werden hier die Regen, bis es eine selbst mehrere Monate dauernde Trockenzeit giebt. Das Klima der nahen Wüste macht sich hier bemerkbar. So kommt es auch, dass nach und nach das Land den Steppencharakter annimmt. Waldungen sieht man nur an Stromläufen, an günstig gelegenen Berghängen oder in Bodeneinsenkungen. Auf solchen feuchten Gründen wächst auch das Wahrzeichen der Tropen, die Palme, die man sonst selten im Lande findet.

Auf den weiten, flachen Feldern sieht man nur spärlichen oder buschartigen Baumwuchs, oder dünn zerstreut ragen auf ihnen die gewaltigen Affenbrotbäume, diese echten Savannenbäume, die uns zugleich andeuten, dass hier schon vor vielen Jahrhunderten, ja

Häuser in den Haussastaaten.

vielleicht Jahrtausenden kein Wald wuchs, sondern die Steppe vorherrschte.

Allerdings dürfen wir uns die waldlosen Gebiete nicht als eine Graswildnis denken, in welcher Rudel wilder Tiere, Büffel, Elefanten, Antilopen, umherschwärmen. Der Reisende, der auf der Handelsstrasse zieht, bemerkt verhältnismässig wenig von einer solchen freien, wilden Natur. Der Mensch hat schon seit uralten Zeiten von diesem Lande Besitz ergriffen, und so sind weite Strecken desselben bebaut. Er zieht mitten durch weite Getreidefelder, auf denen Dawa (Sorghum) und Gero (Penicillaria) angebaut sind; er begegnet aber ausser diesen afrikanischen Hirsearten hier und dort Reiskulturen, ja in der Nähe der Städte kann er auch kleinere Weizenfelder erblicken. Die Viehzucht wird zwar dort, wo das Gras weicher ist, vielfach betrieben, aber in der Hauptsache nährt sich die Bevölkerung vom Ackerbau.

Wir begegnen hier auch fruchttragenden Bäumen, aber sie können durchaus keinen Vergleich mit unseren einheimischen Obstarten aushalten. Es sind die bekannten Fruchtbäume des Sudan: die Ölpalme, der Butterbaum und der eingeführte Melonenbaum. Vielfach wird auch die Banane angebaut. An Knollengewächsen giebt es eine grosse Auswahl: Erdnüsse, Yams, Kassawe und andre werden hier und dort kultiviert. Unter den Nutzpflanzen sind neben der Baumwolle auch die den Farbstoff liefernde Indigopflanze und der Tabak zu erwähnen.

Besonders reichhaltig ist die Flora dieser Länder nicht, und auch die Tierwelt ist spärlich vertreten; nur in den weniger bewohnten Grenzdistrikten findet man z. B. Elefanten in grösserer Zahl. Haussa ist kein „Paradies“ des Jägers.

Von den Haustieren verdient das Rind die vornehmste Beachtung; nomadisierende Stämme halten es in grösseren Herden und ziehen mit ihnen von einem Weideplatz zum anderen; aber es giebt auch Standvieh in Dörfern und in Städten, das von Königen und Reichen gehalten wird. Die bucklige afrikanische Rasse ist auch hier weniger wertvoll als unser Rind. Die Tiere werden nicht so stark, und die Kühe geben bei weitem weniger Milch. Die Schafzucht hat noch eine weitere Verbreitung; zumeist gehören die Tiere zur hochbeinigen afrikanischen Rasse mit ziegenähnlichem Kopf und

hängenden Ohren. Auch die Ziegen fehlen hier nicht, obwohl sie zumeist nur bei ärmeren Stämmen als das einzige Haustier angetroffen werden. Endlich sind noch Hühner zu erwähnen, die ja durch ganz Afrika verbreitet sind.

Was nun die Bewohner dieses weiten Gebietes anbelangt, so ist es heute für den Forscher schwierig, die einzelnen Rassen und Stämme zu unterscheiden, denn hier kreuzten sich verschiedene Völkerwogen, die bald von Ost, bald von West, bald von Norden, bald von Süden kamen.

Das Haussavolk ist eine Mischrasse, deren einzelne Ursprungselemente heute nicht mehr festzustellen sind. Das Sonderbare dabei ist, dass in diesem Mischvolke stets ein man möchte sagen geistiges Element siegreich hervorgeht, dass die vielen Stämme schliesslich in dem eigentlichen Haussatum aufgehen, die Haussasprache und die Haussaeigenart annehmen. Dies hat sich noch in jüngster Zeit ereignet, wo der Stamm der Fulbe erobernd in Haussa eindrang; die Sieger sind in den Besiegten schon zum Teil aufgegangen.

Die Haussa sind eine der hervorragendsten Negerrassen; sie sind lange im Besitze einer gewissen Kultur und haben auch eine Geschichte.

Wir werden später viele Haussastädte besuchen und einen Einblick in das betriebsame Leben des Volkes gewinnen. Das Handwerk und sozusagen die Industrie stehen in Haussa auf einer verhältnismässig hohen Stufe. Die einheimische Baumwolle giebt den Grund zu einer hervorragenden Textilindustrie; die Indigopflanze ermöglicht die Färberkunst, die in manchen Städten auf einer ziemlich hohen Stufe steht. Ferner sind die Haussa in Lederarbeiten geübt und ebenso im Schmiedehandwerk erfahren.

Vor allem aber sind sie Händler. Sie öffnen nicht nur arabischen Kaufleuten aus Marokko, Tunis, Tripolis, Fessan, Kordofan und Ägypten die Thore ihrer Städte, sondern treiben auch selbst Handel und unternehmen weite Züge nach Bornu und Bagirmi.

Was ihre moralischen Eigenschaften anbelangt, so stehen sie nicht in dem besten Rufe. Sie sind wortbrüchig, lügnerisch und betrügerisch; sie sind auch nichts weniger als tapfer; wir werden

noch öfters Gelegenheit haben, ihre Kriegszüge und ihre Kampfweise zu schildern.

Die Haussa sind Mohammedaner. Ein hervorragender Stand ist darum unter ihnen der der Schriftgelehrten, Koranausleger, Priester oder wie man sie sonst nennen will, welche im Haussaland unter dem aus dem Arabischen entlehnten Namen Malam oder Mallam bekannt sind. Jeder König hat einen solchen Malam als Berater, Sekretär, Vorleser und dergl. in seinem Sold. Die Malam sind auch Lehrer, indem sie die Jugend im Koran, sowie im Lesen und Schreiben unterrichten. Die Wenigsten bringen es jedoch so weit, dass sie wirklich lesen und schreiben können; grösstenteils beschränkt sich der Unterricht auf das Auswendiglernen der wichtigsten Teile des Korans.

Neben den Haussa bildet der Stamm der heller gefärbten Fulbe oder Fellata oder Fullani den wichtigsten Bestandteil der Bevölkerung. Die herrschende Rasse besteht jetzt eigentlich aus der Mischung der beiden Stämme, den sogenannten Haussa-Fullani; aber hier und dort findet man noch Fulbe, die sich rein erhalten haben.

Die Abstammung dieses seltsamen Volkes ist noch völlig dunkel.

Die reinen Fulbe der Gegenwart bilden Hirtenstämme, ein freies Volk, das nur in geringem Masse die Oberhoheit der Landeskönige anerkennt. Durch das umherstreifende Leben besitzen sie einen lebhafteren Sinn für die Natur als die Haussa. Sie sind indessen für den Fremden, wenn er nicht Gelegenheit hat, längere Zeit unter ihnen zu verweilen, schwer zugänglich und haben oft ein misstrauisches, scheues Wesen. Selbst nach den Haussastädten kommen sie selten und lassen den Verkauf von Butter und Milch durch die Frauen besorgen. Auch diese besitzen ein von den Haussaweibern sehr verschiedenes Naturell; sie sind strenger und zurückhaltender, und es fehlt ihnen im allgemeinen das heitere, leichtlebige Wesen der Eingeborenen. Im allgemeinen kann man wohl die Fulbe als fanatisch, oft auch rachsüchtig ansehen, und die Haussa trauen ihnen nicht viel Gutes zu. Namentlich die Vornehmen unter ihnen sollen treulos, wortbrüchig, erpressungssüchtig, geizig und gewaltthätig sein.

Die Fulbe sind stolz auf ihre helle Hautfarbe und halten sich für ein hoch über den Negern stehendes Volk. Es giebt mitunter Portugiesen und Spanier, die im Gesichte reichlich so dunkel wie helle Fulbe sind. Die Farbe der reinblütigen Fulbe ist ein sehr helles Gelbbräunlich oder Gelblichrot, manchmal auch Rot oder Gelbkupferig. Der Gestalt nach sind die Männer meistens von Mittelgrösse, selten darüber, schlank und feinknöchig und neigen nicht zum Fettansatz, wie die Haussa. Die Frauen haben meistens eine noch hellere Farbe als die Männer. Solange sie jung sind, haben sie eine wohlproportionierte Gestalt und oft einen Gesichtsausdruck, der an die Frauen der kaukasischen Rasse erinnert. Manche Fulbemädchen haben oft einen stark semitischen Typus. Im höheren Alter werden sie bald hässlich, und dann haben ihre Züge gewissermassen etwas Affenartiges.

Die Fulbestämme, die wahrscheinlich vom Nordwesten sich über Haussa ausbreiteten, lebten lange Zeit ruhig und friedlich unter der vorwiegend heidnischen Bevölkerung. Sie selbst wurden Mohammedaner, und als Viehzucht treibende Nomaden scheinen sie sich den religiösen Fanatismus angeeignet zu haben, der auch die nomadisierenden Araber auszeichnet. Durch diesen wurden sie im Anfang dieses Jahrhunderts auf die geschichtliche Weltbühne geführt, er geleitete sie zum Sieg und zur Gründung des gegenwärtigen Haussareiches.

Dem ersten Herrscher der heute regierenden Dynastie von Sokoto wenden wir jetzt unsere Aufmerksamkeit zu.

Der Gründer des Sokotoreiches.

Unter den Fulbe, die sich in Haussa niedergelassen hatten, lebte an der Wende des vorigen Jahrhunderts Scheich Othman dan Fodio, der gelehrte Sohn des Fodio. Er war ein guter Linguist, kannte fast alle Sprachen des Inneren Afrikas, die er geläufig sprach, und ebenso alle Dialekte des Arabischen. Er umfasste alle Kenntnisse der Araber, und, was am wichtigsten für ihn war, man hielt ihn allgemein für einen Propheten.

Er kam aus den Wäldern von Ader und Tadela, baute in der Nähe der heutigen Residenz Wurno eine Stadt, wo sich die Fulbe um ihn sammelten. Bald mischte er sich in die Angelegenheiten des Sultans von Gobirr und erklärte, das sei gut, wenn man es thue, anderes nicht. Da dieses Betragen weder dem Sultan von Gobirr noch dem Volke gefiel, erhielt er Befehl, mit seinem Anhange das Land zu verlassen. Er gehorchte nicht; da ward er mit Gewalt vertrieben.

Er kehrte nach Ader zurück, aber nicht zu den Wäldern, sondern er baute eine Stadt. Aus allen umliegenden Ländern sammelten sich die Fulbe um ihn, er verteilte sie unter verschiedene Führer, jedem derselben gab er eine weisse Fahne und befahl ihnen hinzugehen und Eroberungen zu machen im Namen Gottes und des Propheten, da Gott den Fulbe die Länder und Reichtümer der Kafirs gegeben hätte und die Fulbe die einzigen rechten Gläubigen wären.

Ausser der weissen Fahne mussten die Fulbe auch eine weisse Tobe tragen als Zeichen ihrer Reinheit. Ihr Kriegsruf war: Allahu Akbar! Gott ist gross! Jeder, der im Kampfe verwundet werde oder falle, sei gewiss, ins Paradies zu kommen, lehrte Othman.

Ihr Glaube an den Propheten, ihre Armut, ihre Anzahl, der scheinbare Reichtum der Schwarzen, die in eine verderbliche Sicherheit eingewiegt waren, machten, dass die letzteren eine leichte Beute der Eroberer wurden. Kano unterwarf sich ohne Schwertstreich, dann folgte Gobirr. Die Bewohner desselben waren besorgt geworden und wollten Othman aus seiner Stadt in Ader vertreiben; er warf sie aber zurück, griff sie an, überzog ihr Land und tötete den Sultan. Ganz Haussa geriet alsdann unter die Herrschaft der Fulbe. Das ganze Innere von Osten bis Westen war voll Entsetzen. Bornu im Osten wurde mit Erfolg angegriffen, dann wandten sie sich gegen Joruba im Westen. Hier fanden sie mehr Widerstand als sonst irgendwo, da die Leute in Joruba nicht an Othmans Lehre oder sein Prophetentum glauben wollten, als hartnäckige Kafirs; beim Einfall der Fulbe ermordeten sie alle Mohammedaner, die Eingeborenen so gut als die fremden Kaufleute, und wollten nicht glauben, dass Gott den Gläubigen ihr Land und ihre Wohnungen gegeben und ihre Weiber und Kinder ihnen als

Sklaven angewiesen hätte. Nichtsdestoweniger eroberten die Fulbe Raka, Elora und Affaga, ausserdem eine grosse Anzahl anderer Städte und erreichten die Seeküste auf ihren Zügen. Einmal drangen sie in Eyo oder Katunga, die Hauptstadt, ein, brannten einen grossen Teil derselben nieder, gaben allen mohammedanischen Sklaven die Freiheit und forderten sie auf, ihre heidnischen Herren zu töten und zu ihnen zu stossen. Als sie sich festgesetzt hatten, kamen die Araber von Osten und Westen, dem dan Fodio zu seinem neu erworbenen Besitztum Glück zu wünschen, und eine grosse Anzahl seiner Landsleute kam aus dem Westen, sich in Haussa niederzulassen. Er wies ihnen hauptsächlich die Provinz Zeg-Zeg an und gab ihnen die Ländereien und Häuser der Neger, die nach den Gebirgen und unzugänglichen Gegenden im Süden dieser Provinz geflohen waren. Den Arabern von Tripolis und Fessan schenkte er Sklaven und Kamele, keinen entliess er mit leeren Händen. Sein Ruf verbreitete sich überall. Araber kamen zu ihm in Haufen, und fast keiner ging fort, ohne wenigstens hundert Sklaven erhalten zu haben und Kamele und Lebensmittel.

Ehe er die Fulbe unter seine Herrschaft sammelte, lebten sie nicht in den Städten, sondern waren über den grössten Teil des Sudan zerstreut, hüteten ihre Schaf- und Rinderherden, lebten in schnell errichteten Hütten, meistenteils mitten in unbesuchten Waldungen, und kamen selten in die Städte.

Keiner dachte daran, sie zu beunruhigen, oder sie in ihrer Beschäftigung zu stören; wahrscheinlich hielt man sie für zu verächtlich und unbedeutend, um irgend Furcht zu erregen. Da sie so zerstreut waren, konnte keiner als sie selbst ihre Zahl wissen oder mutmassen. Manche von ihnen waren nach Mekka gewallfahrtet, andere waren in der Türkei, in Marokko, Algier, Tunis und Tripolis gewesen und brachten so viele arabische Bücher zurück, als sie nur erbitten oder kaufen konnten.

Im Jahre der Hedschra 1218 wurde der alte Mallam Scheich Othman dan Fodio, Scheich des Korans, religiös wahnsinnig und soll einige Jahre später in diesem Zustande gestorben sein. Dieser Fulbe-Eroberer hiess Scheich des Korans, weil er vollkommen dieses Buch verstand, er konnte es nicht allein ganz lesen und ebenso die Auslegungen, sondern er konnte auch jedes Stück aus dem

Gedächtnis hersagen und es erklären. Die Gesetze des Korans wurden zu seiner Zeit und werden noch so genau befolgt, nicht bloss unter den Fulbe, sondern auch von den Negern und Arabern, und das ganze Reich, wenn es nicht im Krieg begriffen war, wurde so gut in Ordnung gehalten, dass man allgemein sagte, eine Frau könne mit einem goldenen Helm auf dem Kopfe von einem Ende des Gebiets der Fulbe zum anderen reisen.

Sein Wahnsinn hatte eine unglückliche Richtung erhalten. Im Paroxysmus schrie er laut, er müsse zur Hölle fahren, da er so viele gute Muselmänner getötet habe. Die Araber benutzten dies; sie sagten ihm, er würde gewiss der Verdammnis nicht entgehen, wenn er ihnen nicht Geschenke gebe, damit sie die Manen ihrer Freunde besänftigten. Die Fulbe machten es nicht so, diese verehrten ihr Haupt dergestalt, dass, wenn er seinen Kopf scheren liess, sie sorgfältig die Haare sammelten und in goldenen und silbernen Kapseln aufbewahrten. Sie pflegten auch aus dem Innern von allen Seiten zu kommen, Neger und Fulbe, um ihn zu sehen.

So schildert Clapperton die Gründung des Fulbereiches, die kaum zwei Jahrzehnte vor der Zeit, da er dasselbe bereiste, geschehen war. Barth bestätigte später diese Mitteilungen und liess uns auch die Gesänge näher kennen, mit denen Othman den Fanatismus seiner Landsleute anfachte. Einer derselben, der beste, sei auch hier mitgeteilt:

Gesang des Scheichs Othman.

Gott, der Herr, er übertrifft alles an Vorzüglichkeit;
Er ist grösser als du, Ahmed (Mohammed), sein Licht erleuchtet die ganze Erde.
Ich preise Gott, den Herrn, der seinen Segen sendete.
Er sandte Mohammed zu allen seinen Geschöpfen.
Sein Licht scheint über alle seine Geschöpfe;
Das Licht des Verstandes, wie das des Gesichtes, alles umfassend.
Der Glanz des Innern der Gläubigen reicht überall hin;
All der Glanz der Wali (Heiligen) und der Propheten,
Und wenn Sonne und Mond allen Glanz vereinigen,
Ihr Licht erreicht seinen Abglanz nicht.
Gott segnete Abraham unter allen seinen Geschöpfen.
Moses ward Beredsamkeit zu teil unter den Menschen.
Jesu war Kraft und Geist gegeben.
Du hast ihn (Gott) erblickt, dir ward Beredsamkeit und Ansehn zu teil.

Gott hat Adam unter allen Menschen ausgezeichnet.
So waren Noah und Abraham ausgezeichnet in allem, was sie thaten;
Kuresch und Haschem in ihren Wohnungen.
Von Gott bist du ausgezeichnet worden über alle Geschöpfe Gottes.
Alle Geschöpfe Gottes, im Himmel und auf Erden segnen dich,
Alle Geschöpfe Gottes, im Himmel und auf Erden, preisen dich;
Alle Geschöpfe Gottes, im Himmel und auf Erden, begrüssen dich;
Alle Geschöpfe Gottes, im Himmel und auf Erden, huldigen dir;
Alles, was gesegnet ist in der Schöpfung, ist gesegnet durch dich;
Alle diejenigen, welche ausgezeichnet worden sind unter den Geschöpfen,
Sind ausgezeichnet worden deinetwegen;
Alles, was erschaffen worden ist, wurde geschaffen durch deine Gnade.
Deines Segens wegen bin ich zu dir gekommen;
Deshalb habe ich mich an dich gewandt.
Möge Gott mein Gebet erhören durch deine Gnade.

* * *

Nach dem Tode Othmans, der im Jahre 1816 unsrer Zeitrechnung erfolgte, regierte sein Sohn Mohammed Bello das von seinem Vater eroberte Reich; es trat aber schon damals eine gewisse Trennung der Gewalt ein, indem der Sohn des Bruders von Othman zum Herrscher der westlich von Haussa gelegenen Länder eingesetzt wurde.

Zum Teil nach dem Vorbilde anderer Sudanstaaten richtete die Dynastie dan Fodio die Regierung des Landes ein. Sie war nicht besonders kriegerisch; denn die energischeren Fulbe gingen überraschend schnell in den geschmeidigen Haussa auf. Die ursprünglich auf religiöse Reformen gerichtete Bewegung verlief schnell in andern Bahnen. Die strengen Verbote gegen das Tabakrauchen und die Vielweiberei — die Fulbe gestatten ihren Anhängern nur, zwei Frauen zu haben — blieben unbeachtet.

Die Hirten fanden Geschmack an dem Wohlleben in den Städten; die Eroberungszüge, die sie eine Zeitlang noch gegen Osten ausdehnten, hörten auf; man begnügte sich damit, das bereits Gewonnene zu halten; und in der That, das war schon eine Aufgabe, die viele Mühe erforderte.

Ursprünglich bestand Haussa aus vierzehn Provinzen, den sieben echten und sieben unechten oder ehelichen und unehelichen Haussastaaten; diese Einteilung hatte bald nur eine historische Bedeutung, die Gruppierung des Reiches wurde eine andere.

An der Spitze desselben steht nunmehr der Sultan von Sokoto; er ist der Oberherr der sämtlichen Fellatareiche, der „Beherrscher der Gläubigen," wie sein Titel lautet. Unter ihm wird das Land von einer Anzahl von Königen und Sultanen regiert, welche die Oberhoheit des Sultan von Sokoto anerkennen und ihm Tribut zahlen. Zwei dieser Könige sind zu besonderer Macht gelangt, so dass man gegenwärtig wohl von einem Bunde der Haussastaaten sprechen könnte, den vornehmlich drei Sultanate bilden: 1) das Sokotoreich, 2) das Gandureich, 3) Adamaua. Die letzte Provinz hat das grösste Mass der Selbständigkeit.

Der Sultan von Sokoto hat wohl das Recht, seine Vasallen sowie die kleinen Gouverneure ein- und abzusetzen, aber er hütet sich wohl mit den stärkeren anzubinden; er lässt sie im grossen und ganzen gewähren und ist zufrieden, wenn sie ihm den Tribut entrichten.

Der Tribut besteht je nach den Hilfsquellen des Landes in Sklaven, Pferden, Kaurischnecken, kostbaren Gewändern, Zeugen, Gewehren, Pulver und allerhand Handelsartikeln der Araber und Europäer. Einen grossen Teil der überlieferten Abgaben verschenkt der Sultan gleich an Ort und Stelle an seine Minister oder an die der Vasallenkönige, sowie an Günstlinge, Fremde u. s. w. Selbst die Könige erhalten von ihm ein Gegengeschenk, das, je grösser es ist, desto mehr für das Wohlwollen des Herrschers gegen den Beschenkten spricht. Mitunter giebt auch der Sultan als Zahlung oder Belohnung schriftliche Anweisungen an die Könige auf so und so viel Kauri oder Sklaven. Diese Wechsel werden jedoch nicht immer eingelöst.

Der Regierungsapparat in Haussa ist ein komplizierter; denn wir haben hier einen organisierten Staat vor uns. Das Hauptinteresse konzentriert sich allerdings auf die nächste Umgebung der Könige, deren Hofhaltungen sich einander sehr ähnlich und auch von den anderen Höfen des Sudan wenig verschieden sind. Auch hier finden wir dieselbe Schar von Höflingen, an deren Spitze den Wesir, der bald Ossiri, bald Galadima genannt wird. Aber diese Hofhaltungen werden wir ja im Nachfolgenden genauer kennen lernen.

Sultan Bello.

Bevor wir unsre Leser mit Audienzen bei dem Herrscher der Haussaländer bekannt machen, wollen wir zunächst einen flüchtigen Blick auf die Hauptstadt des Reiches werfen, auf Sokoto, wie es sich zur Zeit seiner Blüte im dritten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts dem europäischen Reisenden darbot.

Die Stadt lag auf einem niedrigen Hügel oder einer Anhöhe; ein Fluss strömte nicht weit von der nördlichen Mauer; er ist reich an Fischen, wovon die armen Leute in Sokoto zum Teil leben.

Die Stadt umgab eine etwa acht Meter hohe Mauer und ein trockener Graben. Die Mauer war gut erhalten und hatte elf Thore. Die Lehmmauern, die alle afrikanischen Städte, Haufen von Lehm- und selbst Strohhütten, umschliessen, geben ihnen ein trauriges Ansehen. Leben gewinnt der Anblick nur durch die Menge von Sklaven und anderen Leuten, die hin und wieder gehen oder im Schatten vor den Thüren der Vornehmen liegen. Einen grossen Teil einer Stadt innerhalb der Mauern könnte man für eine Anzahl schlecht ummauerter Gärten halten.

Des Sultans Wohnung umschloss eine sieben Meter hohe Lehmmauer, die zwei turmähnliche Eingänge gegen Osten und Westen hatte. Der östliche wurde nur von Eunuchen bewohnt, deren er eine grosse Menge hatte, wahrscheinlich, weil in dieser Gegend der Harem war.

Seine Wohnung bildete eine kleine Stadt für sich; es waren dort fünf viereckige Türme, eine kleine Moschee, eine grosse Anzahl Hütten, ein Garten und ein Haus, das aus einem grossen Raume bestand, wo er seine Leute empfing, Einheimische und Fremde. Dieses Haus würden wir einen Schuppen nennen. Zwei grosse Pfeiler trugen ein Bund langer Stangen, die mit Lehm beworfen waren, auf diesen ruhten die Querbalken, Zweige von Palmbäumen. Hinten war ein Platz zum Feuer, davor ein Feuerschirm, an jeder Seite waren zwei Stühle, auch mit Lehm beworfen und nach Mahagoniart angemalt. Die Wände waren teils auf europäische teils auf afrikanische Art verziert. Der Saal hatte zwei Thüren,

die eine vorn zur Rechten, die andere am linken Ende des Hauses; von dort gelangte man durch eine schmale Strasse von Hütten zu einer grossen Hütte mit zwei Thüren. Ging man durch diese, so traf man einige Ellen davon einen grossen viereckigen Turm von Lehm, mit einer Thür auf der westlichen Seite. Das Innere desselben war nach der Art, wie man es in den Häusern der Vornehmen in Haussa findet. Es war eine Art von Dom, den acht Bogen bildeten, die vom Boden ausgingen; im Mittelpunkt derselben war ein grosses glänzendes Messingbecken, das statt eines Schlusssteines der Bogen diente, die aus Palmzweigen bestanden und mit Lehm beworfen waren. (Der Lehm dient dazu, die weissen Ameisen abzuhalten, das Holz zu zerstören. Die Verzierungen werden, solange der Lehm noch nass ist, mit den Fingern und einem dicken viereckigen Stabe gemacht.)

Ungefähr in einem Drittel der Höhe der Bogen lief inwendig eine Galerie herum; sie hatte ein Geländer von Holz, das auch mit Thon beworfen war. Drei Stufen führten zu dieser Galerie, von der man alles hören und sehen konnte. Gänge führten von dort zu kleinen Gemächern; jedes hatte ein Fenster, einige schienen als Vorratskammern, andere als Schlafzimmer zu dienen. Der Fussboden des Domes war mit reinem, weissem Sande bedeckt. Die Höhe betrug vom Fussboden bis zu dem messingenen Becken ungefähr zwölf bis dreizehn Meter. Die Luft im Innern war kühl und angenehm, und der Sultan pflegte dort in heissen Stunden zu lesen.

In diesem Palaste wurde am 17. März 1826 Kapitän Clapperton von Bello, dem zweiten Sultan der Fellata, empfangen. Der Herrscher sass auf einem Teppich zwischen zwei Pfeilern, die das Dach eines mit Stroh gedeckten Hauses hielten. Wände und Pfeiler waren blau und weiss angestrichen in maurischem Geschmack, und an der hinteren Wand war ein Feuerschirm gemalt, worauf roh genug ein Blumentopf gezeichnet war. Ein Armstuhl mit einer eisernen Lampe darauf stand an jeder Seite des Schirmes.

„Der Sultan," berichtet Clapperton in seinem Tagebuche über diese Audienz, „hiess mich mehreremal willkommen und fragte, ob ich durch die Reise von Burderawa hierher nicht ermüdet sei? Ich sagte ihm, es sei der angreifendste Teil der ganzen Reise

zwischen Tripolis und Sokoto, und dankte ihm für die Wache, deren Betragen ich nicht verfehlte, nach Verdienst zu loben.

Er legte mir viele Fragen vor über Europa und unsere religiösen Parteien. Er kannte die Namen verschiedener alten Sekten und fragte, ob wir Nestorianer oder Socinianer wären. Um mich aus der Verlegenheit zu ziehen, in welche er mich setzte, antwortete ich nur, wir würden Protestanten genannt.

„Was sind Protestanten?“ fragte er sogleich.

Ich versuchte, so gut es gehen wollte, ihm zu erklären, dass wir vor dritthalbhundert Jahren gegen den Aberglauben, die Albernheiten und Missbräuche, die damals im Schwange waren, protestiert und seit jener Zeit nur alles das befolgt hätten, was in dem Buche unseres Herrn Jesus, wie sie das Neue Testament nennen, geschrieben stände, und daher käme der Name Protestanten. Er legte mir nun noch andere theologische Fragen vor, bis ich endlich genötigt war zu erklären, ich sei in den religiösen Spitzfindigkeiten nicht genug bewandert, um solche Knoten zu lösen, so etwas überliesse ich Leuten, die gelehrter wären als ich. Er befahl dann einige Bücher zu bringen, die dem Major Denham*) gehörten, und sprach sehr bitter über den verstorbenen Bu Kalum, der einen räuberischen Einfall in seine Besitzungen gemacht hätte, und fügte hinzu: „Ich bin überzeugt, der Pascha von Tripolis hat nie die Absicht gehabt, mich mit einer Hand zu schlagen, während er mit der anderen mir ein Geschenk anbietet. Wenigstens ist es eine sonderbare Art, unter Fremden so zu handeln. „Aber was hatte euer Freund da zu thun?“ fragte er plötzlich. Ich versicherte, Major Denham habe nichts gewollt, als einen Ausflug in dies Land zu machen. Als die Bücher kamen, waren es Nautical Almanack, zwei Reviews, Lord Bacons Essays und Major Denhams Tagebuch; alles stellte mir der Sultan auf eine sehr freundliche Weise zu. Ehe ich mich beurlauben konnte, musste ich den Inhalt eines jeden Buches angeben und musste daraus vorlesen, damit er höre, wie unsere Sprache klänge.

Der Sultan ist ein Mann von edlem Ansehen, vierundvierzig Jahre alt, sieht aber jünger aus; er ist fünf Fuss, zehn Zoll gross,

*) Vgl. das Kapitel „Der Sultan von Mandara.“

stattlich von Person, der Bart ist kurz, schwarz und kraus, der Mund klein. Er hat eine schöne Stirn, eine griechische Nase und grosse schwarze Augen. Er trug eine hellblaue, baumwollene Tobe, einen weissen Turban von Musselin und hatte einen Shawl davon, nach der Art der Tuareg über die Nase und den Mund gezogen.

Den Nachmittag ging ich wieder zu ihm. Der Sultan sass in demselben Zimmer, worin er mich den Morgen empfangen hatte. Ich legte ihm jetzt ein Geschenk vor im Namen des Königs von England; es waren folgende Sachen: zwei neue Blunderbüchsen, reich mit Silber verziert, Pistolen mit Doppelläufen, ein Taschenkompass, ein gesticktes Wams, ein scharlachener Burnus mit Silber besetzt, ein Paar scharlachene Hosen, dreissig Ellen rotes Seidenzeug, zwei weisse, zwei rote und zwei ägyptische Shawls zu Turbanen, die letzteren mit Gold verziert, vier Pfund Gewürznelken und Zimmet; drei Kasten mit Schiesspulver, mit Schrot und Kugeln, drei Rasiermesser, drei Taschenmesser, drei Spiegel, sechs Schnupftabaksdosen, drei von Papier und drei von Zinn; ein Guckglas und ein grosses englisches Theebrett, worauf die kleineren Sachen gelegt waren. Er betrachtete ein Stück nach dem anderen. Der Kompass und das Guckglas gefielen ihm sehr, und er schien sehr erfreut, als ich ihm sagte, dass er vermittelst des ersteren zu jeder Zeit Osten auffinden könne, um sich dahin beim Beten zu wenden. Er sagte: „Alles ist wunderbar, aber ihr seid die grösste Merkwürdigkeit von allen!“ Dann fügte er hinzu: „Was kann ich dem König von England geben, was ihm lieb wäre?“

„Der angenehmste Dienst, den ihr dem König von England erweisen könnt, ist der, dass ihr mit Sr. Majestät dahin arbeitet, dem Sklavenhandel an der Küste Einhalt zu thun. Der König von England schickt alle Jahre grosse Schiffe dahin, dort zu kreuzen, bloss um alle Schiffe wegzunehmen, die diesen Handel treiben, und deren Mannschaft kommt ins Gefängnis; und um die unglücklichen Sklaven zu befreien, die in einer unsrer Niederlassungen in Afrika Land und Häuser erhalten.“

„Wie?“ fragte er, „habt ihr denn keine Sklaven in England?“

„Nein; sobald ein Sklave den englischen Boden betritt, ist er frei.“

„Wie bekommt ihr denn Dienstboten?“

„Die mieten wir für bestimmte Zeit und geben ihnen einen gewissen Lohn; niemand darf in England einen anderen schlagen; und die Soldaten selbst werden von der Regierung ernährt, gekleidet und bezahlt.“

„Gott ist gross!“ rief er, „das ist ein herrliches Volk!“

Bei einer anderen Gelegenheit musste Clapperton dem Sultan den „Sonnengucker“ zeigen, wie die Haussa den Sextanten des Reisenden nannten. „Ich zeigte,“ berichtet der Reisende in seinem Tagebuche, „zuerst die himmlischen Körper auf der Planisphäre. Der Sultan kannte alle arabischen Namen der Zeichen des Tierkreises, einiger Sternbilder und mancher einzelner Sterne. Der Sonnengucker ward dann vorgenommen und erregte grosse Bewunderung. Ich musste alles daran erklären. Das alles umkehrende Teleskop war ein Gegenstand des Erstaunens, und ich selbst musste mich etwas entfernt hinstellen, damit der Sultan mich dadurch betrachten konnte, denn seine Leute waren voll Angst, sich dem magischen Einfluss desselben auszusetzen. Zunächst musste ich ihm dann zeigen, wie man die Sonne beobachtete. Der Kasten des künstlichen Horizontes, wozu ich den Schlüssel verloren hatte, war etwas schwer aufzumachen, und ich bat daher die Nahestehenden um ein Messer; das mir gegebene war zu klein, und unvorsichtigerweise fragte ich nach einem Dolch, um diesen zum Aufmachen zu gebrauchen. Der Sultan bekam einen Schreck; er fasste sogleich sein Schwert, zog es halb aus der Scheide, legte es vor sich hin und zitterte wie ein Espenlaub. Ich hielt es für klug, zu thun, als ob ich seine Bestürzung nicht bemerkte, obgleich ich es eigentlich war, der wirklich etwas zu befürchten hatte, und da ich den Dolch erhielt, öffnete ich ruhig den Kasten und gab die Waffe dem Eigentümer zurück, dem Scheine nach ganz unbefangen. Als der künstliche Horizont aufgestellt war, sah der Sultan nach der Sonne, sowie seine ganze Umgebung, und mein Verstoss gegen die Etikette schien völlig vergessen.“

Clapperton regte wiederholt die Frage der Bekämpfung des Sklavenhandels und der Handelsbeziehungen mit England an. Der Sultan erklärte sich auch bereit, dem König von England einen Platz am Meere(!) anzuweisen, von wo eine Strasse bis Sokoto gebaut werden sollte.

Auf die Frage, ob das Land, das er verschenken wolle, auch ihm wirklich gehöre, erwiderte er: „Ja, Gott hat mir alles Land der Ungläubigen gegeben!“ Das war eine Antwort, die keinen Widerspruch zuliess.

Diese Pläne des Sultans, deren Verwirklichung noch in nebelhafter Ferne lag, beunruhigten die Araber, welche den Handel mit Europa auf dem Wüstenwege in ihren Händen hatten. Seit jenem Augenblicke begannen sie gegen Clapperton zu intrigieren und waren auch später Feinde anderer Reisenden. Von ihrem Standpunkte aus hatten sie instinktmässig die Gefahr erkannt; denn die Konkurrenz des europäischen Handels in jenen Gebieten ist namentlich in der letzten Zeit immer drohender geworden. Während die Mahdisten den östlichen Sudan von Europa abgeschnitten haben, dringt im Westen der europäische Einfluss unaufhaltsam vor, und die Rivalität der Deutschen, Engländer und Franzosen scheint die wirkliche Erschliessung dieser Gebiete von Innerafrika zu beschleunigen.

Der Sultan hatte einige Kenntnisse von den politischen Gestaltungen in Europa. „Ihr seid ein ausgezeichnetes Volk,“ sagte er in Bezug auf die Engländer, „das stärkste von allen christlichen, ihr habt ganz Indien unterjocht!“ Er erfuhr aber auch von dem Reisenden Neues über Neues. Er hatte auch von den europäischen Zeitungen gehört und nannte sie „Neuigkeiten der Welt“; als er aber hörte, dass täglich Tausende gedruckt würden, rief er: „Gott ist gross! Ihr seid ein wunderbares Volk!“ Er sah auf dem Sattel Clappertons die Firma des Sattlers (Laurie, Oxford Street, London), hielt sie für eine Zauberformel und verlangte den Sinn zu wissen. Der Reisende erklärte ihm, dass in England gewöhnlich jeder Handwerker seinen Namen an die von ihm gefertigten Sachen setzte, da dies, wenn sie gut wären, ihn bekannt mache.

Der Sultan, von diesem allen entzückt, wünschte sich aus England einen Arzt, einen Konsul, Flinten und Raketen; er drückte auch diese Wünsche in einem Schreiben an den König von England aus, das er Clapperton mitgab. Kein Wunder; denn die Sicherung der Herrschaft ist stets eine der ersten Pflichten der Sudanfürsten, und auch König Bello musste oft Krieg an den Grenzen des Landes führen und im Innern mit Widerspenstigen aufräumen.

Clapperton lernte auch den Scharfrichter von Sokoto kennen. Der Reisende sass eines Tages im Schatten vor der Thüre seines Hauses, als ein schlecht aussehender Kerl mit einer teuflisch grinsenden Miene hinzutrat und sich gerade vor ihm niedersetzte. Clapperton fragte einen Vornehmen aus Sokoto, den Sidi Scheich, der gerade bei ihm zu Besuch war, wer der Mensch sei; mit grosser Ruhe erwiderte jener: „Der Scharfrichter.“ Sogleich befahl der Engländer seinen Leuten, ihn hinauszuwerfen.

„Ruhig, ruhig,“ fiel indessen Sidi Scheich ein, indem er seine Hand auf die Clappertons legte, „er besucht die vornehmsten Leute in Sokoto, und sie lassen ihn nie gehen, ohne ihm einige Goranüsse zu schenken oder Geld, sie zu kaufen.“

Clapperton verstand den Wink, liess dem Kerl vierzig Kauris geben und befahl ihm, nie wieder seine Schwelle zu betreten. Der Scharfrichter hatte eine düstere Vergangenheit. Er war der Bruder des Scharfrichters in Jakoba, woher er stammte. Dort wendete er sich an den Gouverneur, um die Stelle seines Bruders zu erhalten, da er, wie er sagte, geschickter sei als dieser. Ganz kalt erwiderte der Gouverneur: „Wir wollen's versuchen! Geh! Hole den Kopf deines Bruders!“ Sogleich ging er fort, seinen Bruder aufzusuchen, fand ihn vor seinem Hause sitzend, und ohne Geräusch, ohne ein Wort zu sagen, hieb er ihm mit einem Schwertstreiche den Kopf ab. Diesen brachte er dem Gouverneur, forderte die Belohnung einer so entsetzlichen Wildheit und bekam die Stelle. Da der Sultan später einen geschickten Mann zum Kopfabschlagen nötig hatte, liess er ihn nach Sokoto kommen, wo er bald nach seiner Ankunft beim Enthaupten von zweitausend Tuareg zu thun hatte, die in Verbindung mit den Rebellen von Gobirr das Land auszuplündern versucht hatten, aber alle gefangen wurden.

In Sokoto wohnte auch der präsumtive Thronfolger, Bellos Bruder.

Nach dem Tode seines Vaters liess er sich gegen den rechtmässigen Thronfolger Bello zum Sultan ausrufen, und zwar aus dem Grunde, weil sein Bruder einmal gesagt haben soll, er wolle dem Glanze der Herrschaft für die Ruhe eines der Wissenschaft und dem Gottesdienst geweihten Lebens entsagen. Die Thronbesteigung Atikos glich eher einer Komödie. Er hatte die Dreistigkeit,

in Bellos Palast oder besser gesagt Residenzgehöft zu gehen, mit Trommeln und Trompeten, und als Bello nach der Ursache des Lärmes fragte, erhielt er die erste Nachricht von der Treulosigkeit seines Bruders durch die Antwort: „Der Sultan Atiko ist gekommen!“ Bello blieb ruhig und liess den Usurpator einfach zu sich holen. Zur Rede gestellt, bezog sich dieser zu seiner Rechtfertigung auf jene Erklärung seines Bruders. Bello erwiderte nur: „Geh und lege den Schmuck ab, oder ich lasse dir den Kopf zu Füssen legen!“ Atiko wusch seine Hände in Unschuld, und die Revolte hatte ein Ende. Seit jener Zeit lebte Atiko in Zurückgezogenheit und war ohne jeden Einfluss.

Clapperton besuchte ihn, da er einige der Sachen Denhams hatte, die jener auf dem Zuge gegen die Fulbe in Mandara verloren hatte.

„Des Prinzen Wohnung,“ erzählt Clapperton in dem Tagebuch seiner ersten Reise, „liegt wie die aller anderen Vornehmen dieses Landes in einem grossen viereckigen Raum, der durch hohe Lehmmauern eingeschlossen ist; ein hoher Turm ist am Eingange; in demselben faulenzen bei Tage einige Sklaven oder Leute von einer Leibwache, des Nachts schlafen sie daselbst. Der innere Raum ist voll von Hütten; einige waren sehr verfallen. Atiko erzählte mir, er habe eine grosse Anzahl Sklaven, und bei ihm waren mehrere Frauen, einige sehr schön. Nach seiner Angabe besass er zweihundert Zibethkatzen; zwei davon zeigte er mir: die Tiere waren sehr wild, und jede in einem eigenen hölzernen Käfig. Sie massen ungefähr vier Fuss von der Schnauze bis zur Schwanzspitze, und abgerechnet, dass der Leib verhältnismässig länger ist, sowie auch der Schwanz, haben sie grosse Ähnlichkeit mit kleinen Hyänen. Man füttert sie mit zerstossener Hirse und getrockneten Fischen, woraus man Klumpen macht. Einen Morgen um den anderen nimmt man ihnen den Zibeth mit einer Muschelschale, wobei das Tier in eine Ecke getrieben und der Kopf mit einem Stock festgehalten wird. Der Prinz bot mir so viele zum Kaufe an, als ich haben wollte, sie schienen mir aber keine wünschenswerten Reisegesellschafter. — Atiko ist ein kleiner hagerer Mann mit einem vollen Gesichte und einer Affenphysiognomie. Er spricht langsam und leise. Die Fellatas versichern, er sei brav, aber zugleich geizig und grausam.

„Wäre er Sultan," sagen sie, „so würden Köpfe im Sudan fliegen!"

Clapperton war auf Atiko nicht gut zu sprechen, weil er um die alten Jacken und Handtücher von Denham über Gebühr feilschte. So schlecht war aber Atiko nicht, wie später seine Regierung bewies.

Wenden wir uns jedoch dem Sultan Bello wieder zu. Er musste, wie wir bereits erwähnt haben, von Zeit zu Zeit zum Schwerte greifen, um die Rebellen, welche die neue Herrschaft der Fellata abschütteln wollten, zu züchtigen. Wir kennen den Fanatismus der Mohammedaner, und im Verfolg unserer Schilderungen haben wir namentlich im östlichen Sudan von wirklich ritterlichen Kriegsthaten berichten können. Hier im Westen liegen die Verhältnisse anders.

Folgen wir dem Sultan Bello auf seinem Zuge, den er gegen die Hauptstadt der Rebellen von Gobirr, gegen Coonia, unternahm. Vor der am Arme eines Flusses gelegenen Stadt hatte sich die Armee von Sokoto und den Vasallenstaaten angesammelt. Am 16. Oktober versammelten sich die Statthalter der verschiedenen Provinzen um den Sultan, und es wurde beschlossen, zum Angriff zu schreiten. Wir müssen diesen sonderbaren Angriff Clapperton, der an ihm teilnahm, erzählen lassen, um die Wirkung nicht zu schwächen.

„Nach dem Mittagsgebet machten sich alle auf, ausgenommen die Eunuchen, Kameltreiber und andere Leute, die darauf zu sehen hatten, dass nichts gestohlen werde, und marschierten zu Fuss und Pferde gegen die Stadt. Ich folgte und schloss mich dem Gadado an. Auf dem Marsche waren alle bunt durcheinander, Fussvolk und Reiter, in der entsetzlichsten Verwirrung, alle ritten vorwärts: bisweilen geriet das Gefolge des einen Führers unter das eines anderen; dann wurden die Schwerter halb entblösst, aber alles endete mit einem trotzigen Gesicht oder einer Fratze. Wir waren bald bei Coonia.

Jeder Anführer nahm, sowie er heranrückte, seine Stellung ein, die ihm wahrscheinlich vorher bestimmt war. Die Zahl der die Stadt Angreifenden mochte sich auf fünfzig- bis sechzigtausend Mann belaufen: zu Fuss und zu Pferde; die Fusssoldaten betrugen

davon neun Zehntel. Die Reiter blieben in der Entfernung, dass kein Pfeil sie treffen konnte, die Fusssoldaten näherten sich, je nachdem sie Mut oder Lust hatten, und unterhielten ein ununterbrochenes Feuer aus gegen dreissig Musketen und schossen mit Pfeilen; die Kerle liefen, sobald sie abgeschossen hatten, zurück, wo kein Pfeil sie treffen konnte, um wieder zu laden; alle waren Sklaven; kein Fellata hatte ein Feuergewehr; die Feinde schossen wenig, aber sicher, und fehlten selten ihren Mann. Bisweilen sprengte ein Reiter zum Graben hinan, schwang seinen Speer und deckte sich sorgsam mit seinem Schilde, kehrte dann eiligst zu seinem Haufen zurück, und gewöhnlich rief er dann: „Schilde gegen die Mauer! Ihr Leute des Gadado oder Atago! Warum eilt ihr nicht gegen die Mauer?“ Einzelne entgegneten ihm: „O, ihr habt einen grossen Schild, euch zu decken!“ Immerfort hörte man, wie die Führer ihren Kriegern zuriefen: „Schilde gegen die Mauer!“ Aber es half nichts; keiner rückte vor. Endlich gingen die Leute in gesteppter Rüstung gegen die Stadt, auf Befehl. Sie sahen in der Entfernung nicht übel aus; ihre Helme waren oben mit schwarzen und weissen Straussfedern geziert, Zinnstücke glänzten an den Seiten, ihre langen, gesteppten Röcke, von hellen Farben, reichten über einen Teil des Schwanzes vom Pferde und hingen an den Seiten herab. Auch der Pferdehals war bedeckt, den Kopf schirmte vorn eine Platte von Messing oder Zinn und ein halbrundes Stück jede Seite. Der Reiter hatte einen grossen Speer; sein dicker Rock behinderte ihn so, dass zwei Leute ihm helfen mussten, wenn er aufsitzen wollte. Jeder Gouverneur hatte sechs solcher und der Sultan ebenfalls. Ich glaubte anfänglich, die Fusssoldaten würden unter dem Schutz dieser unbehilflichen Maschinen anrücken; das geschah nicht; sie gingen allein vor, so rasch ihre armen Pferde gehen konnten, d. h. in langsamem Schritt. Die Feinde in Coonia hatten eine Muskete, und die that Wunder, ein Schuss tötete den vordersten der Reiter, der wie ein Mehlsack vom Pferde fiel; Pferd und Mann schafften drei Fussgänger zurück.

Der Ruf „Allahu Akbar!“ oder „Gott ist gross!“ lief wenigstens alle Viertelstunden durch das ganze Heer (es ist das Feldgeschrei der Fellata); aber weder dies noch „Schilde gegen die Mauer!“ oder „Warum rücken die Leute des Gadado nicht an!“ brachte irgend

eine Wirkung hervor, und es schien, als ob sie eher untereinander handgemein werden wollten, wenn die Führer sie antrieben, als dass sie dem Feinde entgegen gingen. Es waren im Heere drei Araber aus Ghadames, ganz bewaffnet. Der eine war Hameda, des Sultans Handelsmann; er ritt ein schönes, schwarzes Tuaregpferd, führte Lanze und Schild, eine arabische Flinte, ein Paar Pistolen, ein Musketon, einen Säbel und Dolch. Die beiden anderen, Abdelkrim und Beni Omar, waren bewaffnet mit Flinte, Pistolen, Säbel und Dolch; jener ritt, Omar war zu Fuss; ein Schuss aus Coonia riss ihm, bald im Anfange des Gefechts, seine Patrontasche fort. Hameda und Abdelkrim blieben immer hinter dem Sultan und Gadado und schrieen immer tüchtig mit: „Allahu Akbar!“

Am nützlichsten und ebenso tapfer, als irgend einer von uns, war eine alte Sklavin des Sultans aus Zamfra, wo sie, wie sie sagte, die fünf vorhergehenden Statthalter aufgezogen hatte. Sie war von dunkler Kupferfarbe, der Kleidung und dem Aussehen nach glich sie den Weibern der Eskimo bei Capt. Lyon. Sie hatte ein langgestrecktes, hellbraunes Pferd, mit einem schlechten Schweif, gestutzten Ohren, Mähnen, als ob die Katzen einen Teil abgefressen hätten, und es war eben nicht sehr kräftig. Sie ritt nach Männerart, ein kegelförmiger Strohhut schützte ihr Gesicht gegen die Sonne, sie trug ein kurzes, schmutziges, weisses Nachtkleid, weite schmutzige Hosen, grosse hohe Haussastiefeln und hatte Peitsche und Sporen. An ihrem Sattel hing wohl ein halbes Dutzend Kürbisse mit Wasser gefüllt und eine kupferne Schale, daraus zu trinken. Sie erquickte Verwundete und Durstige, und ich war ihr sehr verpflichtet; sie gab mir zweimal von ihrem Wasser; infolge der Hitze und des Staubes quälte uns der Durst entsetzlich.

Viele, die müde waren, suchten den Schatten auf und holten sich Wasser aus dem Flusse. Als die Sonne sich dem Untergange näherte, stieg der Sultan ab, und sein Schild ward über ihn gehalten, ihm Schatten zu gewähren. So blieben wir bis Sonnenuntergang; dann stieg der Sultan wieder zu Pferde, und wir kehrten ins Lager zurück. Ein kläglicheres Gefecht als das heutige kann man sich nicht denken; obgleich die Mohammedaner an Prädestination glauben, so habe ich doch keinen einzigen gesehen, der demgemäss handelte. Die Feudaltruppen sind gar jämmerlich; sie sind

mehr bei der Hand, untereinander zu kämpfen, als mit dem Feinde ihres Königs und Landes, und selten handeln sie in Übereinstimmung. In der Nacht wurden wir durch die Leute von Coonia vom Wasser abgeschnitten. Sie machten einen Ausfall; es entstand ein Geschrei; da stürzten Reiter und Fussvolk aus Zamfra in buntem Gedränge über uns weg, um so schnell als möglich der Gefahr zu entgehen. Ich hatte mich nicht ausgekleidet, mein Pferd stand gesattelt, und ich liess die Kamele beladen durch meine Sklaven, die eben so gern davon gelaufen wären; ich schickte sie dann mit den Kamelen des Gadado zugleich weg.

Die Fahnen der Fellatas sind weiss, der Stab ist ein Palmzweig; Sklaven tragen sie, nicht ehrenwerte Männer. Vor dem Sultan werden sechs getragen, vor jedem Statthalter zwei. Sie haben alle weisse Toben und Beinkleider, als ein Emblem ihrer Reinheit im Glauben und in ihren Gesinnungen."

Als am anderen Morgen die Nachricht kam, der Feind rücke aus der Festung vor, trat das Heer einen fluchtartigen Rückzug an, und der jämmerliche Feldzug war zu Ende.

König Bello war aber auch ein Friedensfürst, der sich viel mit Wissenschaften beschäftigte. Über arabische Bücher, die ihm vom König von England geschenkt wurden, war er sehr erfreut; ja er hat selbst ein geographisches Werk über Afrika geschrieben. Kapitän Clapperton brachte einen Auszug aus demselben nach Europa, und wir möchten zur Probe der königlichen Darstellung wenigstens den Anfang hier abdrucken. Er lautet:

„Im Namen Gottes des Barmherzigen, Gütigen, u. s. w. Dies ist ein Auszug aus dem Werke, das den Titel führt: „Der Auflöser der Schwierigkeiten in der Geschichte des Landes Tak-roor," verfasst von der Zierde seiner Zeit, von dem, der seines gleichen unter seinen Zeitgenossen nicht hat, dem Fürsten der Gläubigen, Verteidiger des Glaubens, dem Sohne des Wunders seiner Zeit, des edlen Scheich Othman u. s. w.

Erster Teil.

Geographischer Bericht.

Erster Abschnitt.

Die erste Provinz dieses Gebietes Tak-roor auf der Ostseite ist, wie man annimmt, Fur (Darfor); zunächst daran auf der west-

lichen Seite sind Wadaï und Bagirmi. Fur ist ein grosses Land, enthält Waldungen, Flüsse und Felder, die gut zum Anbau sind. Die Einwohner bestehen teils aus ehemals herumziehenden Leuten, die sich angesiedelt haben, teils aus Arabern, die noch umherwandern, und es enthält eine grosse Anzahl Hirten oder Händler mit Rindvieh. Die Nahrung dieser Bewohner ist Hirse oder Erbsen. Die Lehre Mohammeds verbreitet sich sehr in dieser Provinz, und der grösste Teil der Einwohner unternimmt die Pilgerschaft; auch haben sie, wie man sagt, grosse Achtung vor den Pilgrims und stören sie nicht auf ihrem Wege.

Die Bewohner von Wadaï und Bagirmi sind fast von derselben Art. Bagirmi ist aber jetzt fast verödet; die Ursache ihres Unglücks soll nach ihrer Angabe das üble Betragen ihres Königs gewesen sein, der in seiner Leichtfertigkeit und Ausgelassenheit so weit ging, dass er seine eigene Tochter heiratete. Gott der Allmächtige erregte den Sabun, den Herrscher von Wadaï, gegen ihn zu ziehen, ihn zu vernichten, und zur selben Zeit sein ganzes Land zu verheeren und die Häuser unbewohnt zu lassen, als ausgezeichnete Züchtigung seiner Gottlosigkeit.

Die Provinzen sind im Norden begrenzt durch Wüsten und trockenen Sand, wohin nur im Frühling Hirten ziehen, im Süden durch viele andere Länder, die von mannigfaltigen Stämmen aus dem Sudan bewohnt werden, von denen jeder eine eigene Sprache spricht und unter welchen Mohammeds Lehre noch nicht sehr verbreitet ist.

An dieses Land Bagirmi stösst auf der Westseite die Provinz Bornu, die Flüsse, Wälder und grosse sandige Strecken enthält. Sie ist immer gut bevölkert gewesen, besser selbst als das vorher erwähnte Land, und ihrer Grösse und Ausdehnung kommt kein Teil dieser Erdgegend gleich. Die Einwohner sind Berber, Fellata, die vorher erwähnten Araber und viele Sklaven der Berber. Diese Berber sind von den Nachkommen derer, die zuerst das Land zwischen Zendsch und Abessinien bewohnten und die aus Yemen durch Hemeera vertrieben wurden; nach ihrer Niederlassung in diesem Lande durch Africus.

Als Africus über Yemen herrschte und die Berber in Syrien, wendeten sich die Bewohner des letzteren, die von frevelhaften und

gottlosen Herrschern bedrückt wurden, an Africus, um sie zu befreien, und erklärten ihn für ihren rechtmässigen Herrn. Er zog gegen die Berber und schlug und vernichtete sie, nur die Kinder führte er nach Yemen als Sklaven und Soldaten. Nach seinem Tode und nach Verlauf langer Zeit empörten sie sich gegen Hemeera, der damals über Yemen herrschte. Er kämpfte und trieb sie aus dem Lande; daher wanderten sie nach einer Gegend in der Nähe von Abessinien, wo sie Zuflucht suchten. Sie kamen dann nach Kanem und liessen sich dort nieder als Fremde unter der Herrschaft der Tuareg, eines ihnen verwandten Stammes. Bald aber empörten sie sich gegen diese und bemächtigten sich des Landes. Da das Glück ihnen günstig war, so blühte ihr Reich eine Zeitlang, und ihre Herrschaft erstreckte sich bis ans Ende dieses Erdstriches, und Wadaï und Bagirmi und das Land Haussa waren in ihrem Besitz. Im Laufe der Zeit indes ward ihre Herrschaft schwach und ihre Macht zerfiel."

Im zweiten Kapitel giebt er noch weitere Auskünfte über den Ursprung der Berber.

„Diese Berber," sagt er, „sind eine Nation, Nachkommen Abrahams; obgleich man angiebt, sie stammten von Japhet, und nach anderen von Gog und Magog, den der zweigehörnte Alexander (der Grosse) einmauerte; ein Stamm von ihnen aber, der zu dieser Zeit gerade in Ghair-oon war, blieb dort und verheiratete sich mit Türken und Tataren. Es ist gleichfalls gesagt, dass die Berber von den Kindern des Jan oder Jiin (Dämon) abstammen auf folgende Weise: Eine Anzahl von ihnen war nach Jerusalem gegangen, schlief in der Ebene daselbst die Nacht hindurch, und ihre Weiber wurden schwanger von dem Jiin dieser Gegend. Deshalb sind sie von Natur zum Blutvergiessen, Plündern und Fechten geneigt."

Sultan Bello zeichnete auch für Clapperton eine Karte von „Mittelafrika," die allerdings nicht über das eigentliche Sokotoreich hinausreichte. Über den Niger, den er Kowara nannte, hatte er keine klare Vorstellung; er dachte, dass derselbe, etwa dem Laufe des Benue entsprechend, sich nach Osten fortsetze und nach Ägypten fliesse, wo er alsdann Nil genannt werde. So war denn der Fellatakönig kein grosser Weiser und nicht einmal mit den Ergebnissen der älteren arabischen Forschung vertraut. Immerhin

ist es wohl bemerkenswert, dass es im Herzen von Afrika überhaupt derartige Herrscher giebt.

Sultan Bello wurde auch in der ersten Zeit in Europa rühmend anerkannt; später gelangte er bei den Engländern in Misskredit, aber, wir möchten sagen, mit Unrecht. Clapperton kam zu ihm zum zweiten Male. Er hatte diesmal den Weg von der Westküste eingeschlagen und wollte von Sokoto mit Briefen des Königs von England nach Bornu gehen. Diesem Plane stellten sich unvorhergesehene Schwierigkeiten entgegen.

Während Clapperton in England war, brachen zwischen Bornu und Sokoto Feindseligkeiten aus. Der Sultan von Bornu fiel raubend und plündernd in die Haussastaaten ein. Als nun Clapperton in Haussa ankam, wurde er von Bello auf das freundlichste empfangen; das gute Verhältnis begann sich erst zu trüben, als der Sultan erfuhr, dass Clapperton nach Bornu gehen wolle. Was wollte der Engländer bei seinem Feinde? Die arabischen Kaufleute, welche in Sokoto weilten, benutzten diese Gelegenheit, um bei dem Sultan Argwohn gegen die Europäer und Christen zu erregen. Sie sprengten das Gerücht aus, die Engländer wollten Mittelafrika ebenso erobern, wie sie Indien erobert hätten, und die englischen Reisenden seien weiter nichts als Spione, welche das Land erkundschaften und Sokoto in erster Linie an Bornu verraten wollten. Diese Verdächtigungen fielen auf einen dankbaren Boden. Zunächst wurde Clapperton freigestellt zu reisen, wohin er wolle, nur nach Bornu sollte er nicht gehen. Clapperton wollte davon nichts hören und bestand entschieden auf seinem Plan auch in einer Versammlung von Würdenträgern, welche der Sultan berief. Seine entschiedene Sprache hatte keinen Erfolg, und die Araber sprachen laut, um den Sultan aufzubringen: „Hört, wie der Mann mit dem Beherrscher der Gläubigen spricht!“

Die Angelegenheit nahm eine ernstere Wendung, als noch das Gerücht ausgesprengt wurde, der Reisende wolle Feuerwaffen als Geschenk an den Herrscher von Bornu überbringen. Clapperton wurde zum Sultan von Sokoto bestellt, und dieser liess sich zunächst den Brief an den Herrscher von Bornu aushändigen; er behauptete anfangs, er wolle nur die Adresse sehen, gab aber den Brief nicht zurück. Nachdem man Clapperton entlassen, wurde das Schreiben

erbrochen, und später konfiszierte der Sultan die Gewehre, die Clapperton mit sich führte, und die Geschenke, die für den Scheich el Kanemi von Bornu bestimmt waren. Der Sultan motivierte dabei seine Handlungsweise damit, dass er seinem Feinde unmöglich Waffenzufuhren gestatten könne und dass er sich an den für denselben bestimmten Geschenken schadlos halten wolle für die Räubereien, die dieser in seinem Lande gemacht habe. Wenn man objektiv urteilt, kann man Sultan Bello diese Handlungsweise nicht als eine Schandthat anrechnen, da er persönlich dem Reisenden kein Leid zufügte. Die Spionriecherei treibt selbst in zivilisierten Ländern die wunderbarsten Blüten, und dass zu Kriegszeiten für den Feind bestimmte Geschenke konfisziert werden, ist auch ziemlich erklärlich. Es mochte Clapperton höchst peinlich sein, die sorgfältig ausgearbeiteten Reisepläne vereitelt zu sehen, aber er hätte auch die Lage der Dinge berücksichtigen sollen. Er nahm sich das Vorgehen Bellos sehr zu Herzen, und da er bereits seit längerer Zeit fieberkrank war, so wirkte diese Enttäuschung nachteilig auf seine Gesundheit. Er wurde kränker und kränker und starb in Sokoto, gepflegt von seinem Diener Richard Lander, welcher das Tagebuch des Reisenden später nach Europa brachte. In England behauptete man, der Sultan habe den verdienstvollen Reisenden vergiften lassen; aber diese Anschuldigung entbehrt jeder Begründung. Sultan Bello hat im grossen und ganzen die europäischen Reisenden freundlich behandelt.

Mohammed Bello, eine der interessantesten Gestalten auf dem Throne von Sokoto, starb im Jahre 1832, und auf ihn folgte sein Bruder Atiku, der kurz, nur bis zum Jahre 1837, regierte. Der Mann, der um die alten Hemden und Jacken Denhams so eifrig gehandelt und eine Komödie bei der Thronbesteigung seines Bruders aufgeführt hatte, sah sich also dennoch am Ziel seiner Wünsche, und als Regent erwies er sich besser als sein Ruf; denn in den Haussalanden herrschte unter ihm Ruhe und Sicherheit. Sein Nachfolger wurde Aliu, der Sohn Mohammed Bellos, der uns insofern ein näheres Interesse einflösst, als unter seiner Regierung der berühmte deutsche Reisende Heinrich Barth das Sokotoreich auf seinem denkwürdigen Zuge nach Timbuktu besuchte.

Sultan Aliu.

Nicht in der Residenz, sondern wieder auf einem Kriegszuge befand sich Sultan Aliu, als Heinrich Barth mit ihm zusammentraf. Das Lager bot einen malerischen, ja eindrucksvollen Anblick; denn die Abenddämmerung war bereits eingebrochen, als die Audienz stattfinden sollte. Dabei war der Himmel von dickem Gewölk geschwärzt, an dem von Zeit zu Zeit Blitze aufzuckten, während der Donner unaufhörlich dumpf rollte. Noch fiel kein Regentropfen, aber aus der Ferne kündigte die Regenzeit ihre Annäherung an. Rings herum auf den Feldern, soweit das Auge reichte, leuchteten zahllose Lagerfeuer, um welche die buntgemischten Krieger der Haussavölker sich gruppierten. Diese Szenerie machte den Eindruck der Audienz zu einem wirklich feierlichen; denn sonst fehlte hier im Lager jeder fürstliche Pomp, was die Ausstattung der Wohnung anbetraf.

Alius Quartier lag im nördlichen Teil eines Dorfes, und hier erwartete der Beherrscher der Gläubigen, auf einer Thonbank unter einem Baume sitzend, den berühmten Afrikaforscher. Die Begrüssung war ausserordentlich feierlich; Aliu schüttelte Barth die Hand und bat den Reisenden, ihm gegenüber Platz zu nehmen.

Barth brachte dem Sultan Grüsse von der Königin von England und ging auf seine Mission an diesem Hofe ein. Die Bekämpfung des Sklavenhandels stand diesmal im Hintergrunde; man hatte sich abgewöhnt, solche fromme Wünsche Sultanen im innersten Afrika vorzutragen. Barth, der im Auftrage Englands reiste, wünschte nur einen Freibrief, der allen englischen Kaufleuten bei einem Besuche des Haussagebietes in Handelszwecken volle Sicherheit für ihre Person und ihr Eigentum gewährte. Ein zweites persönlich wichtiges Anliegen bezog sich auf die Erlaubnis, die Reise nach Timbuktu fortsetzen zu dürfen.

Wie schön klang die Antwort des Herrschers. Ohne Rückhalt und in der wohlwollendsten Weise willfahrte er beiden Gesuchen Barths, indem er erklärte, dass sein grösstes Vergnügen darin bestehen würde, Barth mit allen seinen Kräften in dem Unternehmen zu unterstützen, da er bloss menschenfreundliche Zwecke verfolge und nur dazu dienen

könne, weit voneinander lebende Nationen einander näher zu rücken. Seltsame Worte im Munde eines afrikanischen Fürsten! Der Sultan knüpfte daran an die Lebensschicksale des Kapitän Clapperton. Er entschuldigte sich, dass der Kriegszustand, welcher damals zwischen Bello und dem Scheich el Kanemi herrschte, den ersteren gezwungen habe, die Reise Clapperton nicht zu gestatten. Allerdings befand sich bei dieser Audienz Sultan Aliu in einer unangenehmen Lage; denn im Osten der Haussastaaten herrschten wieder Kriegszustände mit Bornu, und Barth kam gerade von dort nach Haussa — der Sultan von Bornu hatte andere Ansichten über die Gefährlichkeit geographischer Reisenden.

Während dieser ersten Audienz konnte Barth das Antlitz des Sultans nicht sehen, da es zu dunkel war; auch die Geschenke, die er für diesen mitgebracht hatte, konnten zu einer so ungelegenen Zeit nicht überreicht werden. Diese Förmlichkeit wurde bis zur zweiten Audienz am nächsten Morgen verschoben. Was schenkte er dem Beherrscher der Gläubigen? Da war zuerst ein prächtiger Burnus (arabischer Mantel) mit Kapuze, von rotem Atlas und mit gelbem Atlas gefüttert, ein Burnus von gelbem und ein anderer von braunem Tuch; ein weisser Helali-Burnus von der feinsten Qualität; ein roter Tuchkaftan mit Goldstickerei; ein Paar rote Tuchhosen; ein Stambul-Teppich; drei Zuckerhüte; drei Turbane und eine rote Mütze; dazu kamen zwei Rasiermesser, ein halbes Dutzend Messer, und Gewürze, Nelken u. dergl. Den wichtigsten Teil aber bildeten ein Paar reich mit Silber ausgelegte Pistolen in samtenen Halftern.

Diese Geschenke band Barth in fünf Taschentücher zusammen und begab sich mit ihnen zum Sultan.

Aliu sass in einem aus Rohr gebauten Gemache auf einem aus leichtem Holz verfertigten Ruhebette. Jetzt konnte Barth den Häuptling genau betrachten. Er fand in ihm einen untersetzten Mann von mittlerer Grösse und mit einem runden, vollen Gesichte, das deutlich eher die Züge seiner Mutter (einer Haussa-Sklavin) als diejenigen seines Vaters Mohammed Bello, eines freien und edlen Fulbe, zeigte; er war gutmütig und voll guter Laune.

Auch seine Kleidung war überaus einfach und legte ebenfalls Zeugnis davon ab, dass er den reinen Pullo-Charakter aufgegeben

hatte; denn sie bestand fast nur in einem Hemde von grauer Farbe. Auch sein Gesicht war unverhüllt, während sein Vater Bello selbst in seiner Privatwohnung wenigstens vor einem Fremden niemals verfehlte, dasselbe zu verhüllen.

Nachdem die Frage des Freibriefes erledigt war, besah sich Aliu die Geschenke und drückte zu wiederholten Malen seine Freude darüber aus, aber als er der Pistolen ansichtig wurde, die Barth absichtlich bis zuletzt zurückbehalten hatte, gab er seinen Gefühlen in der unzweideutigsten Weise freien Lauf. Barths Hände wiederholt drückend, sagte er: „Nagode, nagode barka, Abd el-Kerim, barka!“ (Meinen besten Dank, Abd el-Kerim, Gott segne dich!) Es war klar, dass er nie zuvor etwas diesen reich verzierten Pistolen Ähnliches gesehen hatte, wie sie denn auch von den Kenneraugen des Herrn Warrington in Tripolis ausgesucht worden waren.

Er revanchierte sich königlich; denn kaum war Barth in sein Zelt zurückgekehrt, als ihm der Galadima als Geschenk des Königs eine Summe von 100 000 Kurdi überbrachte, damit Barth in der Abwesenheit des Sultans die Ausgaben seines Hauses bestreite. Die Summe 100 000 klingt zwar sehr schön, aber in Wirklichkeit übersteigt sie nicht den Wert von etwa 150 Mark.

Beinahe ein Menschenalter war seit der Zeit verflossen, wo Clapperton zum zweiten Male das Sokotoreich bereist hatte. Einen Aufschwung, einen Fortschritt konnte Barth unter der Regierung Alius nicht bemerken, wenn er die Schilderungen seines Vorgängers mit den Zuständen, wie er sie erblickte, verglich. Die Hauptstadt des neugegründeten Reiches war eher im Verfall als im Aufblühen begriffen. Die Moschee, die zu Clappertons Zeiten gebaut wurde, lag ganz in Ruinen da, der „Palast“ Bellos befand sich gleichfalls in schlechtem Zustande. Sokoto war nur noch durch seinen Markt bedeutend.

Dieser bot selbst bei dem herabgekommenen Zustande der Stadt einen sehr interessanten Anblick dar: zahlreiche Gruppen von Leuten, Käufer sowohl wie Verkäufer, und Lasttiere der verschiedensten Art — alles in malerischen Gruppen über den Felsabhang zerstreut.

Der Markt war, als ihn Barth sah, ziemlich stark besucht und gut versehen; er enthielt etwa 30 Stück Pferde, 300 Stück Schlacht-

vieh, 50 Lastochsen und eine grosse Menge Lederarbeiten, vorzüglich Beutel, Kissen und ähnliche Artikel (Lederarbeiten bilden nämlich noch heute den berühmtesten Manufakturzweig in Sokoto, indem das hier verarbeitete Leder sehr fein und schön ist). Dann waren mehr als 100 Zäume zum Verkauf ausgestellt, ferner eine grosse Menge Eisen, wie denn das Eisen von Sokoto im Gegensatz zu dem sehr schlechten von Kano von ausgezeichneter Güte und sehr gesucht ist. Auch eine grosse Menge Sklaven wurde feilgeboten, und sie wurden teurer verkauft als man erwarten sollte, — für einen Burschen von sehr unbedeutendem Äusseren wurden 33 000 Muscheln bezahlt.

Der Sultan residierte damals weniger in Sokoto als in der nahe gelegenen Hauptstadt Wurno.

Als Barth von Timbuktu zurückkehrte, war der innere Zustand des Reiches nicht besser geworden. Die einzelnen Stämme führten gegeneinander Raubzüge aus, und selbst in der unmittelbaren Nähe der Hauptstadt wurden Dörfer geplündert und Viehherden fortgetrieben. Als aber der Reisende bei seiner Abschiedsaudienz den König ermahnte, er solle für die Sicherheit der Kaufleute im Lande sorgen, da jetzt die Strassen verschlossen seien, so erhielt er als Antwort den weisen Ausspruch des Beherrschers der Gläubigen: „Gott mag sie öffnen!“

Die Unthätigkeit, durch die sich König Aliu so unvorteilhaft von seinen Vorgängern auszeichnete, blieb auch die charakteristische Eigenschaft seiner Nachfolger; denn nicht anders waren die Verhältnisse beschaffen, als nach wieder dreissig Jahren deutsche Reisende Sokoto besuchten. Diesmal kamen sie nicht im englischen Auftrage. Sie brachten Briefe vom deutschen Kaiser und schlossen Verträge für das deutsche Reich; denn an der Westküste von Afrika wehte bereits im Togoland und in Kamerun die deutsche Flagge, und das Hinterland, welches für diese Kolonien von Bedeutung ist, bilden eben Haussa und Adamaua.

Seit Barths denkwürdiger Reise waren wohl Handelsunternehmungen auf dem Niger und Benue eingeleitet und auch Missionsversuche unternommen worden. In das Herz der Haussaländer war aber erst im Jahre 1881/1882 wieder Flegel eingedrungen, und er gab die Anregung zu der deutschen Niger-Benue-Expedition,

auf welcher Paul Staudinger den Sultanen Mansu von Sokoto und Maliki von Gandu Geschenke Kaiser Wilhelms überbrachte.

Eine deutsche Gesandtschaft beim Sultan von Sokoto.

Als Paul Staudinger Ende 1885 mit seinem Begleiter Hartert im Sokotoreich eintraf, war der Sultan wieder einmal unterwegs, so dass die Audienz nicht in der Residenzstadt, sondern in einem kleineren Orte Gigan Goda stattfand.

Es besteht in Sokoto die Sitte, dass man über die Begrüssung Fremder die Nacht nicht vergehen lasse, und so wurden die Deutschen sofort nach ihrer Ankunft zum Sultan befohlen. Die Haussabegleiter rieten zwar Staudinger, er solle gleich die Briefe Kaiser Wilhelms mitnehmen, da nach der Sitte des Landes auch die Briefe nicht eine Nacht schlafen dürften, aber der deutsche Gesandte war wohl der richtigen Meinung, dass das beste Empfehlungsschreiben erst durch die Geschenke Wert erhält, und ging, da er diese noch nicht auspacken konnte, ohne die Briefe hin.

Vor dem Eingang des Königspalastes stand eine grosse Anzahl von Pantoffeln, und in der Vorhalle kauerten dichtgedrängt viele Menschen, die alle darauf warteten, sich vor dem erhabenen Herrscher in den Staub werfen zu können. Nach kurzem Aufenthalt wurden die Deutschen zu dem Sultan gerufen. Er sass in einem kleinen Raum auf einem mit kostbaren Decken belegten Rohrgestell. Der Sultan trug ein Gewand, den Gesichtsshawl hatte er zurückgeschlagen, und so konnte Staudinger sehen, dass er bereits ein ältlicher Mann war. Er stammte aus dem Geschlechte des Othman dan Fodio; seine Hautfarbe hatte eine sehr dunkle Schattierung, da sein Blut nicht rein, sondern von seinen Vorfahren mütterlicherseits mit dem der Gobirri gemischt war.

Zu seiner Seite sass der Ossiri; am Eingang der Thüre standen zwei andere Würdenträger des Reiches. Die Gesandten begrüssten den Sultan durch eine ehrfurchtsvolle Verbeugung und nahmen dann auf zwei Matten Platz. Der Empfang von seiten des Sultans war ein überaus herzlicher, wohl zwanzigmal rief er ihnen den

arabischen Gruss zu und erkundigte sich sehr angelegentlich, wie ihnen die Reise bekommen sei, wie es ihren Weibern und Kindern zu Hause und dem deutschen Kaiser ergehe. Damit war die erste Audienz zu Ende.

Die Übergabe der kaiserlichen Geschenke fand am 30. Dezember statt. Die Träger Staudingers waren stolz, eine „Last des Beherrschers der Gläubigen zu tragen," und so ging der Zug nach dem Residenzgehöfte.

Hier wurde zunächst der Ossiri beschenkt; er musterte dabei auch die für seinen Herrn bestimmten Gaben, welche seinen vollen Beifall erregten; als richtiger Minister las er auch die Briefe durch, um den Inhalt schon vor der Audienz zu kennen.

Hierauf musste die Gesandtschaft eine lange Zeit in einer dunklen Vorhalle antichambrieren. Eine grosse Anzahl Personen harrte schon des Augenblicks, vorgelassen zu werden, und hatte sich bereits ihrer Schuhe entledigt.

Schwatzend gingen die Höflinge von einem Besucher zum anderen, um dabei eine Goranuss zu erbetteln. Endlich wurden die Gesandten gerufen. Der Suntali, der Zeremonienmeister, wartete draussen auf ihre Ankunft; diesem mussten der Sitte gemäss die Schreiben übergeben werden. Erst darauf liess der Beamte sie durch den Ossiri in Gegenwart der Gesandten dem Sultan überreichen, welcher sie flüchtig musterte und dann seinem Minister, der hier die Stelle des Malam vertrat, zum Vorlesen übergab. Vorher fand jedoch wiederum die offizielle Begrüssung mit den Erkundigungen, wie die Gäste geschlafen hätten u. s. w., statt. Alles sass andächtig im Halbkreise herum, und zuerst wurde der Geleitsbrief des Nupekönigs verlesen. Dann kam das Schreiben Seiner Majestät des Kaisers von Deutschland, welches in arabischer Sprache abgefasst war, zum Vortrag. Der Inhalt schien einen guten Eindruck zu machen, und auch die schöne Ausstattung des Briefes imponierte den Leuten. Nach dem Verlesen nahm der Sultan das Schriftstück, betrachtete es lange und übergab es dann Staudinger zur Übersetzung des deutschen Teiles. Um ihn die Sprache unseres Landes hören zu lassen, trug dieser ein Stück in unserer eigenen Zunge vor, während er das ganze dem Dolmetscher gleich englisch wiederholte, der es in Haussa übersetzte. Der König stimmte oft, bei-

fällig nickend, zu und bewilligte sofort alle Wünsche der Gesandtschaft.

Die Deutschen könnten an jeden Platz seines Reiches kommen und gehen, wann sie wollten, auch dürften sie Handel treiben und Häuser bauen, jeder seiner untergebenen Könige müsste sie schützen. Er erwähnte, dass eine Gesandtschaft der englischen Gesellschaft (unter Thomson) ihn vom Niger aus in Sokoto besucht habe; diese Leute hätten Land erwerben wollen; er habe ihnen aber dies Verlangen rund abgeschlagen. Keinen Zoll der unter seiner Oberhoheit stehenden Gebiete, wo Mohammedaner wohnen, würde er verkaufen, noch weniger trete er das Recht des Handels an eine Person ab; seine Märkte seien frei für alle Völker. Nach diesen günstigen Worten liess Staudinger die Geschenke vorlegen.

„Zuerst," schreibt er, „kamen die Elfenbeinsachen, welche mein Kamerad Hartert selbst trug, daran. Flegel war von der Idee ausgegangen, den Leuten zu zeigen, was bei uns aus ihrem Elfenbein gemacht würde, und hatte daher einen Teil der ihm zur Verfügung stehenden Summen zum Ankauf solcher Sachen verwendet. Gewiss konnte man dies nach europäischer Ansicht für gut halten, den Leuten selbst jedoch imponierten die teuren Gegenstände wenig. Billige Stoffe, in die Augen fallender Tand oder eine Kuriosität, welche für den zehnten Teil des Preises anzuschaffen gewesen wäre, hätten einen ungleich grösseren Eindruck auf sie gemacht. Mit lächelndem Kopfschütteln, allerdings doch mit Verwunderung gemischt, betrachteten sie die aus dem Hauri hergestellten Gegenstände, als Szepter, Spiegel, Fächer, Armband und Kette. Den Glanzpunkt unserer Gaben bildeten natürlich die fünfzehn Zündnadelgewehre mit den dazu gehörigen Patronen; die Freude des Königs, auf einmal in den Besitz einer so grossen Anzahl Hinterlader zu kommen, war eine ersichtliche. Ferner erhielt er viele Seitengewehre und Kavalleriesäbel, sowie elf Stück kostbare Stoffe, aber auch diese waren zum Teil nicht richtig in Deutschland ausgewählt worden, da statt der schweren Jutedecken schönfarbige leichte Seidenzeuge sicher viel mehr den Wünschen der Leute entsprochen hätten. Eine Anzahl von Bijouterien, sowie einige Fächer von Pfauenfedern bildeten den Schluss. Letztere erregten besonders die Bewunderung der hohen Herrschaften, da sie selbstverständlich noch

nie die Feder dieses Vogels gesehen hatten. Im allgemeinen zeigte sich der König mit den Gaben sehr zufrieden; er liess den Gesandten wiederholt seinen Dank aussprechen und erkundigte sich angelegentlich nach Sherik-e-Berlin Wilhelm, wie er unseren hochverehrten Kaiser nach der Unterschrift des Briefes nannte. Darnach wurde der Vertragsvorschlag für Handel und Verkehr vorgelesen, der ebenfalls seine volle Bewilligung erhielt. Zum Schluss sagte der Sultan nochmals: drei Dinge gebe er uns. Das erste sei Liebe und Freundschaft, das zweite Achtung, Schutz und Ehrerbietung und das dritte volle Gewährung und Freiheit des Handels und Wandels für uns und unser Volk. Er versprach uns fernerhin, einen Brief an unsern Kaiser, sowie ein Vollmachtsschreiben für sämtliche am Wasser wohnende Könige auszustellen. Auf die englische Gesellschaft war er augenblicklich nicht gut zu sprechen; er wünschte nicht, dass seine Unterthanen Handel mit der Kompanie trieben, äusserte er, da sie eine Haussastadt beschossen habe. Auch verbot er den Engländern aufs strengste die Anwerbung von Haussasoldaten für ihre Besitzungen."

Wie schön auch solche Versprechen klingen, so liegt es doch keineswegs in der Macht des Beherrschers der Gläubigen, sie wirklich zu halten; denn er sitzt selbst wie eine Maus in der Falle hinter den Mauern seiner Städte, während allerlei unbotmässige Völker und Stämme seine Unterthanen plündern. Gott hat es bis jetzt nicht gefallen, die Strassen von Haussa zu öffnen. Dass die Herrschaft über manche Distrikte nur nominell ist, konnte auch Staudinger am Hofe Mansus erfahren.

Vor dem Palaste tummelte sich auf einem schönen, kräftigen Asbinpferde, das nebenbei gesagt hier in Haussa 400 Sack Muschelgeld oder dreissig bis vierzig Sklaven oder etwa 8000 Mark kostete, ein interessant aussehender Reiter. Es war der Sultan von Gobirr. Staudinger war erstaunt, dass der Beherrscher eines so feindlichen und mächtigen Stammes zur Tributzahlung gekommen sei. Da erfuhr er, dass die in Frage stehende Person nur ein Titularherrscher sei, denn von dem ganzen Gobirrireiche gehöre ihm nur eine Stadt; obendrein war dieser Fürst noch ein Sohn des Sultans von Sokoto.

Seit dem Besuche Barths hat sich somit in Haussa die Lage der Dinge nicht verändert; Energielosigkeit war auch jetzt das

Zeichen der Sultane, und das Reich bestand, weil an seinen Grenzen keine mächtigeren Feinde wohnten.

Wir wollen aber nunmehr den Hof des Beherrschers der Gläubigen verlassen und eine wenn auch nur flüchtige Umschau unter den Königen der einzelnen Haussastaaten halten — den Vasallen oder Gouverneuren des Sultans von Sokoto. Wenden wir uns zunächst nach der berühmtesten Handelsstadt des westlichen Sudan.

In Kano.

Laut Clappertons Angaben hatte die Stadt Kano gegen 40 000 Einwohner. Zwischen zwei sumpfigen Teichen, die in der Mitte derselben gelegen waren, wurde der Markt abgehalten, auf dem man alles erhalten konnte, was in Mittelafrika verkäuflich ist. Diese Messe blühte namentlich in den trockenen Monaten, und Clapperton kaufte sich hier sogar einen englischen Regenschirm! Kano überstieg lange Zeit, was Bedeutung anbelangt, selbst die Sultanstadt Sokoto. Der unvergessliche Heinrich Barth hat uns in seinem Meisterwerke eins der trefflichsten Bilder der Sudanstädte entworfen, indem er seinen Ritt durch die Strassen von Kano in etwa folgenden Worten schilderte:

„Wie wir uns so kreuz und quer durch alle bewohnten Quartiere wandten, konnte ich von meinem Sattel aus all die verschiedenen Szenen des öffentlichen und Privatlebens übersehen, Bilder ruhiger Behaglichkeit und häuslichen Glückes, wie eitler Verschwendung und verzweifelten Elends, rüstiger Thätigkeit und schlaffer Trägheit; hier ein Bild des Gewerbfleisses, dort ein anderes der äussersten Gleichgiltigkeit.

Alle Seiten des Lebens zeigten sich mir in den Strassen, auf den Marktplätzen und im Inneren der Häuser. Es war ein reiches lebendiges Bild einer kleinen Welt für sich, äusserlich durchaus von dem, was man in europäischen Städten zu sehen gewohnt ist, verschieden und doch in seinen vielfachen Triebfedern so ähnlich! Hier war eine Reihe von Läden voll einheimischer und fremder Waren, mit Käufern und Verkäufern in allen Abstufungen von

Gestalt, Farbe, Kleidung, aber alle auf das eine Ziel bedacht, durch Übervorteilung des anderen sich einen kleinen Gewinn zu machen; dort eine grosse Schattenbude, wie eine Hürde, voll halb nackter, halb verhungerter Sklaven, ihrer Heimat, ihren Weibern oder Männern, ihren Eltern oder Kindern entrissen, wie Vieh in Reihen aufgestellt und verzweifelnd auf die Käufer starrend, ängstlich erwartend, in wessen Hände ihr Schicksal sie führen würde. Ein anderer Teil der Buden war mit Lebensbedürfnissen aller Art angefüllt, wo der Reiche die schmackhaftesten Dinge für sein Haus findet und der Arme anhält und begierig auf ein Stück trocknen Brotes schaut, um seinen Hunger zu stillen.

Hier ein reicher Herr, in Seide und glänzende Gewänder gekleidet, auf einem edlen und reich verzierten Rosse sitzend, gefolgt von einem zahlreichen Trosse übermütiger und träger Sklaven; dort ein armer Blinder, der seinen Weg langsam durch die Menge fühlt und jeden Augenblick niedergetreten zu werden fürchtet. Hier ein nett mit neuen Matten und Rohr eingezäunter Hofraum, mit allen Bequemlichkeiten, wie das Land sie bietet, ausgestattet; eine reinliche, häuslich und gemütlich aussehende Hütte mit wohlgeglätteten Lehmmauern; eine saubergeflochtene Rohrthüre an das wohlgerundete Thor gelehnt, um alle unbefugten Eindringlinge vom Geheimnis des Familienlebens auszuschliessen; ein reinlicher Schuppen für die tägliche Hausarbeit, beschattet von einer schönen, weit sich ausbreitenden Alleluba, die in den heissen Tagesstunden kühlen Schatten gewährt, oder von einer schönen Gonda, die ihre majestätische Federkrone auf glattem, schlank emporschiessendem, ungebrochenem Stamme ausbreitet, oder einer hohen Dattelpalme, die malerisch über dem Ganzen schwebt. Die Hausfrau in reinlichem schwarzen Baumwollkleide, mit einem Knoten um die Brust befestigt, das Haar niedlich geflochten, geschäftig die Mahlzeit für den abwesenden Mann zu bereiten, oder Baumwolle zu spinnen, oder die Sklavinnen antreibend, mit dem Stampfen des Kornes zur Fura zu eilen; die nackten Kinder fröhlich im Sande umherspielend, oder hinter einer eigenwilligen abschweifenden Ziege herjagend; umher irdene Töpfe und hölzerne Schüsseln und Schalen, alle reinlich aufgewaschen, jede am bestimmten Orte. Dort eine Buhlerin, heimatlos, freudelos, familienlos, aber gewandt, sich ein lustiges, übermütiges Ansehen

zu geben und dann und wann in ein unziemliches Gelächter auszubrechen, mit buntem Kleiderschmuck angethan, zahlreiche Perlenschnüre am Halse, das Haar phantastisch geputzt und mit einem Diadem umwunden, ihr vielfarbiges Gewand lose unter der üppigen Brust befestigt und lang im Sande nachschleppend; so geht sie, die Blicke der Männer auf sich ziehend, um ihre Reize zu verkaufen. Und hier ein kranker Ausgestossener, mit Beulen oder Elefantiasis behaftet.

Dort die rege Marina, Färberei, eine offene Terrasse aus Lehm, zwei oder drei Fuss über dem Boden erhöht, mit einer grösseren oder geringeren Anzahl von Farbetöpfen; ein Mann, die Flüssigkeit umrührend und mit gestampften Indigoblättern ein zweckdienliches Holz mischend, um dem Stoffe die rechte Tinte zu geben; dort ein anderer ein wohlgesättigtes Hemd aus dem Topfe ziehend und an einem Baum oder Seil aufhängend; dort zwei andere Männer ein gefärbtes und getrocknetes Hemd in regelmässigem harmonischen Takte schlagend, um ihm den feinsten Glanz zu geben. Weiterhin ein Grobschmied, geschäftig, mit seinem rohen Werkzeug einen Dolch, über dessen Schärfe der Beschauer, welcher über die Werkzeuge lachte, erstaunt, oder einen furchtbaren mit Widerhaken versehenen Speer oder die schätzbareren und nützlicheren Instrumente zum Ackerbau zu fertigen. An anderer Stelle Frauen und Männer, in einer weniger belebten Strasse ihr Baumwollengarn auf die Zäune hängend. Hier eine Gruppe lässiger und träger Umhertreiber, die ihre Zeit damit hinbringen, dass sie sich unthätig in der Sonne strecken; da ein zahlreicher Zug aus dem fernen Lande Gondscha heimkehrender einheimischer Handelsreisender, beladen mit der allgemein begehrten Nuss, dem Kaffee des Sudan, deren Genuss niemand sich versagt, der von seinen dringendsten Bedürfnissen zehn Kurdi erübrigen kann. Hier bricht eine Karawane, mit Natron beladen, nach Nupe oder Nyffi auf, oder ein Trupp Tuareg zieht zur Stadt hinaus, um Salz nach den Nachbarplätzen zu bringen; dort bringt ein Trupp Araber seine schwer beladenen Kamele nach dem Quartier der Gadamsier; oder eine Gruppe Sklaven, einen verschiedenen Leidensgenossen herausschleppend, wirft diesen in den alles verschlingenden Sumpf. Hier ein Trupp bunt gekleideter, mehr prahlerisch als kriegerisch aussehender Reiter nach dem Palaste des

Gouverneurs galoppierend, um ihm die Nachricht von einem Einfall des Sserki Ibram zu bringen; dort eine weite Knochenstätte von Aas und Unrat aller Art.

Überall das menschliche Wesen in allen seinen verschiedenen Formen, Freude und Trauer, Gedeihen und Verderben im buntesten Gemisch; alle Nationen, Gestalten und Farben, der olivenbraune Araber, der rötere Targi, der dunkle Bornuaner, der leicht und schlank gebaute Fellani mit kleinen scharfen Gesichtszügen; dort die breiten Gesichtszüge der derben Wangaraua (Mandingos), oder eine grosse und starknasige Frau von Nyffi; hier die wohlgebaute, freundlich lächelnde Bahauscherin."

Kano ist aber keineswegs das berühmte Ghana oder Ghanata, welches laut der Berichte der arabischen Schriftsteller im elften Jahrhundert die Metropole des Sudan bildete — um jene Zeit hatten sich die Haussastaaten noch gar nicht gebildet, und die Bedeutung Kanos ist noch jung, sie datiert erst seit dem Anfang dieses Jahrhunderts. Kano war von Anfang an mit einer grossen Mauer umgeben, welche, für die Bauverhältnisse der Haussa ein wahres Wunderwerk, nicht nur das Häusermeer der Stadt umgiebt, sondern noch etwa 15 Kilometer Felder umfasst. So ist die Stadt in diesem ewig den Kriegsläuften ausgesetzten Lande wohl in der Lage, eine längere Belagerung auszuhalten, da ja die Belagerten einen Teil ihres Kornes während des Krieges selbst bauen können.

Ein Menschenalter nach dem Besuche Barths näherte sich der berühmten Stadt wieder eine deutsche Expedition, die von Paul Staudinger geführte deutsche Gesandtschaft.

Prächtig gekleidete, vornehme Reiter kündigten schon unterwegs den Reisenden die Nähe der reichen Handelsempore an; einige Minuten vor dem äusseren Thore der Stadt erwartete sie aber ein junger, hübscher Mann in reichen Gewändern und hiess sie im Namen des Königs oder Gouverneurs willkommen.

„Um 6 Uhr 51 Minuten," berichtet Staudinger, „kamen wir an das erste Thor der märchenhaften, von vielen Reisenden erstrebten, aber selten erreichten Stadt. Der Eindruck, den dieses Thor, sowie die Mauern und der Wallgraben machten, war ein imposanter. Bei keiner anderen Stadt des Haussalandes habe ich eine ähnliche Befestigung gesehen.

Die wohl 20 Meter hohen, glatten Lehmmauern, vor welchen ein breiter, ungefähr 15 Meter tiefer Schutzgraben sich hinzog, sowie das mächtige, düstere Thorgebäude liessen in dem sich ihnen nun rückhaltlos anvertrauenden Wanderer ein beinahe unheimliches Gefühl aufkommen. Geführt vom Königsboten, durchschritten wir den Eingang. In geringerer Entfernung zog sich, jedoch nur an dieser Seite, noch eine zweite von einem Thore durchbrochene Befestigungsmauer hin. Über eine halbe Stunde ritten wir durch Stoppelfelder, bis wir um 7 Uhr 24 Minuten an die ersten Häuser von Kano kamen."

Dem Besuche beim König ging wie immer ein solcher bei seinem ersten Würdenträger, dem Galadima, vorher. Die erste Audienz fand noch am Abend, wo es bereits dunkel war, statt, so dass die Fremden wenig sehen konnten. Auf dem Hofe fielen ihnen nur ein paar schöne Sklavinnen, ein Zwerg, der eine Missgeburt war, und eine Messingkanone auf.

Am anderen Morgen wurden die Gesandten in der Audienzhalle des Ministers empfangen. Dieselbe bestand aus einem grossen, hohen, kuppelförmigen Gebäude, dessen Decke in der Mitte ein Messingbecken verzierte. In dem Gemach war zur Erwärmung desselben ein Feuer angezündet worden, denn beim Eintritt der kühlen Jahreszeit frieren die Haussa am Morgen sehr und heizen deshalb tüchtig ein. Der Galadima sass auf einem mit prachtvollen Decken belegten Ruhebett und hatte kostbare Gewänder angelegt. Mit den Geschenken, die ihm übergeben wurden, war er nicht besonders zufrieden, aber man hat den Sultan von Kano und seine Diener von Hause aus nicht besonders reich beschenken wollen; sie waren ja Vasallen des Beherrschers der Gläubigen in Sokoto. Die Geschenke für den Sultan von Kano mussten übrigens am Eingange zum Palaste abgeliefert werden, damit sie der Sohn des Herrschers begutachte, und so war die Gefahr nicht ausgeschlossen, dass der Sultan manches Stück überhaupt nicht zu sehen bekam.

Unterdessen mussten die Deutschen in einem der inneren Hofräume antichambrieren, wo sie neue Bekanntschaften schlossen. Da waren schwarze Araber aus Tunis, welche die Deutschen mit französischen Floskeln begrüssten, und auch Schmarotzer, welche die Gäste des Königs anbettelten. Auch das Publikum von der Strasse

drängte sich hinein, um die Fremden zu sehen; eine dicke, resolute „Hofdame“ spielte dabei freiwillig die Rolle der Polizei, indem sie einen Handbesen ergriff und auf die lachende und johlende Menge einhieb.

Endlich ertönte helles Fanfarengeschmetter und zeigte an, dass der König seine inneren Gemächer verlassen hatte. Nun wurde die Gesandtschaft durch enge Räume zurückgeführt und gelangte über einen breiten Hof nach einem hohen Gebäude. „Ich muss gestehen,“ berichtet Staudinger, „dass der Eindruck, den ich erhielt, ein unerwarteter, beinahe überwältigender war. Wir standen plötzlich in einem grossen Saal, über welchen sich eine mächtige Kuppel spannte; die Decke war tiefblau gefärbt und in der Mitte durch ein grosses glänzendes Messingbecken geschmückt, jedenfalls, um das Himmelsgewölbe mit den Gestirnen zu versinnbildlichen. Auf dem Fussboden kauerten Hunderte von prächtig gekleideten Grossen, und im matten Halbdunkel, in einer Art Nische, ruhte auf erhöhtem Lager der mit feinen, hellen Gewändern bekleidete König. Ein schön gearbeiteter Armdolch der Tuareg war um sein Handgelenk befestigt. Den einen Arm stützte er auf ein geschmackvoll angefertigtes Haussakissen von Leder, als weiche Unterlage dienten ihm zwölf schöne, weisse Flanelldecken. Aller Augen richteten sich nun auf uns eintretende Fremdlinge, und ich kann mir wohl denken, dass unsre hohen europäisch gekleideten Gestalten einen eigentümlichen Eindruck auf diese Leute machten. Unsere Haussabegleiter warfen sich ehrerbietig, mit der Stirne den Boden berührend, vor dem mächtigen Könige nieder, während wir ihn, wie bisher die Herrscher, auf europäische Art begrüssten. Da rief der König seiner Umgebung einige missbilligende Worte zu. Das zustimmende Gemurmel der versammelten Grossen verstärkte sich, wilde Rufe wurden laut, und die fanatischen Blicke der wütenden Menge richteten sich auf uns. Ich muss gestehen, trotz der Gefährlichkeit unserer bedenklichen Lage, indem wir allein, ohne Waffen, inmitten dieser Menge im starkbesetzten Königsschloss waren, machte auf mich der Lärm nur einen komischen Eindruck. Der schreiende, scheltende König, das wütende Geschwatze der Corona, sowie die eigenartige Tracht in der morgenländischen Umgebung, worin wir mit unseren Korkhelmen, nebst den engen Kleidern und hohen Reiterstiefeln, einen sonderbaren Eindruck gemacht haben müssen, trat mir vor die

Augen. Mit ruhiger Stimme erklärte ich unserem Vermittler, er möge dem Herrscher sagen, dass wir ihn nach der Art unseres Landes begrüsst hätten; nach derselben bliebe man vor einem grossen Sultan stehen, wenn einem nicht, wie das die Könige von Anassarawa und Keffi gethan hätten, Stühle zum Sitzen angeboten würden. Unser Kaiser habe den beiden Haussamadugus, die Flegel nach Deutschland gebracht hatte, auch gestattet, ihn nach ihrer Landesweise zu begrüssen, und nicht von ihnen verlangt, dass sie ihren Turban abnehmen mussten, obgleich es nach unsrer Sitte geboten sei, vor dem Könige sein Haupt zu entblössen. Wir seien aber nicht gekommen, um in Unfrieden von ihm zu scheiden, und da er es zu wünschen scheine, würden wir uns setzen. Uns wäre dies gleich, nach unserer Meinung hätten wir ihm aber auf unsere Art Respekt gezeigt; dabei liessen wir uns mit lächelnder Miene nieder, ohne uns jedoch nach morgenländischer Art auf den Boden zu werfen. Der Sturm der Erregung legte sich sofort, das Gesicht des Königs heiterte sich auf, und nun erst liess er uns den üblichen Gruss übermitteln."

Kano hat unter den Haussastädten seinen Ruf behauptet; es ist die reichste Hauptstadt der reichsten Provinz. Hierhin strömen die Waren, welche aus Bornu kommen, die Nordafrikaner richten ihre Karawanenzüge nach Kano, die Kaufleute vom Niger gehen gleichfalls nach Kano. Araber wohnen hier ständig und besitzen ihr eigenes Viertel mit hohen Häusern und engen, winkligen und düsteren Strassen. Sie sind hier gut eingerichtet und viele von ihnen reich, so dass die deutschen Gesandten diesen Herren gegenüber sich arm vorkamen.

Trotz des beschwerlichen Wüstenweges, den sie zurückzulegen haben, bringen sie doch ihre Waren billiger zu Markte als die Kaufleute vom Niger.

Kano ist auch eine wahre Geldstadt. Während es sonst im Haussalande schwierig ist, zehn bis zwanzig Säcke Kauri aufzutreiben, giebt es hier reiche Leute, bei denen dieses Geld in Hunderten von Säcken aufgehäuft liegt. Aber für grössere Abschlüsse reicht diese Münze nicht; dann rechnen die Kaufleute nach Mariatheresiathalern, die ja für Afrika noch immer neu geprägt werden. Zu Barths Zeiten galt ein solcher Thaler 2500 Kauri, dreissig Jahre darauf waren die Kauri halb so viel wert.

Die fremden Kaufleute haben die Sitten verfeinert und einen gewissen Luxus in die Stadt gebracht. Man erzählt von der Pracht derselben folgende bezeichnende Anekdote: Ein biederer Provinziale kam nach Kano. Vor den Thoren der Stadt begegnete er einem vornehmen Bürger, der nach der Sitte des Landes ein prächtig geschirrtes Ross ritt. Diener gingen ihm voraus, von denen einer sein Schwert trug. Der Provinziale dachte, der Reiter sei der König von Kano, und so liess er sich ehrfurchtsvoll vor ihm zur Erde nieder, um ihn zu begrüssen. Er wurde über seinen Irrtum aufgeklärt, aber da kam ein anderer Reiter, noch vornehmer als dieser, und der Provinziale dachte, dieser müsse der König sein. So wurde er an hundertmal getäuscht, bis endlich der König selbst unter betäubendem Fanfarengeblase geritten kam. Da sank der Mann vor Erstaunen in den Staub.

Die Anekdote ist bezeichnend. In Kano ist die Einfachheit, durch welche sich die Fulbefürsten auszeichneten, verschwunden, und am Hofe herrscht ein wahrhaft orientalischer Pomp. Auf die Sitten der Bevölkerung ist das nicht ohne Einfluss geblieben. Es herrscht überall ein flotter Ton, und die Fulbedamen, Mädchen wie Frauen, wissen zu kokettieren, geben viel Geld für Kleider und Schmuck aus und spinnen Liebesintriguen, oft mit Erfolg, obwohl sie die reichen Männer nach dem Vorgang des Kanofürsten nunmehr in ihren Harems bewachen lassen.

Kano stellt allein 6000 Reiter ins Feld; da im Sudan die Reiterei die entscheidende Waffengattung bildet, so ist Kano auch militärisch der mächtigste Haussastaat. Und doch herrschen hier dieselben Zustände wie in den übrigen Staaten, dieselbe Unsicherheit auf den Strassen; alljährlich wird dieser oder jener Distrikt von den unbotmässigen Heidenstämmen geplündert.

Daraus erklärt sich, warum die Haussa stets auf ihrer Hut sind, warum zum Beispiel die Leute von Kano Staudinger nicht erlaubten, rings um die Mauer der Stadt zu reiten. Er hätte ja die schwächsten Stellen ausspionieren können; und dann würde er wohl mit einem Heer erscheinen, um die Stadt zu plündern. In der That ist diese Furcht vor Spionen nicht unbegründet, denn die den regierenden Haussa feindlich gesinnten Stämme schicken erwiesenermassen Spione nach der Stadt, damit diese über die

Bewegungen des königlichen Heeres Erkundigungen einziehen. Danach richten sie alsdann ihre Einfälle. Während der Anwesenheit Staudingers in der Stadt wurden einige dieser Spione verhaftet und drei zum Tode verurteilt, während man fünf in die Sklaverei nach dem Ausland verkaufen sollte. Staudinger war auch Zeuge der Haussajustiz: „Mit dem Arm an den Kopf gefesselt (hier die übliche Art) wurden die drei Unglücklichen hinausgebracht, gefolgt von drei Henkersknechten und einem berittenen Mann des Königs, welcher die Exekution überwachen musste. Nahe bei der Strasse hielt der Zug an. Die Hände wurden nun den Verurteilten auf den Rücken gebunden, und die Hinrichtung begann. Mit stoischer Ruhe liessen sich zwei von den Heiden abschlachten, nur der dritte zuckte mit dem Hals zurück, so dass der Henker dreimal zuschlagen musste, ehe der Tod eintrat. Der höhnische, verächtliche Blick, den der eine Todeskandidat seinem Richter zuwarf, ist mir noch heute im Gedächtnis geblieben. Die Hinrichtung geschah mit einem Schwert, nur ein Kopf rollte sofort in den Sand, bei den anderen musste langsam die Gurgel nachträglich zerschnitten werden. Die Leichname blieben den Hyänen zum Frasse und als warnendes Beispiel unbestattet liegen."

Wir schalten an dieser Stelle noch eine andere Art der Haussajustiz ein.

Es handelte sich dabei um die Pfählung dreier Fulbemischlinge. „Diese Verbrecher hatten Strassenraub verübt und Morde begangen und waren von dem strafenden Arm der Gerechtigkeit erreicht worden. Nach Berichten, die ich erhielt, wurden die Übelthäter nicht bei lebendem Leibe gepfählt, sondern stranguliert, bevor der Henker ihnen den spitzen Pfahl durch den Mastdarm in den Leib trieb. Das Holz gruben die Knechte dann senkrecht in den Boden ein, und die Körper der Verbrecher erhielten dadurch das Aussehen, als ob sie in der Luft schwebten. Die Hingerichteten boten einen greulichen Anblick; die Sonne hatte die Haut der nur mit einem Schurzfell bekleideten Leute beinahe schwarz gebrannt. Die Leiber waren nicht mehr eingetrieben, sondern schon eingefallen, und an der Brust konnte man jede Rippe zählen. Bei der Trockenheit der Luft schien eine Art Mumifizierung der Körper vorzugehen. Das Haupt des einen hing nach rückwärts, während die Köpfe der

anderen sich nach der Seite neigten und einen grinsenden Ausdruck im Gesichte zeigten, nur die Züge des einen Gepfählten fand ich vom Schmerz entstellt. Selbst die Hyänen schienen sich des Nachts nicht recht heran zu trauen. Bald wandte ich mein Pferd, welches sich zu scheuen begann, denn ein widerlicher Geruch wurde durch den Wind herbeigetrieben. Trotz des hässlichen Schauspiels, welches eine solche Hinrichtung darbietet, ist sie doch in diesem Lande zur Aufrechterhaltung der Ordnung sehr am Platze. Bei Gelegenheit der Exekution erfuhr ich von unserem Lokodschadiener, dass bei Loggom Leute manchmal lebend gepfählt würden."

So ist die Halbkultur in diesen Landen beschaffen. — —

Von dem Sultan von Kano wurde die Gesandtschaft mit einem Gegengeschenk von 100 000 Kauri = 20 Thalern für die Wegzehrung entlassen.

Der Sultan von Gandu.

Die Haussastadt, die wir jetzt aufsuchen, ist keine bedeutende. Unregelmässig gebaut, gleicht sie wegen der vielen in ihr wachsenden Bäume einem schattigen Garten. Unsere Gesandtschaft findet ein elendes Quartier bei dem „Könige der Weissen", wie der Wirt genannt wird, der die Europäer zu beherbergen hat. Hungern und dursten sollen aber die Gäste nicht. Der Sultan von Gandu sendet eine Kalabasse Milch, welche wohl 15 Liter halten mochte, und eine Menge Furra. Die Milch ist von vorzüglicher Qualität und nicht abgesahnt. Der Wirt selbst sendet ein ähnliches Geschenk; dann kommen nachmittags vom König ein Kalb, ein Schaf und Dawa für die Pferde; der Galadima erweist seine Ehrfurcht durch die Übersendung eines Hammels, eines feisten Truthans und einer grossen Schüssel Reis. Doch das ist noch nicht alles; es nahen noch sieben nette Dienerinnen des Sultans und bringen bei anbrechender Dunkelheit riesige mit schöner Buttersauce bereitete Schüsseln.

Der Wirt empfiehlt sich, aber er warnt die Gäste vor zwei nächtlichen Gefahren in der Stadt. Erstens durchzögen diese Stadt Gandu des Nachts Hyänen und raubten Ziegen und Schafe, und

dann machten sich auch im nächtlichen Dunkel Männer des Kebbistammes bemerkbar, um Pferde zu stehlen! Fürwahr, ein schöner Beweis von den traurigen Zuständen, in denen sich die Ganduprovinz befindet.

Die Hyänen heulten des Nachts in der Runde, die Pferdediebe zeigten sich nicht; sie wollten gewiss keine Bekanntschaft mit deutschen Kugeln schliessen, aber die Gesandten waren doch ein wenig besorgt, wie die Audienz ausfallen werde. Es wurden zwar in der Heimat schöne Geschenke für den Sultan von Gandu eingepackt, aber man hatte sie durch einen Vasallen des Sultans von Gandu an den Herrscher befördern lassen. Das war ein Fehler, denn es hiess immer, dass die Geschenke unterwegs wären, aber sowohl die Leute am Hofe von Gandu wie die Gesandten des deutschen Kaisers hatten allmählich den Glauben verloren, dass die guten Flinten und schönen Stoffe jemals den Ort ihrer Bestimmung erreichen würden. So musste aus dem Privatgepäck etwas herausgesucht werden.

Die Audienz verlief indessen, wie wir sehen werden, ganz gemütlich.

„Am Morgen des 21. Januar," berichtet Staudinger, „wurde ich zur Audienz zum Könige gerufen. Der Eingang zu seinem Palaste befand sich in demselben Zustande, wie ein Teil der Stadtmauer, nämlich halb verfallen. Ein anderer Raum war etwas besser, doch immerhin noch ziemlich unansehnlich. Der jetzige Herrscher von Gandu scheint nicht mehr in mönchischer Zurückgezogenheit zu leben, wie nach Barth weiland sein Vorgänger Chalilu. Im Gegenteil, er besass eher ein joviales Benehmen, und Freude und Interesse leuchteten aus seinen gutmütigen Zügen, als er mich begrüsste. Er liess mir sofort ein Lederkissen und einen Teppich zum Niedersetzen bringen. Die ganze Audienz machte einen patriarchalischen Eindruck. Müssige Höflinge und Neugierige standen zuschauend an der äusseren Thüre des Raumes; auf dem Thronsessel kroch neben dem feingekleideten Sultan sein Lieblingssohn, ein hübscher, kleiner, nackter Knabe, herum, und in der Thür zu den inneren Gemächern standen Kinder und Weiber, um den weissen Fremdling zu betrachten. Die beiden Parteien erhoben zu Zeiten ein solches Geschnatter, dass der König in höchst eigener Person ihnen ärgerlich eine derartige Unterhaltung verbot. Sie schienen aber keine

grosse Furcht vor dem Zorn Sr. Majestät zu haben, denn nach kurzer Zeit war die Konversation wieder in vollem Gange. Den besten Eindruck auf mich machte der Malam des Königs, der von einer schönen, stattlichen Erscheinung und fein gekleidet war. Er las den kaiserlichen Brief mit einer fabelhaften Geläufigkeit, doch die Hauptpunkte gut betonend. Die meisten Schriftgelehrten im Haussaland, welche ich gesehen hatte, studierten erst eine Viertelstunde das ihnen übergebene Schreiben, ehe sie es vortragen konnten. Auch dem Gandupriester imponierte das schön ausgestattete Schriftstück gewaltig, und mehrmals rief er am Schluss bemerkend aus: „Ho Malam bature!“ („O, der Briefschreiber des Weissen!“) Der Inhalt des Briefes erregte jedoch ebenfalls die Freude und Zustimmung des Sultans. Er drückte mir seine volle Genugthuung aus, dass er von dem so mächtigen Kaiser von Deutschland einen Beweis seiner Huld empfangen habe, und Tambari verfehlte natürlich nicht, ihm von all den Wunderdingen in Berlin zu erzählen, so dass ihm schier unheimlich wurde. Er versprach uns ein Schreiben an die Wasserkönige, d. h. diejenigen Vasallen, welche im Besitze von Uferstrecken sind, zu geben, und wir schieden im besten Einvernehmen, nachdem ich ihm die Elfenbeingeschenke und die Bilder der kaiserlichen Familie überreicht hatte.“

Getrübt wurde das gute Einvernehmen durch folgendes Ereignis.

Staudinger hatte noch ein Stück Seiden-Goldbrokat, von dem er die Hälfte dem „Könige der Weissen“, also seinem Wirte, und die andere Hälfte dem Galadima schenkte. Der König liess sich das Geschenk des Galadima vorlegen und wollte auch ein solches Stück Seiden-Goldbrokat haben. Vergebens versicherte ihm Staudinger, dass unter den Geschenken, die ja für Se. Majestät unterwegs wären, sich viel schönere Stoffe befänden. Dem König war doch ein Sperling in der Hand lieber, als zehn Tauben auf dem Dache. Er mahnte nachdrücklich, sandte Boten über Boten, und so blieb Staudinger nichts weiter übrig, als das dem „Könige der Weissen“ geschenkte halbe Stück von diesem zurückzukaufen und es dem Sultan zu geben. Dieser war nun froh und vergnügt.

Wenn nun die gefürchteten Hyänen und Pferderäuber die Deutschen mit ihrem Besuch in dieser Stadt verschonten, so

meldeten sich unversehens die Termiten und begannen schon l drohliche Verwüstungen in dem Gepäck anzurichten.

Gemütlich wie die Audienz war der Aufenthalt in Gandu; d Gäste wurden ausgezeichnet gefüttert, und gemütlich gestaltete si auch der Abschied. Der König hielt sie zurück, da er für sie a dem Freitagsmarkt Geschenke kaufen wollte. „So warteten w wiederum," schreibt Staudinger, „und ich war sehr gespannt auf d versprochenen vielen Gaben. Da erschien ein einziges Pferd f mich, dafür aber die Versprechung des Königs, für Se. Majest unseren Kaiser, sowie für unseren Landsmann Flegel schöne G schenke anschaffen zu wollen. Darauf konnten wir allerdings nic warten, aber in der liebenswürdigsten Weise versprach mein köni licher Freund, die Gegenstände nach Wurnu nachsenden zu wolle Leider hat ihn aber sein Gedächtnis im Stich gelassen. Indess will ich es dem alten Manne nicht übel nehmen, da er ja se eigenes grosses Geschenk auch noch nicht hatte, und zu halte was er versprochen, ist für einen Haussa-Fullani ein zu gross Verlangen.

Am 29. Januar fand die Abschiedsaudienz statt. Der Kön benahm sich liebenswürdig wie immer und gab uns den Seg Allahs mit auf den Weg. Auch bei dieser Audienz machte si ein Mangel an Etikette fühlbar, wie ich ihn bei keinem ander Landesherrn gefunden habe. Der kleine Prinz Schehu sielte si wieder in nacktem Zustande auf seinem Thronsessel herum u spielte in indiskreter Weise mit seinen Gliedmassen. Zuschauen Weiber erhoben ein Höllengeschnatter, und selbst ein neugierig Schaf schob blökend seinen Kopf in die Thüröffnung.

Es war sehr gemütlich."

Ein Heidenkönig.

Wir haben schon wiederholt der heidnischen Stämme in Haus erwähnt. Nicht alle stehen mit der mohammedanischen Regieru auf fortwährendem Kriegsfusse; viele von ihnen haben die Ob hoheit der islamitischen Könige anerkannt und leben unter de selben im Frieden. Die Haussa sind in religiöser Beziehung tolera

und gestatten den Heiden in ihren Dörfern, die von besonderen Königen regiert werden, heidnische Sitten zu pflegen. Allerdings sind ihnen die Heiden recht wertvoll, denn sie sind bei weitem tapferer als die Mohammedaner, und da sie zur Heeresfolge verpflichtet sind, so bilden sie eine sehr wesentliche Verstärkung der Kriegsmacht der Haussakönige. Ihr Anführer hat ausserdem bei den Auszügen des Sultans das Amt des Spassmachers oder des Vorbrüllers. Eine solche Stadt besuchte Staudinger in der Nähe von Sokoto. Die Befestigung derselben war in einem elenden Zustande, denn, so sagte man, die Leute brauchten keine Mauern — wegen ihrer Kriegstüchtigkeit. Die Stadt hatte nur lebende Sehenswürdigkeiten: zu diesen zählten der König und sein Bruder und ein Riesenvogel. Der König und sein Bruder waren zwei Hünengestalten; sie ragten nicht allein durch ihre Körperhöhe gewaltig über die Menge hervor, sondern erfreuten sich auch des Besitzes eines Brustkastens von athletischer Breite und Wölbung. Der Umfang ihres Oberarmes konnte sich mit dem manchen Schenkels der im allgemeinen gut gebauten Haussa messen.

Der Riesenvogel war ein Strauss von seltener Körpergrösse. Derselbe wurde in einer ihres Daches beraubten Lehmhütte gefangen gehalten und mit Dawa u. s. w. gefüttert. Als Staudinger ihn sah, machte der Vogel einen halb lächerlichen, halb traurigen Charakter, denn er lief gänzlich nackt umher, da ihm schnöden Gewinnes halber sämtliche Federn ausgerupft worden waren. Ein hinzugekommener Haussamann erklärte, man könne die Operation zweimal im Jahre vornehmen, d. h. wenn das Tier so gut ist und am Leben bleibt.

Ein anderer Heidenkönig, der den einheimischen berauschenden Getränken stark zusprach, schenkte in seiner Trunkenheit Staudinger eine Stadt, die ihm gehören sollte; aber der Reisende bedankte sich für das Geschenk, das er ohne Zweifel erst hätte erobern müssen.

Die Heiden, mit denen die Europäer zusammengekommen sind, sind allerdings schon degeneriert; es sind die schwächeren Elemente, welche die Herrschaft des erobernden Stammes angenommen haben. Die mutigeren und entschlosseneren leben bis jetzt mit den Haussa-Fullani im Kriege.

* * *

Wir beschliessen unsere Rundschau der Haussafürsten mit einem Aktenstück — dem Antwortbriefe des Sokoto-Sultans an den hochseligen Kaiser Wilhelm I., den wir in deutscher Übersetzung wiedergeben:

„Im Namen Gottes des Barmherzigen
und des erhabenen Propheten!

(L. S.)

Dieser Brief kehrt an den Kaiser, den König Wilhelm zurück, dem Gott vollkommenes, reichliches und gutes Leben gewähren möge, wie er es wünscht, wie es ihm gefällt und sich für Se. Majestät geziemt.

Wisse sodann, dass wir deinen Boten und deinen Brief gesehen und dass wir deine Rede verstanden haben. Wir haben ferner mit deinem Boten einen Kontrakt geschlossen in Betreff des Handelstreibens im Lande Adamaua, und in Betreff der Freiheit in unserem übrigen Gebiete, wo sie (die Kaufleute) wollen; auf Grund der Schutzbündnisse, die wir früher mit jemand geschlossen haben.

Wir haben auch dein Geschenk gesehen und sagen dir dafür unseren besten Dank!

Dies mit unserem Grusse!“

* * *

Was nun den deutschen Handel in diesen Gebieten anbelangt, so stellen sich ihm weniger die Haussakönige als die Engländer feindlich entgegen. Sie haben sich auf dem unteren Niger festgesetzt und suchen mit der ihnen eigenartigen Selbstsucht alle anderen Nationen, namentlich aber die Deutschen, nicht aufkommen zu lassen. Durch neuere Verträge ist auch der grösste Teil der Haussagebiete der englischen Interessensphäre zugesprochen worden. Die von Kamerun ausgehende deutsche Interessensphäre streift nur einen Teil Adamauas östlich von der Hauptstadt Jola, sie geht in die noch wenig erforschten Heidenländer über, die uns aus den Schilderungen Bagirmis und der Nachbargebiete dieses eigenartigen Reiches bekannt sind.

Einst war das Innere von Afrika ein grosser, weisser Fleck auf unseren Karten. Werfen wir jetzt einen Blick auf eine Übersichtskarte von Afrika, so sehen wir, dass gerade hier südlich von

Adamaua und nordöstlich von Kamerun ein weisser Fleck übrig geblieben ist; hoffen wir, dass es deutschen Forschern bald gelingen werde, Licht in diese Heidenländer zu bringen.

Die Königin der Wüste.

Die Kunde von den Sudanreichen war schon frühzeitig nach Europa gedrungen, und sie war es, welche den Anstoss zu den grossen Entdeckungsfahrten der Portugiesen gab, durch welche das ruhmreiche Zeitalter der grossen Entdeckungen eingeleitet wurde. Die Mauren an der Nordküste von Afrika standen ja mit diesen Reichen im Verkehr, und so hatten durch diese Vermittelung Spanier und Portugiesen Kunde von den Reichen Ghana oder Ganaja (Guanaja) und Melle erhalten. Auf einer alten, der sogenannten catalanischen Karte vom Jahre 1375 sehen wir im Lande Ginuia bei Tenbuch (Timbuktu) einen Negerfürsten mit Szepter und Reichsapfel thronen, neben welchem sich die Inschrift befindet: „Dieser Negerherr ist Mussemelly (König von Melli) genannt, Herr der Neger von Guinea, dieser König ist der reichste und vornehmste Herr dieser ganzen Gegend durch die Fülle von Gold, welche man in seinem Lande sammelt."

Die Erreichung dieser Länder war das ursprüngliche Ziel des Prinzen Heinrich des Seefahrers. Nach der Eroberung Ceutas richtete er seine Aufmerksamkeit auf das weiter südlich gelegene Afrika.

In den Kriegen mit den Mauren hatten die Portugiesen die auffallende Thatsache wahrgenommen, dass niemals Hilfstruppen aus den Sudanländern in den Reihen der Mauren erschienen waren, und man deutete sich diese Thatsache dadurch, dass man annahm, jene Länder seien nicht mohammedanisch, sondern stünden unter der Oberhoheit des Erzpriesters Johannes, jenes mythischen christlichen Königs in Afrika. Dies führte zu einer Vereinigung von handelspolitischen und kriegerischen Plänen; die Portugiesen wollten erstens allein unter den europäischen Nationen mit Guinea Handelsverbindungen anknüpfen und zweitens mit jenen Völkern und Fürsten

eine Bundesgenossenschaft gegen die Mauren schliessen, um diese von zwei Seiten anzugreifen. Die Ereignisse nahmen jedoch einen anderen Lauf; die Entdeckungsfahrten richteten sich nach Indien und führten zur Umsegelung von Afrika und zur Entdeckung Amerikas. Der Sudan blieb für die Europäer verschollen.

Aber schon im Jahre 1460 wurde von Cadamosto, einem Italiener, der in portugiesischen Diensten stand, erkundet, dass die Sahara von Marokko aus in 37 Tagen durchquert werden könne und dass man alsdann in eine grosse Stadt Tombucato gelange, wo viel Goldhandel getrieben werde. Später hatte König Johann II. eine Gesandtschaft nach Timbuktu geschickt. Die Portugiesen hatten somit Kenntnis von dem grossen Sonrhayreiche, welches damals nördlich von den Haussastaaten bestand, aber sie hielten ihre Entdeckungen aus handelspolitischen Gründen geheim.

Erst gegen das Ende des 16. Jahrhunderts unternahmen die Sultane von Marokko Eroberungszüge quer durch die Wüste nach dem Sudan. Nach wechselvollen Kämpfen erreichten sie im Jahre 1588 Timbuktu, und schlugen die Heere des Sonrhaykönigs, der zu den Heiden flüchtete und dort den Tod fand. Interessant ist die Thatsache, dass sie unter anderem eine Kanone erobert hatten, die zweifellos portugiesischen Ursprungs war.

Die Herrschaft der Marokkaner dauerte in Timbuktu kaum ein Jahrhundert. Die Unruhen, die in Marokko selbst herrschten, schwächten das Reich; Timbuktu wurde im Jahre 1690 von den Mandingo erobert, fiel aber kurze Zeit darauf in die Hände der Tuareg.

Für die Europäer war Timbuktu lange Zeit unerreichbar, obwohl die Erzählungen der Araber von den Reichtümern der „Königin der Wüste," wie man die Stadt nannte, die Forscher zu Expeditionen nach Timbuktu herausforderten.

Im Jahre 1630 war allerdings ein Europäer wider seinen Willen nach Timbuktu gekommen. Es war der französische Matrose Paul Imbert, der infolge eines Schiffbruchs an der Westküste von Afrika in die Sklaverei geriet und auch nach Timbuktu geschleppt wurde. Er kam später als Sklave nach Marokko, starb aber dort, bevor er befreit werden konnte, und war darum nicht in der Lage, einen Bericht über seine unfreiwillige Reise zu geben.

Fast nach zweihundert Jahren betrat ein anderer Europäer, der Engländer Major Laing, im August 1826 Timbuktu; auf seiner Rückreise wurde er aber in der Nähe der Stadt Arauan ermordet, seine Papiere gingen verloren, und von seinen Aufzeichnungen über Timbuktu ist nichts nach Europa gekommen.

Aber schon zwei Jahre später kam ein Franzose nach der so geheimnisvollen Stadt. Es war René Caillé, ein einfacher Mann, der den Entschluss gefasst hatte, den von der Geographischen Gesellschaft in Paris ausgesetzten Preis von 10 000 Francs für die Erreichung Timbuktus zu erwerben. Er erlernte zuerst arabische Sprache und Sitte und trat von Kakondy in Sierra Leone seine Reise an. Er hatte weder einen Pass noch Empfehlungen, und um sich einzuführen, ersann er folgende Geschichte. Er erzählte, dass er als Kind in Ägypten von den Franzosen geraubt und bis an den Senegal mitgeschleppt worden sei. Er sei glücklich entflohen und wolle nun, quer durch die mohammedanischen Staaten Nordafrikas reisend, sein Vaterland Ägypten wieder erreichen.

Er hatte seinen Plan ausgeführt; er wurde überall für einen armen Pilger gehalten und schleppte und bettelte sich bis nach Timbuktu durch; dann zog er mit einer marokkanischen Karawane nordwärts durch die Wüste und kam erschöpft und nur in Fetzen gekleidet in Tanger an, wo er bei dem französischen Konsul freundliche Aufnahme fand. Man zahlte ihm den Preis von 10 000 Frcs. aus und bewilligte ihm noch eine jährliche Rente von 1000 Frcs.; aber lange konnte René Caillé sich der Früchte seiner Reise nicht erfreuen; seine Gesundheit war untergraben, und er starb auf einem kleinen Gütchen, das er bewirtschaftete, im Jahre 1839.

Es fehlte nicht an gewichtigen Stimmen, welche die Mitteilungen des abenteuerlichen Reisenden als Dichtungen erklärten, aber er sollte, allerdings erst nach seinem Tode, durch Mitteilungen eines deutschen Reisenden, der Timbuktu am 7. September 1853 betrat und gründlich erforschte, auf das glänzendste gerechtfertigt werden.

Dieser Reisende war Heinrich Barth, einer der grössten Afrikaforscher, der für den Sudan dasselbe geleistet hat, wie Stanley für Zentralafrika.

Als Barth Timbuktu betrat, war es bereits im Verfall begriffen.

Es war eine Stadt ohne König und man könnte sagen ohne Regierung, ein offener Marktplatz und zugleich ein Tummelplatz mächtiger Nachbarn, die miteinander um ihren Besitz stritten. Wir werden in ihr keinen Hof, keinen Sultan finden, und doch ist ihre Besprechung in der Reihe der Sudanreiche unerlässlich, denn ihre Geschichte rundet erst das Bild des Sudan ab.

Was die Stadt für die Europäer so unzugänglich macht, das ist nicht allein ihre weite Entfernung, sondern der Fanatismus der rings um dieselben wohnenden Stämme der Tuareg und der Fulbe, welche nur ausnahmsweise einem Christen den Durchzug durch ihr Gebiet gestatten. Der grossen Menge des Volkes gegenüber gelten übrigens jene Reisenden stets als Mohammedaner, wenigstens in der ersten Zeit ihres Aufenthaltes.

Barth näherte sich der Stadt unter dem Schutze der Anhänger des Araberstammes Tunta. Mit diesen kam er zunächst nach Kabara am Niger, einem kleinen Städtchen von etwa 2000 Einwohnern, das den Hafen Timbuktus bildet. Die Stadt selbst ist etwa 13 bis 15 Kilometer von diesem entfernt. Der Weg vom „Hafen“ nach der Stadt steigt zunächst über weite Sanddünen. Der Gegensatz der öden Landschaft, die man hier betritt, gegen den Charakter des fruchtbaren Ufer des Flusses ist auffallend. Der ganze Strich hat entschieden den Charakter einer Wüste, wiewohl der Pfad zu beiden Seiten mit Dorngebüsch und krüppelhaften Bäumen besetzt ist; aber auch diese kümmerliche Bekleidung hatte man zu Barths Zeit an verschiedenen Stellen vernichtet, um den Pfad freier zu machen und ihm grössere Sicherheit zu verschaffen, da die Tuareg niemals unterliessen, ihn zu gefährden. Der unsichere Charakter dieser kurzen Strasse hat es veranlasst, dass eine etwa auf dem halben Wege zwischen Kabara und Timbuktu gelegene Stelle den bemerkenswerten Namen „Ur-immandess“ — „er hört es nicht“ — führt, um den Ort zu bezeichnen, wo das Geschrei des Unglücklichen, der hier vereinsamt in die Hände eines Räubers fällt, von keiner Seite hörbar ist.

In dieser öden Landschaft erhebt sich die Stadt von den viereckigen Türmen der drei Moscheen überragt, nur schwach zeichnet sie sich von dem Dünensande ab und erscheint selbst in den für die Wüste charakteristischen Staubmantel gehüllt. Durch den Schutt,

den jetzt der einstige Wall und das äussere Viertel der Stadt bilden, gelangt der Reisende in die engen, schmalen Gassen, um in dem Hause, das ihm sein Gönner ausgewählt hat, Schutz — vor den fanatischen Massen zu finden.

In der schönen Handelsstadt Kano durfte Barth in den Strassen herumreiten und konnte so ein treffliches Bild derselben entwerfen; hier in Timbuktu war er sozusagen ein Gefangener und durfte nur von der Terrasse seines Hauses flüchtige Blicke auf die „Königin der Wüste“ werfen. Von hier genoss er eine interessante Aussicht über das nördliche Stadtviertel und die östlich die Stadt begrenzende Wüste. Das äusserste Ende des nördlichen Stadtviertels wurde in grossartiger Weise durch die massive Moschee Ssan-kore abgeschlossen, welche, gerade damals in ihrer früheren Grösse wieder hergestellt, der ganzen Stadt einen höchst imposanten Charakter verlieh. Der Baustil der einzelnen Gebäude war mannigfaltig; es gab Thonwohnungen verschiedener Beschaffenheit — einige niedrig und unansehnlich, andere mit einem zweiten Stockwerk in ihrer Fassade und sich zu grösserer Höhe erhebend, ja selbst Versuche von architektonischer Verzierung aufweisend; das Ganze war nur von einigen runden Mattenhütten unterbrochen. Tauben belebten besonders die Dächer der benachbarten Häuser.

Barth, der später Gelegenheit fand, die Stadt genauer kennen zu lernen, schätzte ihren Umfang auf etwas mehr als 18 Kilometer „Man sieht also,“ bemerkt der Reisende, „dass sich die Stadt keineswegs durch Grösse auszeichnet; dessenungeachtet verdient sie noch immer mit vollem Rechte eine „medina“ genannt zu werden; denn wenn man sie mit den hinfälligen Wohnstätten im ganzen Sudan vergleicht, so erkennt man den Charakter der Stadt aufs deutlichste. Gegenwärtig ist jedoch Timbuktu von keiner Mauer umgeben, indem die frühere wohl niemals sehr bedeutend und wahrscheinlich, wenigstens in der letzteren Periode, mehr ein Erdwall als eine Mauer war, von den Fulbe gleich bei ihrem Einrücken in die Stadt (im Anfange des Jahres 1826) zerstört wurde. Die Stadt öffnet sich teils in regelmässigen, teils in gewundenen Gassen; diese sind aber nicht gepflastert, sondern bestehen zum grösseren Teil aus hartem Sand und Kies, und einige haben eine Art Rinnstein in der Mitte, um dem Wasser bei Regenwetter Ab-

fluss zu gewähren, was besonders nötig ist, da Dachrinnen das ganze auf den Terrassen der Häuser angesammelte Regenwasser in die Strassen ergiessen. Die Stadt ist besonders im südlichen Teile dicht bewohnt, und eigentlich mangelt es da an offenen Plätzen: denn ausser dem grossen und kleinen Marktplatze giebt es nur noch ein kleines freies Plätzchen vor der Moschee Ssidi Yasia.

Wie die Stadt ziemlich dicht bevölkert ist, so sind auch alle Häuser in gutem Zustande. Die Zahl der Thonwohnungen beträgt etwa 980, und die der Mattenhütten beläuft sich entschieden ebenfalls auf mehrere hundert."

Die einzigen öffentlichen Gebäude der Stadt waren damals die drei grossen Moscheen. Von dem königlichen Palaste, in welchem die Könige von Sonrhay zu Zeiten ihre Residenz zu nehmen pflegten, war ebensowenig eine Spur zu sehen, wie von der Zitadelle oder „Kasbah", welche die Marokkaner erbaut hatten.

Die gesamte Anzahl der wirklich hier angesiedelten und dauernd wohnenden Leute betrug im Jahre 1853 etwa 13000 Seelen, während die wechselnde Bevölkerung der gelegentlichen Besucher zur Zeit des grössten Handels und Verkehrs, besonders von November bis Januar, im Durchschnitt auf 5000 und unter günstigen Umständen selbst auf 10 000 Seelen sich belaufen mochte.

Am 1. Juli 1880 betrat wieder ein Deutscher, Oskar Lenz, Timbuktu und fand, dass sich in der Stadt seit Barths Anwesenheit wenig geändert hatte und dass die Schilderung des grossen Reisenden noch damals im grossen und ganzen zutreffend war. Dem Nachfolgenden legen wir die zusammenfassende Beschreibung, die Lenz in seinem Werke „Timbuktu" gegeben hat, zu Grunde.

Das Völkergemisch des Sudan tritt uns auch in Timbuktu entgegen. Die Bevölkerung der Stadt besteht aus verschiedenen Elementen, unter denen vor allem drei hervorzuheben sind. Den besseren Teil bilden marokkanische Araber; es giebt zwar unter ihnen noch Männer, die von lichter Hautfarbe sind, wie ihre Stammväter von Marokko, aber die meisten sind infolge der durch Generationen fortgesetzten Verheiratung mit Negerinnen wesentlich gedunkelt. Weisse Frauen sind dagegen sehr selten und, falls es echte Maurinnen sind, für niemand sichtbar. Den zweiten Teil bilden die Fulbe und den dritten die Tuareg, ausserdem giebt es

aber noch zahlreiche Nachkommen des alten Sonrhayreiches und eine Menge Negersklaven aus den verschiedensten Gebieten des Sudan. Bemerkenswert ist es, dass einige Familien spanischer Juden das Recht haben, in Timbuktu Handel zu treiben. Einem derselben, dem Rabbiner Mardochai, verdankt die Wissenschaft manche wertvolle Nachricht über die Stadt und die umliegenden Wüstenländer. Timbuktu war früher durch seinen Goldhandel berühmt. Das Gold stammt aus den seit uralten Zeiten wegen ihres Goldreichtums bekannten Ländern Banbuk und Bure; das Gold, welches in anderen Distrikten gewonnen wird, hat schon seit langer Zeit seinen Weg nach der Westküste genommen. Das Gewicht, nach dem es verkauft wird, heisst Mitkal und ist gleich dem Gewichte von 96 Weizenkörnern. Das edle Metall kommt in den Handel fast ausschliesslich in Form von Ringen, ferner in dünnen Platten, die auch als Frauenschmuck dienen; seltener als Körner oder Staub.

In dieser Hinsicht hat jedoch Timbuktu nicht mehr die frühere Bedeutung; sehr bedeutend ist es dagegen als Salzplatz. Das Salz kommt auf den Markt in Form ungefähr meterlanger Platten, die im Durchschnitt etwa je 27 Kilogramm wiegen. Von Taudeni, nördlich von Timbuktu, kommen jährlich mehrere tausend Kamele mit Salz beladen hierher, und das Salz geht dann weiter nach den bekanntlich sehr salzarmen Sudanländern. Die Gruben von Taudeni sind seit 1596 im regelmässigen Betriebe.

Ausserdem werden hier auch alle anderen im Sudan üblichen und gangbaren Artikel verkauft; Stoffe, sowohl einheimische, wie englische, die nebenbei gesagt billiger aber auch schlechter sind als die einheimischen, Lederwaren, Kolanüsse u. s. w. Nach Europa gelangen von Timbuktu verhältnismässig wenig Waren; die bedeutendsten Ausfuhrartikel sind Straussenfedern, Gummi und etwas Gold; das wenige Elfenbein, das hier verkauft wird, bleibt in Marokko. Dass Timbuktu auch einen Sklavenmarkt besitzt, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden.

Die Verwaltung der Stadt liegt in den Händen des Kahia, einer Art Bürgermeister, dessen Machtbefugnis jedoch eine beschränkte zu sein scheint. Über diesen Kahia äussert sich Lenz wie folgt:

„Der Sultan von Marokko, El Kahal, unterhielt mit Timbuktu einen regen Verkehr; soll er doch sogar den Weg durch die Wüste mit Holzpfählen markiert haben. Er zog mit einem grossen Heere nach Timbuktu und liess zahlreiche Mitglieder der Familie Er-Rami, die aus Andalusien nach Marokko geflüchtet waren und sich speziell in Fas und Tetuan niedergelassen hatten, daselbst zurück. Die in Marokko Andalusi genannten ehemaligen Bewohner des südlichen Spaniens sind in Fas sehr zahlreich und ist ein ganzes Quartier der Stadt nach ihnen benannt; die Frauen und Mädchen der Andalusi gelten als besonders schön. Dieser andalusischen Familie Er-Rami nun gehört der Kahia oder, wie er sich auch gern nennen hört, der Amir an. Der genannte Sultan belehnte ein Mitglied dieser Familie mit der Verwaltung der Stadt; diese Stellung wurde erblich, und der jetzige Kahia Muhammed Er-Rami ist der Nachkomme jener aus Marokko eingeführten andalusischen Araber. Durch Verheiratungen mit Negerinnen sind die Mitglieder dieser Familie allmählich dunkler geworden, und der jetzige Kahia ist von negerartigem Aussehen. Er hat einen besonders schlauen, aber dabei doch gutmütigen Gesichtsausdruck, ist nicht bösartig, lacht gern und freut sich über alles Neue, was er sieht und hört. Von einem religiösen Fanatismus weiss dieser Mann sicherlich nichts, und wenn er einmal etwas gegen einen in Timbuktu anwesenden Christen thun sollte, so würde das gewiss nicht freiwillig sein, sondern unter dem Einflusse von anderen Leuten, die mächtiger sind als er. Kahia ist bekanntlich ein in Tunis besonders gebräuchlicher Name für Beamte und Offiziere. Die Funktion des Kahia von Timbuktu scheint nur die eines Bürgermeisters zu sein; in der auswärtigen Politik, insbesondere auf die ewigen Fehden zwischen Fullani und Tuarik, hat er keinen Einfluss und muss sich dem jeweilig Mächtigeren anschliessen.“

Ebenso einflussreich und vielleicht noch mehr als der Bürgermeister sind in Timbuktu die Häupter einiger angesehenen Familien oder Stämme. So spielte das Haupt der grossen Scheriffamilie Ulad Sidi el-Muktar sowohl während der Anwesenheit Barths als auch der von Dr. Lenz eine hervorragende Rolle in der Stadt.

Der kurze Überblick genügt, um uns zu zeigen, dass in der so berühmten „Königin der Wüste“ schon seit Jahrzehnten die

vollste Anarchie herrscht. Sie hat nur als Handelsplatz Bedeutung. Es ist auch fraglich, ob sich auf den Trümmern des alten Sonrhayreiches ein neues lebenskräftiges erheben wird. Die nomadisierenden Tuareg haben kein Zeug dazu, und bei den Fulbe scheint die Eroberungskraft doch bedeutend nachgelassen zu haben. Ausserdem ist auch das Vordringen des europäischen Einflusses von der Westküste einerseits und von Algier andererseits nicht zu unterschätzen. Der Ring der europäischen Kolonien, der sich gerade um diesen Teil des Sudan zieht, ist doch ein viel zu fester, als dass er durch eine mohammedanische Erhebung ernstlich gefährdet oder gesprengt werden könnte. Die Selbständigkeit Marokkos ist nur eine Frage der Zeit, und so wird es hier schwerlich dem Islam gelingen, eine Bewegung in Szene zu setzen, wie sie im ägyptischen Sudan zur Gründung des Mahdireiches führte.

Ob aber Timbuktu mit der Zeit eine grössere Handelsbedeutung erreichen wird, ist auch sehr fraglich. Selbst wenn der Niger als Handelsstrasse eröffnet werden sollte, was allem Anscheine nach in nächster Zeit der Fall sein dürfte, so werden doch in der Nähe desselben andere Handelszentren entstehen, die den Glanz Timbuktus nur schwächen werden.

Während wir in Europa so wenig von Timbuktu wissen, ist man dort im Gegenteil über die Vorgänge in Europa im allgemeinen gut unterrichtet. Als Barth in Timbuktu weilte, hatte man dort bereits Nachrichten von dem Beginn des Krimkrieges. Und Lenz äussert sich darüber: „Man wusste die Ergebnisse des letzten russischen Krieges, sprach natürlich noch immer von dem grossen französisch-deutschen Kriege, den man mit besonderem Interesse verfolgte, da man immer ein Anrücken der Franzosen fürchtet, sogar von der Wüsteneisenbahn erzählte man mir, obgleich die wenigsten eine Ahnung hatten, was eine Eisenbahn ist. Aber der beständige Verkehr mit den arabischen Bewohnern der Mittelmeerländer bringt es mit sich, dass man in Timbuktu ohne Zeitungen und Telegraphen doch schnell von allem verständigt wird. Dass dabei oft falsche Gerüchte allgemeine Verbreitung und Glauben finden, ist leicht erklärlich; bei der Sucht der Araber, zu übertreiben, muss man immer vorsichtig bei Anhörung von Erzählungen sein.“ —

So haben wir unsere Wanderung durch die westlichen Sudanreiche beschlossen in einer Stadt, die keinen königlichen Hof, aber auch keine Regierung aufweisen kann. Die Geschichte der Völker beginnt sonst mit Tyrannenherrschaft und endet mit Gründung von Freistaaten. Diese fortschreitende Kraft wohnt weder den Völkern des Sudan noch dem Islam bei. Im Sudan ist das Bild seit Jahrhunderten stets dasselbe: aus vollster Anarchie erheben sich Despotenreiche, um wieder in Anarchie zurückzusinken.

Wird das zwanzigste Jahrhundert, an dessen Schwelle wir stehen, eine Wende in der Geschichte des Sudan bedeuten? Wie gross auch die Macht der Zivilisation ist, in Anbetracht der Geschichte dieser Länder und der weiten Entfernung derselben von der Küste wird man für die nächste Zukunft schwerlich rosige Hoffnungen hegen dürfen.

Im ägyptischen Sudan.

Im Osten Wadaïs liegt Darfor, einst ein selbständiger Staat, der ungefähr die Grösse des Königreichs Preussen hatte, aber kaum dichter bevölkert ist als Deutschland nach dem dreissigjährigen Kriege, denn man schätzt die Zahl seiner Einwohner auf ungefähr $3^1/_2$ Millionen. Inmitten des Landes erhebt sich das Marragebirge, der fruchtbarste Teil desselben und auch die Wiege der einstigen Macht der Forawa, sonst ist das Land von steppenähnlichem Charakter und ähnlich Wadaï, wenn auch im ganzen fruchtbarer als dieses. Die Bevölkerung war seit jeher ein buntes Völkergemisch, in dem die Nubaneger und die Araber ziemlich vorwiegen. Auch die Entwicklungsgeschichte des Landes ist ähnlich derjenigen der anderen benachbarten Sudanstaaten. Anfangs regierten hier heidnische Könige der Dynastie Dadscho; dann kamen die Tundscher, jene Araber, die noch Heiden waren, oder noch nicht genügend überzeugte Mohammedaner, so dass sie mitten unter den Heiden ihren Propheten vergassen und in das Heidentum zurückfielen. Die Geschichte dieser Könige ist nicht genauer bekannt, denn die gegenwärtigen Forawa, die mohammedanisch sind, schämen sich ihrer heidnischen Vorfahren. Erst gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts wurde in Darfor der Islam durch Soliman Solon, den Begründer der Kara-Dynastie, zur Staatsreligion erhoben. Im Andenken der Forawa ist er ein Nationalheld, der dreiunddreissig glückliche Kriegszüge in Person geführt hat. Wenn er seinen kleinen runden Metallschirm schüttelte, dass die daran befindlichen Schellen erklangen, so schien der Sieg allen gesichert, und der Schild, der den Namen „Schirim“ führte, wurde bis zuletzt unter den Familienkleinodien der Darforsultane aufbewahrt. Um jene Zeit

stand Darfor noch auf einer ziemlich tiefen Kulturstufe. Die Leute kleideten sich in Felle, und der König bediente sich eines roten Ledergewandes als Ehrenkleides. Noch der Nachfolger Soliman Solons, Namens Musa, war, wie das Volk sich erzählt, als man ihm einen Teppich aus Ägypten brachte, in Verlegenheit, was er mit einem solchen anzufangen habe, und entschloss sich ihn als Gewand umzuthun. Später allerdings stiegen auch die Sultane von Darfor zu einer Macht und Pracht empor, welche sich mit der anderer Sudanreiche messen konnte.

Der wirkliche Begründer der Macht Darfors war der Sultan Achmed Bokkor, der vom Jahre 1682—1722 regierte. Er liess sich angelegen sein, aus seinem Lande einen wirklich mohammedanischen Staat zu machen, suchte mohammedanische Gelehrte ins Land zu ziehen, erbaute Medressen (Schulen) und Moscheen und zwang die Einwohner zur Befolgung der drei wesentlichsten Vorschriften des Islam: der Beschneidung, des Fastens im Monat Ramadan und der Verrichtung der täglichen fünf Gebete. In richtiger Würdigung des geringen Zivilisationsgrades seiner Unterthanen lud er fremde, fortgeschrittenere Volksstämme ein, sich in seinem Lande niederzulassen, verbürgte ihnen Sicherheit des Eigentums und Steuerfreiheit und suchte so das Land zu heben. In der That folgten diesem Rufe Ansiedler aus Bornu und Bagirmi, es kamen die Fellata vom Westen und die Leute vom Nil; die Gerechtigkeit und Gastfreundlichkeit des Königs machte Darfor zu einem gesuchten Lande.

Er befestigte auch die Herrschaft der Sultane im Inneren des Landes, indem er den unabhängigen, über weite Gebiete herrschenden Stamm der Kimr unterwarf, und zwar in einem Kriege, der sieben Jahre sieben Monate und sieben Tage gedauert haben soll. Die Kimr hatten den Mittelpunkt ihrer Macht auf dem fast uneinnehmbaren Berge Nokat, und Bokkor konnte denselben nur durch Verrat einnehmen. Er bestach die Frau des Feindeskönigs durch Gold und Geschmeide, und diese zeigte den Kriegern Bokkors unter Anführung seines ältesten Sohnes Mohammed Daura einen Weg auf die schwer zugänglichen Berge, indem sie an einem verabredeten Tage zahlreiche Sklavinnen auf diesem zur Holzlese schickte. In diesem Kriege spielte bereits eine Kanone, die schon damals wunderbarerweise in das Land gekommen war, eine wichtige Rolle, und

auch diese wurde bis zum Zusammenbruche Darfors als eine Reliquie aufbewahrt. Zur Regierungszeit Bokkors begannen auch die Kriege gegen Wadaï, von denen wir an einer anderen Stelle berichtet haben.

Kaum war aber Darfors Macht einigermassen abgerundet, so begannen auch in diesem Reiche die blutigen Bürgerkriege, welche die Söhne verstorbener Könige um den Thron gegeneinander führten. Am schlimmsten gestaltete sich in dieser Beziehung die Regierung Mohammed Dauras. Er war ein tapferer Krieger, doch zugleich ein roher, grausamer Mensch. Gleich bei seinem Regierungsantritt räumte er in furchtbarer Weise unter seinen Brüdern auf, von denen er siebzig töten liess; nur einige, die man als Mädchen verkleidet hatte, entgingen seinen Nachstellungen. Seinen ältesten Sohn Musa Angreb, der zum Thronfolger ernannt wurde, behandelte er mit Misstrauen, und indem er dem jüngeren Omar den Vorzug gab, trieb er ihn wirklich zur Empörung. Der Vater zog ihm mit bewaffneter Macht entgegen, wurde aber im Kampfe geschlagen und griff nunmehr zur List, um den rebellischen Sohn zu verderben. Er sandte einige Geistliche mit der Botschaft an seinen Sohn, dass er ihm verzeihe und ihn einlade, zu ihm zu kommen. Diese Boten verlangten jedoch von dem König, er möge ihnen auf den Koran schwören, Musa nichts zuleide zu thun. Dies that Mohammed Daura feierlichst, und Musa kam. Er wurde scheinbar aufs freundlichste empfangen. Doch als ihm der Vater ein Ehrenkleid selber anlegen zu wollen erklärte und Musas Kopf noch innerhalb des Gewandes steckte, ergriff der König eine Flinte und schlug seinem Sohne mit dem Kolben den Schädel ein. Die gerechte Strafe des Himmels für diese Unthaten ereilte ihn bald darauf, denn er wurde vom Aussatz befallen, litt so schwer daran, dass ihm die Zunge abgeschnitten werden musste, und starb unter grässlichen Leiden nach einer zehnjährigen Regierung.

Aus der Regierungszeit eines der Nachfolger stammt folgende schöne Geschichte: König Tirab (regierte von 1752—1785) hatte ausser dem rechtmässigen Thronfolger noch einen Sohn in fast demselben Alter von seiner Lieblingsfrau, die begreiflicherweise diesen zum Chalifa ernannt zu sehen wünschte. Der König beantwortete ihre Bitte nicht, liess aber ihren Sohn rufen. Quer vor der Ein-

gangsthür lag ein Löwe, vor welchem sich der auf den Ruf erscheinende Jüngling fürchtete, weshalb er sich durch die Hinterthür zu seinem Vater begab. Darauf befahl ihm der König, Seide vom Schneider zu holen. Der Jüngling ging, kehrte aber unmittelbar wieder zurück und fragte, wieviel Seide er bringen solle, entfernte sich und kam darauf mit einer zweiten Frage nach der Farbe der Seide und endlich ein drittes Mal, um zu wissen, ob es rohe oder verarbeitete Seide sein solle. Der König nahm hierauf seinen Auftrag zurück und liess seinen Sohn Ishaka rufen. Dieser drängte kühn den Löwen von der Eingangsthür und fragte, unmittelbar nachdem er den Auftrag seines Vaters empfangen hatte, von welcher Farbe, in welcher Art und wieviel Seide er zu bringen habe. Der König entliess hierauf beide Söhne, und selbst seine Lieblingsfrau musste zugeben, dass ihr eigener Sohn weder an Mut, noch an Überlegenheit mit Ishaka sich messen könne. Ishakas Ernennung zum Chalifa blieb bestehen.

Nachtigal erzählt auch von einer eigenartigen Charakteristik dieses Herrschers, wie sie im Lande sich erhalten hat. Man sagt nämlich von Tirab, dass er von seinen Regierungsjahren zehn der Religion und deren Studium geweiht habe, und in der That war er der beste Schriftsteller seines Landes, der gelehrteste aller Fürsten von Darfor und liess sogar Bücher aus Ägypten und Tunis kommen. Weitere zehn Jahre, setzt man aber hinzu, wurden von ihm dem Merissagenuss, den Frauen und der Prachtliebe gewidmet. Zu Scheba habe er sich ein Haus bauen lassen, das 55 m lang, 20 m tief und 27 m hoch gewesen sei und 33 Wohnzimmer für 33 Lieblingsfrauen enthalten habe. Dort habe sich Tirab mit 365 Schafböcken für das ganze Jahr verproviantiert und sich ein Jahr lang eingeschlossen, unsichtbar für jedermann mit Ausnahme des Wesir, der täglich erschien, um ihm Bericht zu erstatten, und seinen Anordnungen gemäss das Land regierte.

Wenn auch die nachfolgenden Herrscher bestrebt waren, mit den Nachbarstaaten Frieden zu halten, und sich sogar eine Bestätigung ihrer Herrschaft in Darfor von der Pforte geben liessen und dafür die Oberhoheit des Sultans in Konstantinopel anerkannten, so wurde doch ihre Lage von dem sich mit ungeahnter Eile im östlichen Sudan ausbreitenden Ägypten in ernstlicher Weise bedroht.

Schon im Jahre 1823 rückte der Defterdar Mehemet Bey in Kordofan ein und schlug das Heer der Kordofaner, das von der Reiterei der Forawa unterstützt wurde, in der ausgedehnten Ebene nördlich von Bara. Bald darauf zogen die „Türken", wie die Ägypter im Sudan allgemein genannt werden, in El Obeid ein, und Darfor grenzte nun an eine Macht, die, mit modernen Waffen ausgerüstet, einen furchtbaren Feind abgab. Die Ländergier der ägyptischen Paschas wandte sich auch, wenn auch verhältnismässig spät, gegen Darfor und stürzte die Herrschaft der Kera.

Nachtigal war der letzte Reisende, der den Sultan von Darfor noch in voller Macht und an der Spitze seiner Truppen sah, vor dessen Augen sich der komplizierte, äusserst bunte Apparat des Hofes von El Fascher entfaltete. Einige Jahre darauf war ganz Darfor eine ägyptische Provinz. Die Hofhaltung der Sultane von Darfor war im wesentlichen denjenigen ähnlich, die wir bereits an anderen Höfen kennen gelernt haben. Einige Sonderlichkeiten waren auch hier zu bemerken, so z. B. gab es in Darfor einen Schattenkönig, den sogenannten Kamene, dem überall, wo er erschien, königliche Ehren erwiesen wurden. Seine Einnahmen waren nicht unbedeutend, aber sein Einfluss ein geringer, und die Forawa meinten von ihm, er sei nicht Fisch und nicht Fleisch. Sein Amt datierte noch aus alter heidnischer Zeit, wo der Kamene (der Hals des Königs) beim Tode eines Königs gleichfalls getötet und mit diesem begraben wurde. Diese Sitte wurde jedoch schon seit Jahrhunderten in Darfor nicht mehr geübt, und der Schattenkönig war eine geschichtliche Erinnerung.

Den Hauptschlag gegen Darfor führte im Jahre 1874 ein nubischer Abenteurer und Sklavenjäger, der Seribenkönig Siber, welcher in Diensten der ägyptischen Regierung stand. In der Schlacht bei Menawatschi errangen die Ägypter vollständigen Sieg, der junge König Brahim fiel auf dem Schlachtfelde. Drei Tage später rückte Siber in die Hauptstadt El Fascher ein; die regulären ägyptischen Truppen folgten ihm nach.

Der Onkel des gefallenen Königs, der alte Prinz Hasib Allah, versuchte noch eine Zeitlang Widerstand zu leisten, indem er sich mit dem Reste des Heeres in das Marragebirge schlug, aber auch hierhin folgte ihm Siber und schlug sein Hauptquartier in der alten

Krönungsstadt Turra auf. Noch vor Beginn des Jahres 1875 musste Hasib Allah die Waffen strecken und wurde nach Kairo gesandt, wo er von dem Chedive in rücksichtsvoller und gütiger Weise aufgenommen wurde.

Wir haben somit in Darfor den ägyptischen Sudan betreten und begegnen hier einem neuen Elemente. Bisher sahen wir die Negervölker von den Arabern beeinflusst. Die nomadisierenden Stämme derselben, die sich über das rote Meer in Ostafrika und ferner westlich vom Nil ausbreiteten oder die Oasen der Wüste besetzt hielten, waren die eigentlichen Gründer der Sudanreiche, indem sie den Negern die Kultur des Islam aufpfropften. Welcher Art diese Kultur war, das haben wir an den vielen Höfen beobachten können.

Ein Fortschritt war wohl unverkennbar; die bekehrten Neger hatten mehr Lebensbedürfnisse als ihre heidnischen Brüder und mussten auch mehr Energie entfalten, um sich die Befriedigung dieser Bedürfnisse zu verschaffen. Leider hatten sie dabei alle Laster des orientalischen Lebens sich angeeignet und waren somit in den Augen der Europäer doch Barbaren geblieben.

Das neue Element, das uns im ägyptischen Sudan entgegentritt, ist zwar auch mohammedanisch; aber diese Ägypter oder „Türken“ sind doch von den nomadisierenden Arabern grundverschieden. Die Paschas, die an der Spitze der Truppen in die eroberten Gebiete einrücken, sind zivilisiert, natürlich in der Art wie die Türken die Zivilisation annehmen. Ihre Lebensbedürfnisse sind höher bemessen, ihre Truppen besser diszipliniert, ihre Waffen vollkommener. Sie sind von ihrer Heimat nicht abgeschnitten; sie haben stets grosse Zufuhren von Luxusartikeln und Munition zu erwarten; sie repräsentieren eine Macht. Freilich ist das Gebiet, in welches sie eindringen, ein ungeheueres, so dass ihre Zahl in demselben verschwindet und sie wiederum auf die Dienste der Eingeborenen angewiesen sind.

Was nun ihren Charakter anbelangt, so sind sie nicht besser als die mohammedanischen Bedrücker der Negervölker, die sich vor ihnen in den Gebieten niedergelassen haben. Auch für sie ist ein Neger ein Ungläubiger, der zur Sklaverei vorausbestimmt ist. Sie kommen auch in das Land nicht, um es zu heben, sondern um es

auszubeuten, und die Art, wie sie es thun, ist gleichfalls eine rohe, gewaltthätige. Für die Masse des Volkes erwächst aus ihrem Erscheinen kein Gewinn; sie wechselt nur ihre Herren. Man könnte eher sagen, dass die Lage derselben eine schlimmere wird; denn während es früher nur Herren und Sklaven gab, giebt es von nun an die herrschenden Herren, besiegte Herren und von beiden ausgebeutete Sklaven. So besteht zwischen den Siegern und Besiegten ein prinzipieller Gegensatz; er ist nicht religiöser, sondern politischer Natur, Nubier und Ägypter stehen sich gegenüber. Nun ist Ägypten ein Land, welches sich einer vollen Selbständigkeit nicht erfreut. Der Einfluss fremder, christlicher Mächte ist in demselben sehr gross; diese fremden Mächte mischen sich in die inneren Angelegenheiten Ägyptens und fassen auch den Entschluss, die neu eroberten Gebiete im Sudan zu organisieren. Unter die beiden feindlich gegenüberstehenden Parteien werden christliche Gouverneure entsendet, deren Hauptaufgabe es sein soll, dem Sklavenhandel Einhalt zu gebieten. Wie selbstlos, wie heldenmütig auch diese Sendlinge der wahren Kultur sind — sie sind von Anfang an auf einen verlorenen Posten gestellt. Sie sind nicht imstande, die bereits vorhandenen Fehler auszubessern; ihre Gegenwart verschärft nur den Gegensatz zwischen den Türken und den Nubiern, bis derselbe zum vollen Ausbruch kommt. Die Geschichte der Sudanvölker bleibt sich gleich; an die Spitze der politisch Unzufriedenen stellt sich auch hier ein Prophet, ein Reformator des Glaubens, der Mahdi von Dongola, der mit seinen fanatisierten Scharen die regulären Heere schlägt, Chartum erobert und Gordon tötet. Auch er gründet ein Reich und eine neue Dynastie. Es dürfte jetzt hier am Platze sein, diese wechselvolle und so überaus traurige Geschichte des ägyptischen Sudan zu erörtern, wenn nicht gerade in der letzten Zeit der tragische Fall Chartums und die Bemühungen, Emin Pascha in seiner Äquatorialprovinz zu entsetzen, eine grosse Anzahl populärer Schriften veranlasst hätten, welche dieses Thema erschöpfend behandeln.

Auch würden wir mehr von schwarzen und weissen Paschas, von Sklavenjägern und kleinen Häuptlingen erzählen müssen, als von schwarzen Fürsten, welche einen solchen Titel wirklich verdienen. Wenden wir uns darum lieber gleich den Grenzen des

ägyptischen Sudan zu und suchen wir in jenen fernen Gebieten echt afrikanische Fürsten auf!

Die Länder, die wir jetzt betreten wollen, sind erst seit verhältnismässig kurzer Zeit bekannt, obwohl sie seit uralten Zeiten die Neugierde der Menschen herausforderten. Sie liegen in jener Gegend, von der, wie man früher meinte, der heilige Nilstrom kam, dessen Quellen jahrtausendelang von mächtigen Königen und zahllosen Reisenden gesucht, aber erst in unserer Zeit entdeckt wurden. Das Verlangen, den heiligen Strom in seinem oberen Laufe kennen zu lernen, war auch im Anfange unseres Jahrhunderts vorhanden, und es gab den Anstoss zu dem Vordringen der Ägypter nach dem Sudan. Leider waren diese Expeditionen keine reinen Entdeckungs-, sondern Eroberungsfahrten, und so kam es, dass hier den Forschern Sklavenjäger vorausgingen. Wir haben gesehen, dass Barth und Nachtigal von Sklavenjägern in die fernen Heidenländer geführt wurden; dasselbe war anfangs auch hier der Fall.

Inner-Afrika ist verhältnismässig ein armes Land, und die Gebiete, die am oberen Nil lagen, boten den Händlern nur zwei Hauptartikel: Elfenbein und Sklaven. Die Vermittelung dieses Handels nahmen Nubier in die Hand. Europäer hatten sich zwar mit dem Elfenbeinhandel auch eine Zeitlang befasst, später aber ihn so gut wie ganz aufgegeben. Für das Verständnis der Zustände in den Ländern im Herzen von Afrika ist es durchaus notwendig, diese Elfenbeinhändler näher zu kennen.

Ihr Zentralpunkt war Chartum; hier war der Sitz der grössten Handelshäuser, und hier wurden die nötigen Tauschwaren gesammelt, die Handelskarawanen ausgerüstet. In Chartum schifften sich die Händler auf Barken ein, fuhren den Weissen Nil hinauf bis etwa in die Gegend der Mündung des Gazellenflusses und gingen hier ans Land. Sie fanden hier keine Handelsstädte wie im Sudan, keine bereits geordneten Staatsverbände; hier lebten wilde, nackte Neger, die bald Ackerbau, bald Viehzucht trieben, bald sich mit der Jagd befassten und im Besitze des Elfenbeins waren. Um dieses zu erlangen, musste man quer durch das Land von einem Häuptling zum anderen ziehen und die Zähne nach und nach einhandeln. Für ein solches Unternehmen mussten aber die Händler einen festen Stützpunkt haben, und da solche Stützpunkte nicht

vorhanden waren, so schufen sie sich welche. In einem reicheren Distrikte bauten sie ein eigenes mit Verhau oder Pallisaden umgebenes Dorf — eine Seriba. Dieselbe war eine Art Festung, in welcher stets eine Besatzung lag. Sie bildete den Stützpunkt der Karawane.

Auf unseren Wanderungen durch den Sudan haben wir bis jetzt die des Weges Ziehenden stets im Besitze von Reit- und Lasttieren gesehen. Pferde und Kamele oder Lastochsen wurden je nach der Beschaffenheit des Landes benutzt. In diesem Teile von Afrika giebt es keine Reit- und Lasttiere. Das Pferd und das Kamel gehen hier zu Grunde, und die einheimische Rinderrasse ist zu schwach, um zum Lasttragen verwendet zu werden. Alle Lasten werden hier auf dem Kopfe von Menschen getragen. Dies bedingt nun eine ganz andere Ausrüstung der Karawane. Der Händler muss über eine genügende Anzahl von Trägern verfügen. Da aber diese wiederum des Schutzes bedürfen und andererseits bewacht werden müssen, so braucht er eine entsprechende Anzahl von Soldaten. Da nun selbst die gewöhnlichsten Afrikaner nicht allein, sondern mit Weib und Kind zu reisen pflegen, so wächst der Tross noch mehr an, so dass eine Karawane oft nach Hunderten von Köpfen zählt. Die Verpflegung einer solchen Menschenmasse hat auch ihre Schwierigkeiten, und so hat sich im ägyptischen Sudan folgendes System ausgebildet.

Der Händler zwingt die Eingeborenen des Distriktes, in dem er seine Seriba gebaut hat, ihm Getreide zu liefern; er bringt sie also in eine Art Hörigkeitsverhältnis. Da aber die Bedrückten sich oft ihren Peinigern durch Flucht oder Auswanderung entziehen, oder ihre Zahl zu gering ist, um den ganzen Tross des Händlers zu ernähren, so sieht sich dieser veranlasst, die nötigen Lebensmittel auch auf eine andere Weise zu beschaffen. Er schickt seine Soldaten auf Razzia aus; d. h. er befiehlt ihnen, Dörfer der Eingeborenen zu überfallen und Getreide und Vieh zu rauben. Bei dieser Gelegenheit werden natürlich auch Menschen, deren man habhaft werden kann, gefangen genommen und in die Sklaverei fortgeschleppt. So gehen hier Elfenbeinhandel und Sklavenraub Hand in Hand. Diese Zustände herrschten in jenen Gebieten vor Jahrzehnten, herrschen gegenwärtig und herrschten auch zu jenen

Zeiten, da Gordon und Emin noch im Lande waren; denn wenn man auch den Sklavenraub nicht gestattete und den Sklavenhandel unterdrückte, so war man doch gezwungen, auch regierungsseits, Razzien auf Vieh und Getreide abzuhalten. Das mussten sowohl Gordon, wie Gessi und Emin, nicht nur etwa erlauben, sondern auch befehlen, wenn sie mit ihrem Gefolge nicht verhungern wollten. Unter den Augen der europäischen Beamten, die im Dienste des Chedive standen, wurden alsdann Sklaven nicht gefangen, aber in ihrer Abwesenheit legten sich die nubischen und türkischen Offiziere keine Beschränkung auf. Welchen Wert übrigens die Kontrolle dieser Beamten thatsächlich hatte, geht daraus hervor, dass ein einziger europäischer Beamter Gebiete verwaltete, die beinahe so gross wie das Königreich Preussen waren. Übrigens würde man irren, wenn man diese Seriben nur als kleinere Gruppen von Gehöften ansehen wollte — es gab im Gegenteil Seriben, die mehrere tausend Einwohner hatten und den Namen einer Stadt wohl verdienten. Auch waren sie ziemlich dicht im Lande zerstreut. Dass unter solchen Umständen die eingeborenen Negerfürsten gar keine Bedeutung haben, keinen Hof halten konnten, ist um so selbstverständlicher, als hier die einzelnen Stämme noch viele besondere Häuptlinge mit ganz kleinen Machtbezirken hatten. Fürsten, Könige, Herrscher waren hier eben die grossen Händler, und man nannte auch Siber, welcher Darfor bezwungen hatte, mit vollem Rechte den Seribenkönig. Sein Anhang wurde ausser seinen eigenen Soldaten noch durch die sogenannten Dschellaba verstärkt, nubische Kleinhändler, die mit kleinen Warenvorräten das Land durchzogen, um dafür einige wenige Sklaven zu erschachern.

Schweinfurth, welcher diesen Seribenkönig, da er an einer Schusswunde daniederlag, besucht hatte, bestätigte, dass Siber sich mit einer Art fürstlichen Hofhalts umgeben hatte. Seine Privatwohnung bestand aus einer Gruppe wohlgebauter, grosser Hütten, welche, von hohen Zäunen umgeben, verschiedene abgesonderte Hofräume in sich schloss, wo Bewaffnete Tag und Nacht postiert zu sein pflegten. Reichgekleidete Sklaven meldeten die Besucher an, und eigene Räumlichkeiten mit von Teppichen bedeckten Diwanen an den Wänden waren daselbst als Wartezimmer hergerichtet. Den Gästen wurde Kaffee, Tschibuk und Scherbet serviert. Gefangene

Löwen, an schweren Ketten befestigt, erhöhten den fürstlichen Pomp dieser Hofräume. Hinter einem grossen Vorhange stand in der innersten Hütte das Krankenlager des Siber, um welches sich beständig eine Anzahl dienstbarer Geister zu schaffen machte. Ein ganzer Haufen von Fakis sass, durch den Vorhang vom Kranken getrennt, an der Wand des Gemaches auf dem Diwan; sie murmelten beständig Gebete.

In Dem Siber*) konnte man für Anweisungen auf Chartum alle möglichen europäischen Waren kaufen, selbst „Luxusartikel“ wie Pfeifenköpfe, Kämme, Zündhölzchen und Papier; auch Seife und Kaffee. Die Zahl der Sklaven, welche dieser Mann allein jährlich einfing, betrug 2000 und mehr, und Szenen, wie in Bagirmi, konnte man auch hier abseits vom Wege beobachten.

Rückten die Karawanen der Elfenbeinhändler in entfernte Gebiete, so benahmen sie sich anfangs friedlich und trieben regelrechten Handel mit den Negerhäuptlingen; erst wenn sie in den neuerschlossenen Gebieten festen Fuss gefasst hatten, begannen sie nach ihrer Art zu sengen und zu morden. Alsdann ging die ursprüngliche Herrlichkeit der Negerfürsten in wenigen Jahren zu Grunde, und an Orten, wo sich einst weite, luftige Paläste erhoben, wogte nach einigen Jahren das Grasmeer. In Begleitung solcher Karawanen sind nun deutsche Forscher in die Länder im Südwesten von dem ägyptischen Sudan eingedrungen, zur letzten Stunde noch, um uns Bilder ursprünglicher afrikanischer Kultur zu erhalten, um echte schwarze Fürsten zu schauen, wie sie Afrika aus eigener Kraft ohne Zuthun des Islam hervorgebracht hat.

Könige der Menschenfresser.

In einer der geschilderten Seriben befand sich im Jahre 1870 der deutsche Reisende Georg Schweinfurth und bereitete sich zu einer Campagne in ein unbekanntes Land vor. Mohammed Abd es-Sammat, der Besitzer der Seriba, hatte im Süden des Bahr el-Ghasalgebietes ein Dorado für die Elfenbeinhändler und ein Dorado

*) Dem ist die Bezeichnung für solche grosse Seriben.

für die geographischen Forschungsreisenden entdeckt. Wunderbare Dinge erzählte man von jenem Lande. Ein grosser Fluss sollte dort nach Westen strömen und ein wirklich mächtiger König über ein fleissiges und hochentwickeltes Volk herrschen, welches trotzdem dem Laster des Kannibalismus ergeben war. Es handelte sich um jenes Land in der Nähe der Nilseen, welches seit Jahrtausenden als ein Wunderland galt; denn dorthin verlegte die Sage die Wohnsitze der Ellenmännchen oder Pygmäen, welche mit den Kranichen den Krieg führten, dort sollten geschwänzte Menschen und Anthropophagen wohnen, schreckliche Wesen, die in nächtlichen Zusammenkünften von Waldhexen und Kobolden gezeugt würden. Jahrtausendelang beschäftigte jenes Land die Schriftgelehrten, aber noch war es keinem Europäer gelungen, in dasselbe einzudringen, wie viele von ihnen auch ausgezogen waren, um das caput Nili zu entdecken. Schweinfurth sollte der erste sein, der seine Wunder schaute, geführt von Abd es-Sammat, einem unternehmenden Nubier.

Endlich ist der Tag des Abmarsches gekommen. Die aus 700 bis 800 Köpfen bestehende Karawane ordnet sich zu einem langen Zuge, denn der Weg, auf dem man wandeln soll, ist schmal, nur ein ausgetretener Pfad, auf dem nur ein Mensch gehen kann; so ist die Gänsemarschordnung hier von den Verkehrsverhältnissen dem Zuge aufgedrungen. Bevor aber die Karawane die Lagerstadt verlässt, wird vor dem Thore derselben ein Lamm geschlachtet und die Fahne, mit Halbmond und Sternen geschmückt, in das Blut des Opfertieres getaucht. So ist sie in Wirklichkeit die Blutfahne des Islams.

Zunächst führt der Weg noch durch bekannte dem Chartumer Händler unterworfene Gebiete; allmählich aber beginnt sich der Charakter der Landschaft zu ändern. Der Boden wird stellenweise in Mulden und Einsenkungen wasserreicher, und an solchen Orten schwindet die dürre Flora des Steppengebietes, um Bäumen und Büschen mit vollsaftigen Blättern Platz zu machen. Dort wo ein Bach murmelt und auch im Sommer nicht versiegt, schauen wir ein Wunder der Pflanzenwelt, einen Wald, der wie eine Galerie die Ufer des Gewässers säumt, ein dichter, echt tropischer Wald mit Riesenbäumen, mit undurchdringlichem Unterholz, mit der

Hütten, Krieger und Sänger der Niam-Niam.

grünen Dämmerung in seinem tiefen Schoss, mit der feuchten Treibhaustemperatur, mit Lianen und Farnkräutern aller Art — ein Urwald, vorläufig allerdings nur noch ein Urwald en miniature.

Der Forscher erreicht aber bald wichtige Anhöhen. Bis jetzt suchten alle Flüsse und Bäche, die er überschritt, den Nil zu erreichen — nun strömen sie nach Westen, um einen anderen Riesenstrom zu speisen. Diese Höhen bilden die Wasserscheide zwischen dem Nil und dem Kongo, und es gewinnt den Anschein, als ob hier auch für Tier-, Pflanzen- und Menschenleben eine Grenzlinie gezogen wäre.

Was wir bis jetzt im Sudan an Negerstämmen sahen, das war ein buntes Völkergemisch, das wir schwer voneinander trennen konnten. Hier begegnen wir einem Volke, das schon durch die äussere Erscheinung sich auf den ersten Blick als eine besondere Nation kennzeichnet, die man auf weite Entfernung unter vielen anderen Negern herausfinden kann. Sofort fallen uns die langen Haarflechten dieser Menschen auf, die, aus dem feingekräuselten Haar der sogenannten echten Negerrasse bestehend, weit über die Schultern und bis zum Nabel herabhängen können; der breite, runde Kopf; beispiellos grosse und offene, mandelförmig geschnittene Augen, von dicken, scharf abgezirkelten Brauen umschattet, verleihen dem Gesichtsausdruck ein unbeschreibliches Gemisch von tierischer Wildheit, kriegerischer Entschlossenheit und dann wieder Zutrauen erweckender Offenheit; die Nase ist breit, aber von geringer Höhe, die Lippen sind breit, und fette Wangen runden das Gesicht ab; die Hautfarbe erscheint zumeist von dem matten Glanze der Tafelchokolade. Diese Eingeborenen übersteigen selten die mittlere Grösse eines Europäers. Sie zeichnen sich auch durch eine besondere Tättowierung von anderen Stämmen ab. Auf Stirn, Schläfen und Wangen haben sie drei oder vier mit Punkten ausgefüllte, Schröpfnarben ähnliche Quadrate und unter der Brusthöhlung über dem Nabel eine x-förmige Figur. Punkte, Striche, Zickzacklinien am Oberarme und auf der Brust dienen noch als individuelle Erkennungszeichen. Bei festlichen Gelegenheiten bestreuen sie noch ihren Körper mit pulverisiertem Rotholz oder färben ihn in schwarzmarmorierten Mustern mit dem Gardeniasafte. Sie kleiden sich nur mit dem Schurzfell, aber sie wenden auf die

Haarfrisur eine besondere Sorgfalt. Sie sind unerschöpflich in der Kunst, neue Haartrachten zu ersinnen. Als Waffen führen sie lange Speere und Wurfeisen zum Angriffe und aus spanischem Rohr geflochtene Schilde zum Schutze.

Das sind die Sandeh, wie sie sich selbst nennen, oder Niam-Niam, wie sie von den Nubiern genannt werden. Niam-Niam ist der Dinkasprache entlehnt und bedeutet Vielfresser, hier freilich spielt er noch auf eine Unsitte der Sandeh an, auf den Kannibalismus — ein Laster, welches bei diesem Volksstamme eingebürgert ist. Es giebt wohl manche unter ihnen, welche diesen Genuss verabscheuen, aber das Vorhandensein der Anthropophagie lässt sich in diesen Gebieten nicht leugnen. Die Reisenden haben im Laufe der Zeit ja viele Beweise gesammelt. Und die Sandeh verheimlichen es durchaus nicht. Sie rühmen sich vor aller Welt ihrer wilden Gier, sie tragen die Zähne der von ihnen Verspeisten wie Glasperlen auf Schnüren gereiht um den Hals, hängen die Knochen an ihren Wohnungen auf. Menschenfett ist ihr grösster Leckerbissen, und dem Genusse grosser Mengen desselben schreiben sie eine berauschende Wirkung zu. Sie verspeisen sowohl Krieger, die im Kampfe gefallen sind, als auch eigene Stammesgenossen, die friedlichen Todes gestorben sind. Sie sind nahe Verwandte der wilden Fans an der Westküste von Afrika, die gleichen Sitten huldigen.

Ihre Hütten bestehen aus runden Thonmauern, auf welche spitze Kegeldächer aus Stroh aufgesetzt werden; aber nach Dörfern und Städten in unserem Sinne des Wortes würde man im Sandehlande vergeblich suchen. Die Hütten liegen, zu kleinen Weilern gruppiert, im Kulturlande verstreut, und diese Gruppen menschlicher Wohnungen sind voneinander meist durch meilenlange Wildnisse getrennt. Fürstliche Paläste giebt es in diesen Weilern nicht; die Wohnungen der Häuptlinge bestehen aus einer Anzahl derselben Hütten für sie und ihre Weiber.

In dem Gebiete der Niam-Niam kann man wohl ein halbes Hundert solcher Fürsten zählen; ihre Macht kann darum keine bedeutende sein. Ein solcher Regent einiger Weiler, der den Titel „Bjiä“ führt, hat seine bestimmten Rechte; er führt den Oberbefehl im Kriege, entscheidet überhaupt über Krieg und Frieden,

ist berechtigt, das Todesurteil auszusprechen und es höchst eigenhändig zu vollstrecken. Er bezieht auch Einnahmen aus Abgaben; so gehört ihm alles Elfenbein, das im Lande gesammelt wird, und die Hälfte des Fleisches von dem erlegten Jagdwild. Mitunter, namentlich in westlichen Distrikten, wo fremde Stämme den Sandeh unterworfen sind, erhebt er einen Sklaventribut von Mädchen und Knaben, die er an Sklavenhändler, die aus Darfor und Nubien kommen, verkauft, wobei er mitunter die Hälfte des erzielten Preises den Eltern der Sklaven auszahlt. Was er sonst braucht zum Lebensunterhalt, das muss er sich selber beschaffen, und so hat er seine Sklavinnen, die für ihn das Feld bestellen, ja mitunter lässt er auch seine „Königinnen" Feldarbeiten verrichten. Er entfaltet keinen äusseren Pomp in Kleidungsstücken, Waffen und dergleichen, aber er ist stets mit einem Haufen von Trabanten, einer Art Leibwache, die unablässig seiner Befehle harrt, umgeben. Die Autorität der Sandehfürsten ist gross. Sie sind kleine Despoten, und von einigen wird erzählt, dass sie ihre Macht in höchst merkwürdiger und barbarischer Weise fühlen lassen. Plötzlich und willkürlich sollen sie ein Opfer aus der Menge herausgreifen, dem sie mit eigener Hand die Schlinge um den Hals werfen, und dem sie alsdann mit dem hackigen Messer einen tödlichen Streich in den Nacken versetzen; so beweisen sie durch diesen „Cäsarenwahn" ihren Unterthanen, dass sie Herren seien über „Leben und Tod".

Viele der Häuptlinge waren schon durch die Nubier eingeschüchtert gewesen, als Schweinfurth vor zwanzig Jahren ihr Land betrat, und so geschah es, dass die Häuptlinge zu dem Reisenden zur Audienz kamen. Wir haben bis jetzt stets berichtet, wie die schwarzen Fürsten Europäer empfingen, nun müssen wir einen entgegengesetzten Fall berichten. Schweinfurth erzählt von seinem Zusammentreffen mit Uando folgendes:

„Uando war von untersetzter Gestalt, mit kolossaler Entwicklung von Muskelfülle und Fett. Der königliche Aplomb, mit welchem sich diese imposante Masse vor uns gebärdete, liess nichts zu wünschen übrig; sein Benehmen war sicher und gesetzt. Von Uando wurde übrigens allgemein behauptet, er sei ein abgesagter Feind des Kannibalismus. Dieser Vorzug des Landesoberhauptes schien indes seine Untergebenen wenig zu beeinflussen. Ich hatte

übrigens Grund, die mir durch den Besuch des Häuptlings dargebotene Gelegenheit zu Vorwürfen wegen ungenügender Gastfreundlichkeit von seiner Seite gehörig auszubeuten. Ich berief mich auf die Freigebigkeit der Nubier und ihrer Seriben und erzählte ihm, daselbst hätten meine Hunde besser gelebt als ich, der Herr, bei ihm, der doch ein König sei. Für meine Hunde hätte man Ziegen, für mich selbst Rinder geschlachtet. Uando wandte ein, er besässe weder das eine noch das andere. ‚So verlange ich wenigstens Hühner, aber mehrere und genug für mich und meine Leute', sprach ich. Dabei hielt ich ihm seine feindseligen Kundgebungen vor, welche unserem Erscheinen vorausgegangen waren, und unterstützte jedes meiner Worte durch einen Faustschlag auf den Feldtisch, der vor uns stand, so dass Gläser und Teller erklirrten. Uando schaute ganz verdutzt drein, erhob sich aber gefasst und versprach, Lebensmittel in Hülle und Fülle zu senden. Unmittelbar darauf trafen Leute bei mir ein, welche ausser einigen schlechten Hühnern mit einer Anzahl grosser, schwarzer Töpfe beladen waren und dieselben als Gastgeschenk seitens des Herrschers vor meine Zeltöffnung setzten. Ein abscheulicher Geruch wie von brenzlichem Öle, schwarzer Seife und verdorbenen Fischen drang aus den Thongefässen zu der Nase des Neugierigen; bei näherem Nachsehen gewahrte das Auge darin, umflossen von einer dunklen Brühe, Fäden und Faserstränge wie von aufgelöstem Tauwerk, dazwischen Lederabfälle und altes verknotetes Riemenzeug. Das war ein Erzeugnis wilder autochthoner Kochkunst; so mögen unsere Vorfahren in den Wäldern der Urzeit Europas Mammutbraten und Rhinocerosfüsse zubereitet haben; der gewaltige Sprung in Zeit und Raum lag mir nahe. Mit einem Worte: die Töpfe waren erfüllt von angebranntem, räucherigem Ragout von Kaldaunen eines zweihundertjährigen Elefanten, sehr zähe und mit sehr viel Hautgout."

Dieser Uando war unter den Sandehfürsten eine ganz hervorragende Persönlichkeit, wie die späteren Ereignisse es bewiesen. Er war einer von den wenigen Häuptlingen, welche anfangs den nubischen Karawanen und später der „Regierung" Gessis am längsten trotzten. Als auf der Rückkehr vom Mangbattulande die Karawane Abd es-Sammats sein Gebiet wieder betrat, fand sie an dessen Grenzen die landesübliche Kriegserklärung. Hart am Pfade und

jedem so recht in die Augen springend, fanden sich an einem Baumaste drei Gegenstände aufgehängt. Diese waren: ein Maiskolben, eine Hühnerfeder und ein Pfeil. Der Führer erklärt die Bedeutung dieser Symbole: „Lasst ihr euch's einfallen, auch nur einen Maiskolben zu pflücken oder ein Huhn zu greifen, so werdet ihr durch den Pfeil sterben.“ Die Karawane, welche nur 40 Soldaten zur Bedeckung hatte, wurde in der That und dazu verräterischerweise von mehreren Tausenden Krieger überfallen, aber obwohl Abd es-Sammat verwundet wurde, wurde der Angriff dennoch zurückgeschlagen.

So sind diese Sandeh Gewehren gegenüber keine besonders gefährlichen Feinde, obwohl sie Zeichen ihrer Tapferkeit, Jagdtrophäen und dergl. gern öffentlich zur Schau stellen; denn an keinem ihrer Weiler fehlen die Votivpfähle mit allerlei Knochen behangen. „Am Diamvonu,“ erzählt Schweinfurth, „verdankte ihnen meine osteologische Sammlung einen reichen Zuwachs. Schädel von Antilopen aller Art, von Meerkatzen, Pavianen, Wildschweinen, von Schimpansen und Menschenschädel fanden sich bunt durcheinander an den Ästen der Votivpfähle gespiesst, teils in kompletten, teils nur in fragmentarischen Stücken, Weihnachtsbäumen nicht unähnlich, aber mit Geschenken nicht für Kinder, sondern für vergleichende Anatomen reichlich behangen. Zahlreiche, unzweideutig für den entschiedenen Hang der Bewohner zum Kannibalismus sprechende Zeugen traten hier vor unsere staunenden Blicke. In der Nähe der Wohnhütten, auf den Haufen von Küchenabfällen aller Art, menschliche Gebeine und Bruchstücke von solchen, an den Ästen der benachbarten Bäume hin und wieder Arme und Füsse aufgehängt in halb skelettiertem Zustande und bei schlechter Trocknung im Schatten des dichten Laubes übelriechend und die Luft in weitem Umkreise verpestend. Das waren keine Wirtshausschilder, welche dem Wanderer zu einem gastlichen Asyl entgegenwinkten.“

Im Jahre 1870, da Schweinfurth als Entdecker das Land bereiste, hatten sich die Chartumer Handelskompanien in dasselbe geteilt. Nach einer Art von Verträgen, welche sie mit einander abgeschlossen, durfte in einem bestimmten Distrikt nur ein bestimmter Händler Seriben errichten und Elfenbein aufkaufen. Wenn auch

in Chartum das beste Einvernehmen herrschte, so war die Lage der Dinge in der fernen Wildnis eine andere. Dieser oder jener Karawanenführer respektierte nicht das Nachbargebiet und schlug einige Weiler zu seinem Grenzbezirke. Daraus entstanden wohl Streitigkeiten und Kämpfe unter den Händlern selbst. Diese Wirren wurden noch durch die Feindseligkeiten der einzelnen A-Sandeh-*) fürsten gegeneinander erhöht, da die Elfenbeinhändler sich in dieselben einmischten. Diese Kriege und die Razzien brachten aber den Händlern noch einen anderen Vorteil; in denselben wurden selbstverständlich Sklaven gemacht, und diese Ware zog wiederum die nubischen Kleinhändler, die Dschellaba, ins Land. Diese Menschen kauften nicht allein Sklaven auf, sondern gingen geradezu auf Raub aus. Die Soldaten der Nubier bestanden zum grossen Teil aus Sklaven, die als junge Knaben geraubt und von ihren Herren im Gebrauch der Feuerwaffen unterrichtet worden waren. Man nannte sie Basinger. Sie waren tapferer als die eigentlichen nubischen Söldner, welche hier in der Regel ihren Lohn in Sklaven ausbezahlt erhielten; aber sie waren wilder, grausamer als selbst die arabischen Sklavenjäger. Solche Basinger hielten sich auch die Dschellaba mit der Zeit, und wenn sie auch zu schwach waren, regelrechte Überfälle gegen die Weiler der A-Sandeh zu unternehmen, so legten sie sich doch auf Menschendiebstahl, indem sie im Lande nach Art der Zigeuner aus alter Zeit hausten. War einmal ein Knabe oder ein Mädchen in ihrem Besitz, so half alles Klagen derselben oder der Eltern nicht, denn in den Augen der mohammedanischen Nubier waren ja diese kannibalischen Heiden so wie so zur Sklaverei geboren.

Alle diese Frevel, welche in diesen Gebieten östlich vom Weissen Nil verübt wurden, erregten schliesslich den grössten Unwillen in Europa. Der Einfluss der fremden Mächte in Kairo schrieb den Paschas im ägyptischen Sudan eine andere menschenfreundlichere Politik vor; es wurde die Aufhebung der Sklaverei proklamiert und mit der Lösung dieser höchst schwierigen Aufgabe der Engländer Gordon beauftragt. Einer seiner Offiziere, Gessi Pascha, ein Italiener, wurde mit der Aufhebung der Sklavenjäger im Bahr el-Ghasal be-

*) A-Sandeh = Mehrzahl von Sandeh.

auftragt. Die Seribenbesitzer und die Dschellaba scharten sich um Soliman Siber, den Sohn Siber Rahamas, und leisteten einen verzweifelten Widerstand. Im Jahre 1879 wurde jedoch die Macht der Sklavenjäger gebrochen, und Gessi schritt zur Neuorganisation des Landes.

Auch das A-Sandehgebiet gehörte zu seiner Provinz. Es wurde nun die Einrichtung getroffen, dass die einzelnen Häuptlinge als Vasallen der Regierung von derselben in Schutz genommen wurden. Niemand durfte mehr in ihren Gebieten Sklavenjagden abhalten, sie waren ihres Lebens und ihres Besitzes sicher und sollten dafür der Regierung eine jährliche Abgabe in Elfenbein abliefern, sowie bestimmte militärische Stationen erhalten, deren Aufgabe es war, Frieden und Sicherheit im Lande aufrecht zu erhalten.

Die Absichten Gessis waren gut, aber sein Reformwerk stand, insofern von seiner Residenz entferntere Gebiete in Frage kamen, nur auf dem Papier. Auf welche Beamten stützte er sich? Sie rekrutierten sich aus Ägyptern oder nubischen Händlern, welche klugerweise sich gleich beim Beginn der Kämpfe der Regierung unterworfen hatten. Diese Leute hatten nicht die geringste Absicht, den Sklavenhandel, durch den sie sich ja bereicherten, zu unterdrücken. Sie fügten sich nur scheinbar den Anordnungen der Regierung und wirtschafteten hinter deren Rücken auf die altgewohnte Weise.

Dazu kam es noch, dass Gessi, um die Neger vor den Übergriffen der noch im Lande herumziehenden Dschellaba zu sichern, die entlassenen Soldaten und befreiten Sklaven mit Gewehren und Munition ausrüstete, also das Volk sozusagen bewaffnete.

Die Negerhäuptlinge hatten nun den Wechsel des Systems nicht bemerkt; sie meinten noch lange, dass die eigentlichen Beherrscher der Gebiete einzelne Elfenbeinhändler seien. So kam es zu Differenzen; viele Häuptlinge wollten nicht gehorchen und mussten nun von den Regierungstruppen zum Gehorsam gebracht werden. Andere Häuptlinge benutzten wieder die Gelegenheit, um ihre etwaigen alten Feinde zu verderben, indem sie sich gegen diese der Regierung anschlossen. So waren die Zustände in dem A-Sandehlande, als zehn Jahre später, im Jahre 1880, Dr. Wilhelm Junker es bereiste. Allgemeines Misstrauen, vollste Unsicherheit, Krieg aller gegen alle;

dabei waren die zur Macht und in den Besitz von Flinten gekommenen Häuptlinge gegen ihre Unterthanen und Nachbarn noch viel schlimmer als die ehemaligen nubischen Sklavenjäger. So konnte man hier bereits nach der kurzen Zeit eines Jahrzehntes völlig veränderte Typen, jene missratenen Negerkönige schauen, wie sie für die oberflächlich mit der Zivilisation in Verbindung stehenden Teile von Afrika charakteristisch sind.

Bei einem derselben hatte Junker seine Station Lacrima gebaut, und von hier unternahm er eine Rundreise durch das A-Sandehgebiet; wir sind darum in der Lage, unseren Lesern nach den Berichten des berühmten Reisenden einen Fürsten jenes menschenfressenden Stammes vorzuführen.

Dieser Fürst hiess Ndoruma. Als der Fürst erfuhr, dass Junker ihn mit seinem Besuch beehren wolle, kam er ihm in Dem Bekir, einer Regierungsstation, entgegen, um sich zu überzeugen, ob er einen Feind oder einen Freund zu erwarten habe. Zum feierlichen Empfang Ndorumas liess Junker seine kleine Dienerschar Festtagskleider anlegen: russische Bauernanzüge, bunte Hemden und Hosen aus Kattun, deren er viele Dutzende, bereits fertig genäht, zu Geschenken mitgenommen hatte.

Dann stellten sich die Jungens mit Waffen in der Hand in Reih und Glied auf.

Ndoruma war einer der mächtigsten A-Sandehherrscher und hatte z. B. im Jahre 1871 zwei gut ausgerüstete Karawanen arabischer Händler so gründlich geschlagen, dass nur wenige von den Teilnehmern mit dem Leben davonkamen.

Junker sah darum dem Eintreffen desselben mit berechtigter Spannung entgegen. Ndoruma war bei seinem ersten Erscheinen in einem komischen Anzug, den er gewiss kurz zuvor zur Ehre des Tages angelegt hatte, zu seinem Nachteil eine urspasshafte, lächerliche Figur. Er hatte seine kräftigen, muskulösen, sehr langen Beine in eine viel zu kurze und enge, prall anliegende, ehedem wohl einem Husaren zugehörige Hose von karmesinroter Farbe gezwängt. Bei der hochgewachsenen stattlichen Erscheinung Ndorumas reichte die Hose weder oben noch unten; die Nähte vollends liessen bei jeder Bewegung das Schlimmste befürchten. Mit dem zweiten Kleidungsstück, einer arabischen Dschelabije, stand es auch nicht besser; die

Arme und die Schultern waren in dieselbe eingezwängt, während die volle nackte Brust bis zum Unterleib sich kräftig ans Tageslicht drängte.

Im Gesicht prägte sich unverkennbar der Typus der A-Sandeh aus. Scharfe, energische Züge, grosse, lebhafte Augen zeugten von Willenskraft. Stark vortretende Backenknochen, die nebst den breiten Nasenflügeln dem Gesichtsausdruck der Neger etwas Fremdartiges, Wildes verleihen, charakterisierten auch Ndoruma, doch zeigte er dabei nur mässig aufgeworfene Lippen. Sie waren von einem nicht starken Schnurrbart eingerahmt, der struppige Kinnbart war nach unten gezogen und verlor sich seitlich an den Kinnbacken in spärlichem Haarwuchs. Das Haupthaar war nach Art der A-Sandeh, jedoch etwas nachlässig, in Flechten gelegt; sie ragten unter einem Tarbusch hervor und umrahmten den Hinterkopf. Wie alle Niam-Niamherrscher aus früherer Zeit litt auch Ndoruma keinen Schmuck an sich.

Vor anderthalb Jahr war Ndoruma durch Rafai Agha, den Verwalter der ehemals Siberschen Seriben, zur Botmässigkeit gezwungen worden, jetzt begrüsste er mit Freuden die Anbahnung der neuen von Gessi geschaffenen Verhältnisse. Junker bestätigte den Häuptling in seinen guten Absichten und konnte ihm auch mitteilen, dass er ihm Geschenke von Gessi Pascha zu übergeben habe. Wenn schon diese allein auf Ndoruma vorteilhaft einwirkten, so wollte doch Junker sich auch persönliche Freundschaft bei diesem Fürsten sichern und improvisierte zu dessen Ehren ein kleines Fest. Er unterhielt seinen Gast zuerst mit allerlei Bilderbüchern, Musik- und Lärminstrumenten, als es aber am Abend dunkel geworden war, hielten Junkers Jungen mit bunten Papierlaternen einen Umzug. Junker hatte ihnen dazu scherzhafte Charakter- und Tiermasken gegeben, welche die kleinen, schwarzen Teufel in lächerlich komischer Weise entstellten und für Augenblicke, bis der Zauber einer ruhigeren Überlegung der Zuschauer gewichen war, Angst und Schrecken verursachten. „Manche der Zaghafteren unter ihnen, auch die aus der Ferne zuschauenden Weiber, stoben lärmend und schreiend auseinander. Bald aber löste sich das Entsetzen der Leute in brausenden Jubel auf, zu dem die Töne der Drehorgel erklangen. Sie geboten lautlose Stille; lauschend hing jedwedes Ohr an den un-

erhörten Tönen, während „die Wacht am Rhein“ laut und voll weit hinausschallte in die afrikanische Wildnis.“

In seiner Heimat, in der Junker Ndoruma bald aufsuchte, trug dieser nur einen, wenn auch etwas abgetragenen, Rokko, einen Schurz aus Rindenstoff, wie er durch Ausklopfen der Rinde einer Feigenart gewonnen wird, und diese Kleidung stand dem schwarzen Manne besser als die zusammengestückelte europäische Uniform. Seine Residenz bestand aus gewöhnlichen Hütten, nicht eine Spur von Luxus war da zu sehen, und wozu sollte der Fürst sich mit Bauten abmühen? Im Laufe einiger Jahre war ja bei den wechselvollen Kriegsläuften seine Residenz mehrmals abgebrannt. Das Vertrauen war in die Herzen dieser Menschen noch nicht eingezogen und die Furcht vor den Einfällen der Nubier eine beständige. Auch sonst wechselt ein A-Sandehfürst häufiger seinen Wohnsitz, und trotz aller schlimmen Erfahrungen versteht er nicht, seine Wohnung zu schützen. Selbst gegen den Leoparden, der im Lande häufig und gerade hier häufiger als anderwärts ist, der dem Menschen nachstellt und ihn selbst aus Hütte und Hof herausholt, bringen die indolenten Leute einen oft nur ungenügenden Verschluss an ihren Hütten an, die allerdings zur Nachtzeit auch mit quergestellten Balken verrammelt werden. „Als ich auf meinem letzten Durchzug durch das Gebiet Ndorumas,“ berichtet Junker, „drei Jahre später nach Osten reiste, fand ich in meiner Station, die ich „Thräne“ getauft hatte, kaum eine Spur des einst Bestandenen wieder; auch Ndoruma hatte, was ich zur Bekräftigung des oben Gesagten anführe, seine Hütten schon wieder verlassen und sich etwas weiter östlich auf dem Uerreplateau neu angebaut; von den früheren Hütten war nichts mehr sichtbar. Und so mahnt im tropischen Afrika alles und jedes an raschen Verfall und Vergänglichkeit. In uns aber bleibt das peinliche Gefühl zurück und die Furcht, ob denn selbst mühevolle, europäische Arbeit hier Früchte reifen werde, ob bei diesen Naturvölkern dauernde und bessere Verhältnisse geschaffen werden können, ehe auch sie dem Untergang anheim fallen.“

Interessant war die Art und Weise, in welcher die Station Junkers gebaut wurde. Die Arbeit ging langsam, selbst für Afrika äusserst langsam, von statten, und um dem gerechten Drängen

seines Gastes gerecht zu werden, musste der Häuptling zum äussersten Mittel greifen. Als eines Morgens die Arbeiter wieder ausgeblieben waren, liess Ndoruma die gewaltige Kriegstrommel der A-Sandeh rühren. Ihr Schall ist weithin vernehmbar und vermittelt, je nach Zahl und Art der Schläge, den Befehl des Fürsten an die umwohnenden Häuptlinge, mit ihren Untergebenen zur Versammlung oder zum Fest, zur Jagd oder zum Krieg gerüstet herbeizueilen. In vergangenen Zeiten, als die Gebiete noch bevölkerter waren und die Unterthanen dichter beisammen wohnten, soll auf diese Weise, indem die Häuptlinge sich auf ihren Kriegstrommeln die Signale schleunigst übermittelten, die stets kriegsbereite Mannschaft in sehr kurzer Zeit bis an die äussersten Grenzen eines Gebiets mobilisiert worden sein. Auch im gegebenen Fall weckte das Signal bei Ndorumas Hütten alsbald in weiter Ferne, gleichsam als Echo, dieselben Signale auf den Kriegspauken einiger Häuptlinge. Binnen kurzer Zeit eilten die Leute mit Speer und Schild zum Kampfe gerüstet herbei. Als sie dann den schlauen Scherz ihres Fürsten erfuhren, war die Heiterkeit gross, sie lehnten Lanze und Schild friedlich an die Hütten, und die Kriegsmannschaft bequemte sich zur Arbeit.

Auch der alte Uando, mit dem uns Schweinfurth bekannt gemacht hatte, lebte noch im Jahre 1880; aber er hatte sich bereits zur Ruhe gesetzt und sein Land an drei Söhne verteilt. Leider liessen sie ihn nicht in Ruhe; er wurde namentlich von seinem Sohne Hokua verfolgt, der sich früher mit den Arabern verbunden hatte, und irrte in der Wildnis umher, bis nach der Besiegung der Sklavenjäger Dr. Junker eine Art Frieden zwischen Vater und Sohn stiftete.

Später trat Emin Pascha organisierend in einem Teile des A-Sandehlandes auf. Die Zustände, die er vorfand, waren äusserst traurig. Die türkischen Soldaten hatten auf eigene Faust die rechtmässigen Fürsten gestürzt und an deren Stelle neue, die man jetzt richtiger Chefs nannte, eingesetzt. Viele derselben waren echte Raubritter, die mit den ihnen anvertrauten Gewehren das Land unsicher machten und sich selbst an den Karawanen der Regierung vergriffen. Emin selbst erwähnte diese Vorgänge kurz in seinen Briefen an Schweinfurth. Er setzte die schlimmsten dieser Raubhelden

ab und liess sie in Verbannung an den Nil abführen. Söhne aus wirklich fürstlichen Familien wurden mit der Würde der Chefs bekleidet und die geraubten Frauen ihren Männern zurückgegeben. Das Staunen über diese That war ein ungeheueres; eine solche Gerechtigkeit war in dem Lande noch niemals vorgekommen. Allerdings sollte dies nur ein kurzer Lichtblick in der Geschichte des A-Sandehvolkes sein; denn Emin, von Chartum abgeschnitten, musste seinen Wirkungskreis mehr und mehr einschränken. Was nach seinem Abzug geschehen ist, das kann man sich leicht nach dem Vorhergesagten denken. Die A-Sandeh reiben sich untereinander auf und fallen den Dschellaba, die wieder aus dem Mahdireiche in das Land eingedrungen sind, zum Opfer. Diese Länder sind nun für die Anhänger des Chalifa, der in Chartum residiert. Heidendistrikte, wie wir sie im Süden von Bornu und Bagirmi kennen gelernt haben.

Das Land wurde erst vor etwa zwanzig Jahren entdeckt; es ist wieder verschlossen; aber die Geschichte dieser zwei Jahrzehnte wird uns nicht verloren gehen, sobald die berühmten Forscher Emin, Junker und Casati durch ihre Publikationen die trefflichen Angaben Schweinfurths vervollständigt und fortgeführt haben werden.

Meine Leser sind jedoch durch die Pracht der mohammedanischen Höfe des Sudan vielleicht verwöhnt und finden kein besonderes Interesse an diesen kleinen Häuptlingen, die einander auffressen und in der abgeschlossenen Wildnis die Tage ihres Lebens zubringen. Nun, auch in diesem Teile Afrikas gab es einst einen Palast und einen Hof, der das Staunen der Fremden hervorrief und der von allen bis jetzt geschilderten vielleicht der interessanteste war; denn er war echt afrikanisch, frei von den Einflüssen des Islam, frei von den Einflüsterungen Asiens und den Verlockungen Europas. Diesen Hof wollen wir nunmehr aufsuchen, indem wir weiter nach Süden vordringen.

Der braune Cäsar.

Wir überschreiten den Uelle, und eine neue Welt empfängt uns. Hier wohnt bereits ein anderer, heller gefärbter Volksstamm, die Mangbattu,*) eigenartig in ihrer Erscheinung, ihrer Tracht, ihrer Kunstfertigkeit und ihren Sitten. Aber die Natur ist auch eine andere. Wenn wir bereits im Niam-Niamlande ein frischeres Auftreten der Vegetation verzeichnet haben, wenn dort die Galeriewälder schon zu mächtiger Entfaltung gediehen waren, so tritt uns hier die Pflanzenwelt mit einer noch urwüchsigeren Kraft und Frische entgegen.

Wir fühlen hier, dass wir unter den Tropen sind, wie wir sie aus den üblichen Beschreibungen kennen. Hinter uns liegen die Gebiete, in denen vor allem das Getreide, die Negerhirse u. s. w., den Menschen ernährten; wir sind jetzt im Lande der Banane und der Erdfrüchte.

„Der Pfad," schreibt Schweinfurth, „führte uns durch eine paradiesische Landschaft, deren Reize sich für immer meiner Erinnerung eingeprägt haben. Wir durchzogen die endlosen Pisangplantagen, welche vermischt mit bezaubernden Hainen der Ölpalme das ganze Land zu einem ununterbrochenen Garten, einem wahren Eden gestalten. Die Ölpalmen, deren Stämme von oben bis unten von Farnkräutern überwuchert waren, stellten alle Pracht eines ägyptischen Dattelhains weit in den Hintergrund. Eine köstlich erquickende, würzige Luft strich durch die Landschaft, überall war Wasser und kühlender Schatten zu finden; vor den Häusern der Eingeborenen prangten riesige Feigenbäume, deren dichte Kronen kein Sonnenstrahl durchdrang.

Dann ging es wieder über von dichten Dschungels mit Raphia, Calamus und Pandanus erfüllte Bäche und Galerien, bergauf, bergab in beständig aufsteigender Hügellandschaft."

Über zahlreiche rieselnde Bäche führt der Weg, an Mangbattudörfern vorüber, die im Schatten breitästiger Bäume, Überreste ehemaliger Wälder, einen überaus lieblichen Anblick bieten. „End-

*) Schweinfurth nennt das Volk „Monbuttu". Junker, der länger unter denselben gewohnt hat, meint, es nenne sich selbst „Mangbattu".

lich winkten", fährt der Reisende fort, „aus tiefem Grün die Palasthallen des Königs den Wandernden entgegen, dann gelangten wir zu einer breiten Thalsenkung, in deren Mitte, weit und breit von Pflanzungen umgürtet und beschattet von den riesigen Zeugen früherer Wildnis, ein spiegelklarer Bach murmelnd sich hinschlängelte. Durch die tiefe, walderfüllte Bachsenkung von der Residenz geschieden, schlugen wir am diesseitigen Gesenke einer baumfreien Thalwand unser Lager auf. Uns gegenüber zeigte sich ein weitgedehnter, grasfreier Abhang, auf welchem die dunkelrote Erde wohlgesäubert mit vielen Reihen der zierlichsten Hütten, teils im Dachbau als Schuppen, teils in Kegelform errichtet, bedeckt erschien. Dahinter erhoben sich, alles übrige weit überragend, bahnhofähnliche Gebäude in einer Höhe und Breite, wie sie mir, seit ich Kairo verlassen, nicht vorgekommen waren und verrieten mir sofort den Wohnsitz des Königs Munsa."

Bevor wir aber diese weiten Hallen betreten und den König in seinem afrikanischen Staate schauen, müssen wir das Volk der Mangbattu ein wenig kennen lernen.

* * *

Unter den Völkern des von ihnen besetzten Teiles von Zentralafrika zeichnen sich die Mangbattu durch eine hellere Hautfarbe aus, deren Grundton der des gemahlenen Kaffees ist. Auffallend ist ferner das ziemlich häufige Vorkommen von blondhaarigen Menschen unter diesen Negern; denn Schweinfurth glaubte die Zahl der blonden Mangbattu auf fünf Prozent veranschlagen zu dürfen. Dieses Blond hat indes nichts mit dem unserigen gemein, es erscheint von unreiner und wie mit Grau gemischter Färbung, dem Hanf vergleichbar. Besonders hellfarbige Individuen verrieten in ihren Augen fast immer etwas Krankhaftes und gaben manche Merkmale von Albinismus zu erkennen. In anderer Beziehung aber erinnert der physiognomische Ausdruck der Mangbattu vielfach an den typischen Charakter der semitischen Völker, eine Erscheinung, die ja auch bei dem Fulbevolke von verschiedenen Reisenden konstatiert wurde. Ebenso sind auch die hellfarbigen Manjema im Westen vom Tanganjika in ihrer physiognomischen Erscheinung den Ägyptern nicht unähnlich.

Auch die Sprache der Mangbattu ist eine ganz besondere und durchaus von der der A-Sandeh verschieden.

Allerdings sind diese Klassenzeichen vielfach im Volke vermischt, denn man findet auch unter den Mangbattu dunkler gefärbte Individuen, was ohne Zweifel mit den vielfachen Verschiebungen der Wohnsitze der afrikanischen Stämme zusammenhängt. Immerhin bildeten die Mangbattu, als sie entdeckt wurden, noch ein ursprüngliches afrikanisches Volk, welches in völliger Abgeschlossenheit sowohl gegen die mohammedanische wie gegen die christliche Welt gelebt hat. Die kontagiösen Seuchen unserer Kulturwelt waren damals noch nicht in das ferne Land gedrungen, und die Völker hatten auch von den fremden Sitten nichts angenommen.

Während europäische Zeuge und Kleidungsstücke oft die Gebiete im Inneren Afrikas erreichten, bevor sie vom Reisenden betreten wurden, waren den Mangbattu, als Schweinfurth zu ihnen kam, gewebte Stoffe aller Art völlig unbekannt. Den Bekleidungsstoff lieferte ihnen der Rindenbast eines Feigenbaumes (Urostigma Kotschijana). Dieser Baum wurde im Mangbattulande angepflanzt und fehlte vor keiner Hütte. Sobald der Stamm die Dicke eines Mannesleibes erreicht hat, wird der ganze Stamm vier bis fünf Fuss lang entschält, worauf er sich merkwürdigerweise mit einer neuen Rindenschicht bedeckt, die nach drei Jahren von neuem abgeschält werden kann. Daraus erklärte sich auch die Anpflanzung der Bäume als Nutzbäume in der Nähe der Gehöfte. Von den A-Sandeh wird der Baum Rokko genannt.

Die Rokkorinde ist ähnlich unserer Lindenrinde, die ja auch in Europa, z. B. in Russland, einen wichtigen Handelsartikel bildet; nur ist die Rinde fester, die einzelnen Bastfasern liegen nicht wie papierdünne Platten übereinander, sondern verweben sich untereinander, als wären sie geflochten. Die Weberei hat somit in diesem Falle die Natur selbst besorgt, der Mensch bearbeitet nur den Stoff durch eine Art Maceration sowie durch vieles Klopfen derart, dass er das Aussehen eines sehr dichten und geschmeidigen Gewebes erhält. Er wird auch mit Farbholzabkochung getränkt, so dass er eine braunrote Färbung annimmt und an ordinäres Wollenzeug erinnert. Das Rindenstück wird nun durch einen

Gürtelstrick über den Hüften zusammengehalten und bedeckt in einem originellen Faltenwurf den ganzen Körper von der Brust bis zu den Knieen.

Dies ist jedoch Männertracht; die Mangbattufrauen tragen nur eine Gürtelschnur, an der sie in der Schamfuge ein handgrosses Stück Bananenlaub oder ein ähnliches Stück von Rindenstoff befestigen. Den übrigen Körper bemalen sie aufs fleissigste mit dem schwarzen Safte der Gardeniafrucht. Die Muster sind die verschiedenartigsten. Zebraartige Streifen, pantherartige Flecke, schachbrettförmige Felder, verschlungene Linien wechseln miteinander ab, und jede Mangbattufrau sucht bei festlichen Zusammenkünften ihre Rivalin an Erfindungsgabe in dieser Richtung auszustechen. Dieser Tintenschmuck ist natürlich vergänglich; in der Regel hält er zwei Tage an und wird dann durch einen neuen ersetzt Aber wenn die Frauen sich beklecksen, so schminken sich die Männer in ausgiebigster Weise, und zwar schminken sie nicht nur die Wangen, sondern den ganzen Körper mit einer Mischung von Rotholzpulver und Fett. Was nun die Haartracht anbelangt, so ist dieselbe bei beiden Geschlechtern gleich. Zunächst wird ein Teil der Haare zu einem gewaltigen Chignon geformt, der auf dem Hinterkopfe, nach hinten etwas gebeugt, emporragt und durch Rohrgestelle in die richtige Form gebracht wird, der Rest der Haare wird in Gestalt feiner Löckchen zusammengedreht und fein über die Stirne bis zur Schläfe gelegt. Allerdings reicht das eigene Haar nur in den seltensten Fällen für diese Frisur, und so machen auch die Neger Gebrauch von falschem Haare. Dasselbe wird von den im Kriege gefallenen Helden erborgt — überhaupt wohl von Toten genommen —; Haarhändler ziehen durch das Mangbattuland wie bei uns die Hausierer. Auf diesen Chignon setzen die Männer einen cylinderartigen Strohhut, der mit bunten Federn geschmückt wird.

Verunzierungen des Körpers, wie sie bei anderen Negervölkern gebräuchlich sind: Ausbrechen oder Spitzfeilen der Zähne, Durchbohren der Nasen und Lippen und Hineinstecken unförmlicher Dinge in dieselben, sind bei den Mangbattu nicht gebräuchlich; sie leisten sich nur den Luxus der Ohrringe, die allerdings in einer besonderen Art getragen werden. Es wird dabei nicht das Ohr-

läppchen, sondern die innere Ohrmuschel durchstochen und in diese Öffnung, die schon mehr einen kreisförmigen Ausschnitt darstellt, ein Stab in der Grösse einer Cigarre hineingesteckt.

Auch in der Kriegstracht unterscheidet sich der Mangbattu von seinen Nachbarn. Ausser Schild und Lanze führt er noch Bogen und Pfeile, eine Zusammenstellung, die man sonst nur bei wenigen Völkern Afrikas wiederfindet. Dann haben sie aber noch sichelartig gekrümmte Säbelmesser, Hackmesser und eine Anzahl grosser Dolche von verschiedener Form. Das Wurfeisen, das wir bei den nördlichen Nachbarn so oft vorfinden, ist dagegen im Mangbattulande nicht üblich.

Wenn wir nun nach der industriellen Geschicklichkeit der Völker fragen, so überzeugt uns schon ein flüchtiger Blick auf die Wohnhäuser derselben, dass die Mangbattu eine ungewöhnliche technische Gewandtheit besitzen müssen. Wir werden später wahre Palasthallen der Mangbattuherrscher kennen lernen, die, obwohl sie nur aus dem leichten Holze der Weinpalme hergestellt sind, an Eleganz und Solidität wenig zu wünschen übrig lassen — luftige Bauten, die selbst Orkanen trotzen. Während sonst in Nord- und Ostafrika für den Hüttenbau die runde, kegelförmige Form vorherrscht, macht sich hier bereits der Einfluss von Westafrika geltend, indem wir bei den Mangbattu neben den runden auch viereckigen Häusern mit weit vorspringenden Dächern begegnen. Diese viereckigen Hütten sind auch zumeist für die Wohnung bestimmt, während die runden, mit spitzen, kegelförmigen Dächern mehr als Küchen und Vorratskammern benutzt werden.

Die Wohnhäuser sind in der Regel acht bis zehn Meter lang und fünf bis sieben Meter breit; die zwei bis drei Meter hohen Wände derselben bestehen ausser den Pfosten aus einem Flechtwerke von feingespaltenem spanischen Rohre und sind mit Rindendecken gefüttert; sie erlangen dadurch eine hohe Widerstandskraft gegen die Sturmwinde; man sieht sie beim Ausbruch eines tropischen Gewitters weder sich neigen noch schwanken, nur ein leichtes Zittern verrät die Gewalt des über sie hinflutenden Luftstromes. Es ist dieselbe Bauart, wie sie in Westafrika üblich ist, und auf Schritt und Tritt begegnen wir hier im Pflanzen-, Tier- und Menschenleben dem Übergang von einer Zone zur anderen.

Wie wir bei den Niam-Niam keine Städte und Dörfer in unserem Sinne des Wortes angetroffen haben, so sind auch hier die einzelnen Wohnhäuser weilerartig im Lande zerstreut; nur die königliche Residenz könnte man ein grosses Dorf nennen. Rings um die Weiler sieht man die Kulturen der Mangbattu.

Der Rindenbaum Rokko wächst dicht an den Häusern, weiterhin erstrecken sich Anpflanzungen der Ölpalmen, aus deren Früchten das Palmöl gewonnen wird, an diese schliessen sich die Bananenpflanzungen und die mit Bataten, Yams und dergleichen bestellten Felder. Getreide, wie Negerhirse und dergleichen, wird hier gar nicht und der Mais nur in der unmittelbaren Nähe der Häuser als Gartengemüse angebaut. Der Mangbattu beschränkt sich ähnlich dem Westafrikaner auf den Anbau derjenigen Früchte, welche die geringste Mühe erfordern. Dies ist vor allem bei der Banane der Fall, welche hier eine sehr geringe Pflege erfordert; man steckt die jungen Schösslinge in das vom Regen erweichte Erdreich, die alten sterben von selbst ab, und die Pflanzung ist bestellt. Ebensowenig Mühe veranlasst das Ausstecken von allerlei Wurzelknollen, von Maniok oder Kassawa, von Bataten, Yams, Colocasien und dergleichen. Als Genussmittel werden von den Mangbattu Zuckerrohr und Tabak gebaut; der letztere ist virginischer Tabak und verrät schon durch den Mangbattunamen „E Tobbu“ seinen amerikanischen Ursprung. Die Hauptnahrung des Volkes besteht aber in Bananen, die in allen verschiedenen Formen und Zubereitungen genossen werden.

Viehzucht ist im Lande völlig unbekannt; in den Dörfern werden nur Hühner und kleine Hunde gehalten; Schweine, der afrikanischen Potamochoerusart angehörig, finden sich hier und dort im halb domestizierten Zustande. Wenn auch der Wildreichtum des Mangbattulandes nicht so gross ist wie der der nördlicheren Gebiete Zentralafrikas, so bietet die Jagd dennoch eine ergiebige Quelle für die Fleischnahrung, zumal hier das erbeutete Fleisch getrocknet und für längere Zeit aufbewahrt wird. Sehr in Betracht kommt dabei die Elefantenjagd, die wegen des Elfenbeins von Mannschaften, die der König entbietet, regelmässig betrieben wird. Die Jagd liegt den Männern ob; werden sie durch diese oder durch Kriegszüge nicht vom Hause fern gehalten, so ver-

bringen sie die Tage im Müssiggang, Tabak rauchend und mit ihren Freunden Unterhaltung pflegend, denn die Besorgung der Feldarbeiten ist hier Sache der Weiber. Nichtsdestoweniger ist die Lage der Mangbattuweiber keineswegs eine erniedrigende; im Gegenteil, sie haben hier mehr Einfluss als in anderen heidnischen Negerländern. Sie haben dabei aber auch eine Menge von Freiheiten, die ihnen gar nicht zur Zier gereichen, und was die Sittlichkeit anbelangt, so stehen sie tief unter den ebenso nackten, aber dezenten Frauen vieler nördlicheren Stämme.

Die Kunstfertigkeit der Mangbattu wird von allen Reisenden gerühmt. Sie sind treffliche Eisenschmiede, geübte Töpfer, verfertigen schöne Holzarbeiten, bauen gute Kähne — in dieser Hinsicht stehen sie hoch über anderen Negern — aber in unseren Augen sind sie mit einem scheusslichen Fehler behaftet: sie sind die ärgsten Menschenfresser, die es in Afrika giebt. Sie veranstalten diese Orgien, so oft sie nur können. Kriegsgefangene werden von ihnen wie Schlachtvieh nach Hause getrieben; sie verschmähen selbst Leute ihres Stammes nicht, indem die Leichen der zum Tode verurteilten Verbrecher dem Volke zum Schmause ausgeliefert werden.

So bietet uns auch dieses Volk ein Bild, das in der Völkerkunde nicht vereinzelt dasteht; neben einer verhältnismässig hohen kulturellen Entwicklung, soweit von einer solchen bei Naturvölkern die Rede sein kann, begegnen wir den grössten sittlichen Verirrungen, der schlimmsten Barbarei.

Unsere Phantasie stellt uns die Menschenfresser in der abscheulichsten Gestalt vor, und wir sind gern geneigt, uns den Hof eines Königs der Menschenfresser unter dem Laubdache des Urwaldes zu denken, wilde Gesellen rings um den Banditenhäuptling. Die Geschichte der Entdeckungsreisen giebt uns oft eine andere Auskunft. War nicht z. B. der Hof des Aztekenfürsten Montezuma so glänzend, dass er Cortez und seine Gefährten in Staunen versetzte? Und wurden nicht in Tenochtitlan, dem alten Mexiko, Feste gefeiert, an denen das Fleisch der dahingeschlachteten Menschenopfer gerade unter die vornehmsten Familien verteilt

wurde? Auf etwas Ähnliches müssen wir uns auch am Hofe des Mangbattukönigs Munsa gefasst machen.

Es war der 22. März 1870, an dem Schweinfurth sich anschickte, den braunen Cäsar zu besuchen. Er zog den feierlichen, längst vergessenen schwarzen Tuchrock an, ebenso die schwerbeschlagenen hohen Schnürstiefel eines Alpentouristen, welche seiner leichten Figur durch die vermehrte Wucht der Tritte einen imponierenden Charakter verleihen sollten, und ging, von der schwarzen Musikbande seines Freundes Mohammed es-Sammat begleitet, nach der Residenz. Ihm folgten drei schwarze Knappen, die seine Büchse, seinen Revolver und einen Rohrsessel trugen; denn unter diesen „Wilden" wurde niemand zugemutet, sich auf die Erde zu setzen, wenn auch jedermann seinen Stuhl oder Schemel selbst mitbringen musste. Andere Diener in weissen Festgewändern trugen die für Munsa bestimmten Geschenke und bildeten den Beschluss des Zuges.

Unterwegs fand der Reisende ein Zeichen der königlichen Aufmerksamkeit; er musste einen Bach passieren. In Afrika giebt es keine Brücken, und so hätte Schweinfurth seine Schnürschuhe aus- und anziehen müssen, wenn nicht der König auf Anregung des Elfenbeinhändlers Mohammed Abd es-Sammat aus einigen frisch gefällten Baumstämmen eine Brücke hätte bauen lassen. Diese Rücksicht bestätigte die Mangbattu in der Meinung, des Europäers Füsse seien mit Bocksklauen versehen, da er ja auch ein glattes Haar — wie ein Ziegenbock — hatte.

Unter Trommelwirbel und schmetternden Klängen der Trompete, mitten durch eine dichtgedrängte Menschenmenge, die nur eine schmale Gasse offen liess, betrat der Gast die zweitgrösste der königlichen Palasthallen. Wenden wir zunächst dem Bau selbst unsere Aufmerksamkeit zu!

Die Halle hatte 33 Meter Länge, 13 Meter Höhe und 17 Meter Breite. Sie war erst vor kurzem vollendet worden, und alles bot einen sehr freundlichen Anblick dar, denn sie strahlte von Glanz und Helligkeit. Alles Holzwerk an ihr schien glänzend braun poliert und wie frisch gefirnisst; das war aber nur die natürliche Farbe des zum Bau verwandten Materials. Sie war ein kleines Weltwunder in ihrer Art und, um diesen Ausdruck zu rechtfertigen,

für die Kultur Zentralafrikas merkwürdig genug. „Mit unseren Baumitteln, es sei denn, man hätte Fischbein in Anwendung gebracht, wäre man nicht imstande gewesen, etwas Ähnliches von gleicher Leichtigkeit und solcher Widerstandsfähigkeit gegen das Toben der Orkane hinzustellen, wie die Königshallen König Munsas. Das in einem breit abgerundeten Spitzbogen kühn gewölbte Dach der Audienzhalle ruhte auf drei langen Pfostenreihen, welche aus Baumstämmen von dem geraden Wuchs der Fichte hergestellt waren. Die zahllosen Rippen und Sparren des Dachstuhls dagegen, sowie alle übrige Konstruktion war ausschliesslich aus den Blattschäften der Weinpalme (Raphia vinifera) zusammengesetzt. Diese glänzend braunen Stäbe waren Stiele und Mittelrippen des 8 bis 12 Meter Länge erreichenden Blattes der genannten Palme, welche in Mangbattulanden in allen Uferwaldungen anzutreffen ist. Sie geben in Zentralafrika ein beliebtes Baumaterial ab. Der Fussboden der Halle war mit einem dunkelroten Thonanstrich überzogen, fest und wohlgeglättet wie Asphalt. Eine niedrige Brustwehr aus gleicher Masse bildete die Seiteneinfassung, indem sie unter dem bis nahe zur Erde reichenden Dache noch einen offenen Raum freiliess, welcher auch von den Seiten Licht und Luft in die Halle hineinliess."

Am Eingange zu dieser Halle erwartete der Zeremonienmeister des königlichen Hofes den seltenen Gast. Schweigend ergriff er seine rechte Hand, geleitete ihn ins Innere mitten durch die Reihen Hunderter von Trabanten und den Vornehmen des Volkes hindurch. Alle waren in vollem Waffenschmucke und sassen auf ihren zierlichen Bänken in Reih und Glied geordnet, wie bei uns die Zuhörerschaft in einem Konzerte. Die Vorstellung hatte aber noch nicht begonnen. Die Bühne auf dem entgegengesetzten Ende der Halle war noch leer. Dort stand die Thronbank des Königs — einfach wie die Schemel seiner Unterthanen; nur eine Matte war unter ihr ausgebreitet. Dagegen war unmittelbar hinter der Bank eine gewaltige, mit kupfernen Ringen und Stäben beschlagene Lehne angebracht. In der Nähe dieses Thrones liess der Reisende seinen Stuhl aufstellen, liess sich nieder und wartete, indem seine Diener sich hinter ihm gruppierten, in Spannung auf die Ankunft des Königs. Er war auf ein langes Warten gefasst, denn er hatte

erfahren, dass der König noch vor kurzem auf dem Markte gewesen und soeben zu seinen Frauen gegangen sei, die ihn salben und für die grosse Audienz putzen sollten.

Das Publikum unterhielt sich inzwischen auf eigene Faust. Ein wildes Toben der Kesselpauken und das Gebrüll der Hörner erschütterte den luftigen Bau.

Mit heiteren Klängen verkürzte man sich die Zeit und führte die lauteste Unterhaltung, deren Hauptgegenstand natürlich der fremdartige, weisse Mann bildete. Die Vornehmen in der Halle sassen ruhig auf ihren Bänken; anders verhielt sich das Zaunpublikum, das „schwarze Volk“ von Mangbattu, welches von aussen an der Seitenbrüstung lehnte und schaulustig zu dieser Öffnung hineinguckte. Hier machten Aufseher mit langen Stöcken die Runde und hieben, wo es nötig war, wacker auf die Menge ein. Knaben, welche sich unberufen in den Festsaal geschlichen, wurden von ihnen schonungslos hinausgepeitscht.

Nach einer Stunde erhob sich ein gewaltiger Hörnerklang, verdoppeltes Paukengetöse und verstärktes Brüllen des Volkes. War das die Anmeldung des Königs? Nein — hinter dem Throne im Freien wurde ein Hintergrund für Munsas Erscheinen geschaffen. Pfosten wurden in die Erde eingerammt, ein Gerüste schnell improvisiert, und nun wurde an demselben eine Waffensammlung ausgestellt.

Hunderte ganz aus Kupfer geschmiedeter Lanzen und Spiesse wurden dort angelehnt oder angehangen. Die Strahlen der äquatorialen Mittagssonne verbreiteten über diese Anhäufung von rotglänzendem Metall einen blendenden Schein, und ein Glühen wie von flammenden Fackeln ging von den Lanzenspitzen aus, deren symmetrische Reihen einen prächtigen Hintergrund für den Thronsitz des Herrschers abgaben. Es war in der That eine wahrhaft königliche Pracht, die da entfaltet wurde, für zentralafrikanische Begriffe Schätze von unberechenbarem Werte, denn das Kupfer hatte dort denselben Wert wie bei uns das Silber.

Endlich wurden die Vorbereitungen beendigt. Ein Laufen und Ordnen entstand und — jetzt still! Da kommt der König. Lassen wir den grossen Afrikaforscher diese denkwürdige Audienz mit eigenen Worten schildern:

(S. 281.)

Munsa, König der Mangbattu.

„Vorne schreiten Musikanten, welche auf kolossalen, aus ganzen Elefantenzähnen geschnitzten Hörnern blasen, und andere, die in ihren Händen plumpe, aus Eisenblech roh gehämmerte Glocken schwingen. Den Blick gleichgiltig vor sich hin gerichtet, naht endlich derben Schrittes der rotbraun gesalbte Cäsar, gefolgt von der Schar seiner Lieblingsweiber, in Putz und Haltung wild, romantisch, malerisch. Ohne mich eines Blicks zu würdigen, wirft er sich auf die niedere Thronbank und betrachtet seine Füsse. — —

Wohl hafteten meine Augen an der phantastischen Figur des Kannibalenfürsten, nicht satt sehen konnten sie sich an diesem seltsamen, wilden Gesellen, von welchem gesagt wurde, dass er täglich Menschenfleisch esse. Mit Ringen und Ketten und vielem fremdartig geformten Schmuck an Armen und Beinen, an Hals und Brust, auf dem Scheitel eine Art Halbmond, alles aufs glänzendste geputzt und geschliffen, erstrahlte der Herrscher in seiner schweren Kupferpracht, wie im roten Schimmer der sonntäglichen Küche, ein Staat, der freilich nach unseren Begriffen eines königlichen Schatzes unwürdig erschien; er erinnerte gar zu sehr an jene Rüstkammern bürgerlicher Opulenz. Sein Anblick hatte indes etwas über alle Massen Bizarres, denn alles, was er an sich hatte, trug den unverfälschten Geschmack Zentralafrikas zur Schau, und nur die Kunsterzeugnisse des eigenen Landes wurden hier als würdig erachtet, die Majestät eines Königs der Mangbattu zu schmücken.

Ein imposanter Federhut beschattete das Haupt und sass über $1^1/_2$ Fuss hoch auf der Höhe des Scheitels, indem derselbe, wie es die Mangbattumode vorschreibt, den oberen Teil des Chignons deckte. Dieser Hut bestand aus einem schmalen Cylinder von feinem Rohrgeflechte und war aussen mit drei Etagen von roten Papageifedern besetzt; grosse Federbüschel derselben Art krönten die Spitze. Einen Schirm hatte der Hut nicht; wohl aber war vorn über dem Scheitel nach Art der Schirmwehr am Normannenhelme das erwähnte halbmondartige Gebilde aus Kupfer angebracht. Die durchbohrten Ohrmuscheln trugen fingerdicke Kupferstäbe. Am ganzen Leibe war der König mit der landesüblichen Schminke von Farbholz eingerieben, welche seinem ursprünglich hellbraunen Körper die antike Färbung pompejanischer Hallen verlieh. Seine einzige Kleidung, gleichfalls durch nichts von der allgemeinen Mode des

Landes abweichend, nur von ausgesuchter Eleganz und Feinheit, bestand in einem grossen Stück aufs sorgfältigste verarbeiteter Feigenrinde, welche mit demselben Farbstoffe imprägniert war, der als Schminke diente, und umhüllte in äusserst kunstvollem Faltenwurfe den halben Körper, Kniehosen und Leibrock zugleich darstellend. Fingerdicke stilrunde Riemen von Büffelhaut, welche im Schosse zu einem kolossalen Knoten verschlungen waren und an den Enden schwere Kupferkugeln trugen, hielten als Gürtel das schönbesäumte Rindenzeug an den Hüften zusammen. Um den Hals hing ein feingegliederter Kupferschmuck, der einen Strahlenkranz über die ganze Brust warf, und an den nackten Armen waren sonderbare, mit Ringen beschlagene Cylinder befestigt, ähnlich den Trommelschlägeln, welche ein Tambour an sich trägt. An den Gliedmassen des Unterarms und des Schienbeins wanden sich spiralige Kupferringe hinauf, und unter dem Knie hatte man je drei glänzende, hornartige, aus Hippopotamushaut geschnittene und gleichfalls kupfereschlagene Ringe befestigt. In der Rechten schwang Munsa als Zeichen seiner Würde den sichelförmigen Mangbattusäbel, an diesem Platze eine Luxuswaffe aus purem, lauterem Kupfer. Munsa mochte ein Mann von nahe an die Vierzig sein, seine ziemlich hohe Gestalt war schlank, aber kräftig, der Wuchs stramm und gerade wie bei jedem Mangbattu. Durchaus nicht einnehmend waren seine Gesichtszüge, obgleich dieselben den nicht unschönen Typus seines Volkes aufwiesen. Sie hatten etwas Neronisches an sich, etwas wie von Überdruss und Übersättigung. Ein ziemlich dichter Knebelbart sass am Kinn, auch die Backen waren mit einigem Haarwuchs bekleidet. Eine völlig kaukasische Nasenbildung schloss sich dem fast orthognathen Profil an, nur die besonders stark aufgeworfenen Negerlippen standen hierzu in lebhaftem Kontrast. In den Augen aber brannte ein wildes Feuer tierischer Sinnlichkeit, und um den Mund ging ein Zug, den ich bei keinem der übrigen Mangbattu wiedergefunden; da lagen Habsucht und Gewaltthätigkeit höhnend auf der Lauer und die Freude am Grausamen. Nie sah man ihn zu einem Lächeln sich verziehen. Aus diesen Zügen sprach kein Herz.

Das war also Munsa, Selbstherrscher der Mangbattu, ein Abglanz jener halbmythischen Majestäten von Zentralafrika, von

denen bisher nur die Namen nach Europa gedrungen waren, den ich nun von Angesicht zu Angesicht erschaute, so recht ein wilder König, ohne jede Spur eines europäischen oder orientalischen Schmuckes; nichts Unechtes und Erborgtes war an ihm zu finden."

Die Audienz sollte wohl länger als gewöhnlich dauern, denn auf zwei niedlichen Tischchen oder Schemeln zur Rechten und zur Linken Munsas wurden Erfrischungen aufgestellt. Dann dauerte es eine Weile, bis mit Hilfe zweier Dolmetscher, von denen der eine die Worte des Königs ins A-Sandeh und der andere ins Arabische übertrug, die Unterhaltung zwischen dem König und dem Gaste begann. Sie betraf ganz untergeordnete Dinge, denn Munsa schien an dem Grundsatz festzuhalten, dass er sich über die fremde Erscheinung nicht wundern dürfe, um seiner Würde nichts zu vergeben.

Auch die Geschenke, unter denen sich Schnuren wunderbarer venetianischer Glasperlen befanden, welche Schweinfurth von seinem Freunde, dem unglücklichen italienischen Reisenden Miani, erhalten hatte, wurden von dem König anscheinend gleichgiltig aufgenommen. Mehr Freude erregten sie bei seinen Frauen, unter denen ein die Gesichter verzerrender Doppelspiegel unter Jauchzen und Schluchzen von Hand zu Hand ging. Diese Königinnen hatten ausser ihren Chignons und den schöngemalten Mustern auf ihren Leibern keinen Schmuck an sich — Glasperlen waren damals im Lande noch nicht üblich, und das Kupfer behielten die Männer für sich selbst.

Dann gab Munsa, wenigstens für Schweinfurth, eine besondere Vorstellung, indem er ass und wie ein Türke mit grossem Aplomb aus einer Pfeife oder vielmehr einem sechs Fuss langen Eisenrohre rauchte.

Hierauf begannen Vorstellungen, um den Gast und das zahlreiche Publikum zu unterhalten. Hornbläser trugen zunächst Solopiecen vor. „Virtuosen in ihrer Art, thaten sie solche Kraft, Umfang und Lenkbarkeit ihrer Stimmmittel kund, dass sie bald durchdringend heftige Brülltöne gleich dem Brüllen des hungernden Löwen oder dem Trompetengeschmetter eines gereizten Elefanten hervorzubringen vermochten, bald wieder mit den zartesten Flötenstimmen dieselben abwechseln liessen, vergleichbar mit dem leichten Säuseln des Morgenwindes oder einem heimlichen Liebesgeflüster. Der eine

verstand auf dem gewaltigen Horne von Elfenbein, das er nur mit grossem Kraftaufwande in der horizontalen Lage zu erhalten vermochte, so sicher und zart zu trillieren, als hätte er eine kunstvolle Flöte in den Händen."

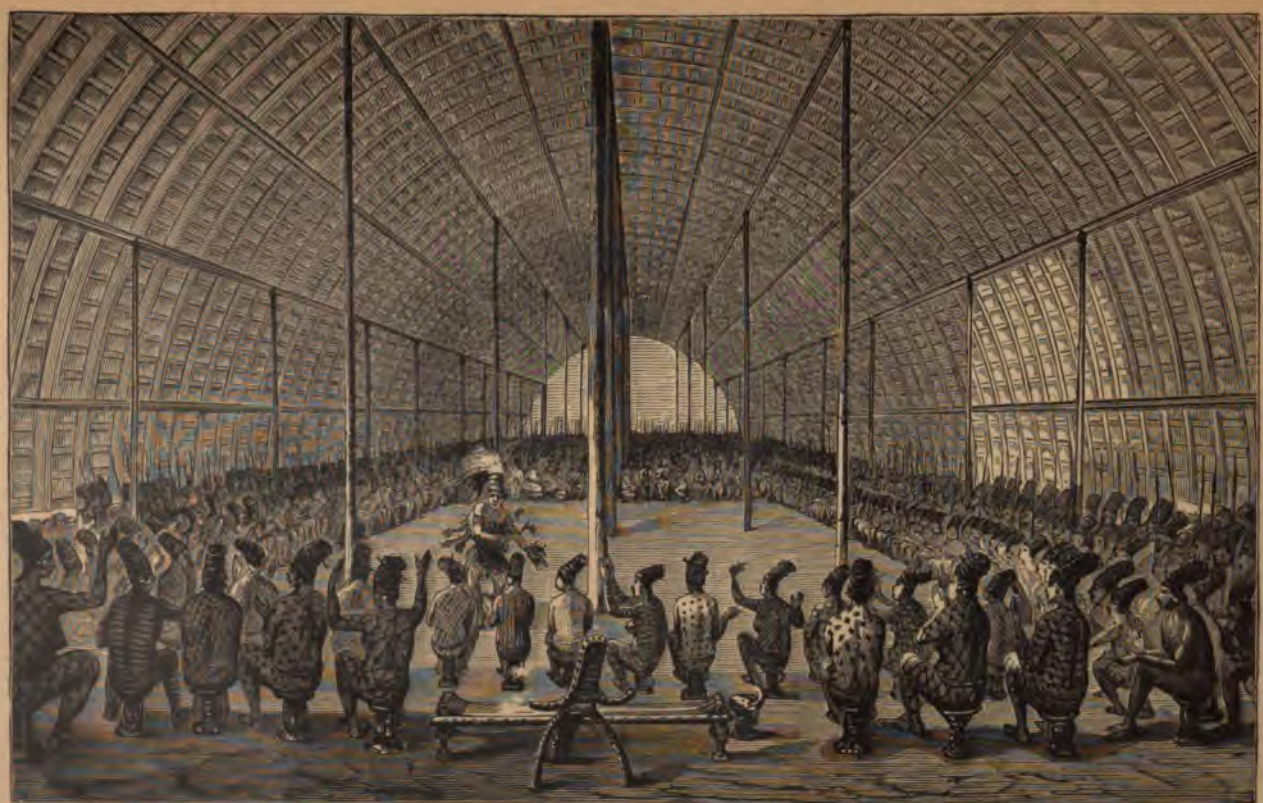
Hierauf folgten komische Vorstellungen des königlichen mit Schweinschwänzen geschmückten Hofnarren und eines Eunuchen, welcher der einzige in der Versammlung war, der etwas Fremdes an sich trug — einen türkischen Fes.

Dann erhob sich der König und hielt, während die Versammlung sitzen blieb, eine schwungvolle Rede, von der Schweinfurth natürlich nicht ein Wörtchen verstand, die aber von dem Volke mit brüllendem Jubel aufgenommen wurde, der schliesslich in der Nationalhymne „Ih, Ih, tschupi, tschupi, ih, Munsa, ih" kulminierte. Auf solchen Hymnus liess der König mehrmals, gleichsam zur Ermunterung des Getobes, ein schnarrendes „Brrr!" hören, ein Brrr, dass die Palmstäbe des Dachstuhls mit zu vibrieren schienen und die Schwalben angsterfüllt ihren Nestern enteilten.

Schliesslich artete der Lärm in ein allgemeines Pauken- und Hörner-Konzert aus, zu dem der König mit einer Rassel den Takt schlug. — Der hungrige Reisende empfahl sich zuletzt, ohne das Ende der Feierlichkeit abzuwarten. —

So zeigte sich Munsa in der Öffentlichkeit. Man würde aber irren, wenn man die Monarchie der Mangbattu als eine spasshafte Einrichtung ansehen wollte. Hinter dieser uns lächerlich erscheinenden Äusserlichkeit barg sich ein tieferer Ernst. Wie in anderen Negerstaaten, so war auch hier der König eine geheiligte Person. Munsa pflegte stets allein zu essen, und niemand durfte den Inhalt seiner Schüssel sehen; alles was er übrig liess, wurde in eine besondere Grube geschüttet. Alles was der König berührt hat, gilt hier als unantastbares Heiligtum; selbst das Feuer, welches vor seinem Sitze brennt, gehört ihm allein, ist königlich, und mit dem Tode würde der Mann bestraft werden, der es wagen sollte, von diesem Feuer eine Kohle zu nehmen, um seine Pfeife anzuzünden.

Die Privatwohnung des Königs besteht aus einer Reihe von Hütten, die von einem Palissadenzaune umgeben sind. Sein ganzer Hof wohnt aber nicht darin; selbst seine älteren Frauen, diejenigen zweiter Klasse, wohnen in besonderen Dörfern in der Nähe der



König Munsa tanzt vor seinen Frauen.

Residenz. Die Zahl seiner Weiber musste schon darum eine bedeutende sein, weil er nach afrikanischer Sitte nicht nur die Frauen seines Vaters, sondern auch die seines vor kurzem gestorbenen Bruders verpflegen musste.

In der königlichen Scriba befanden sich auch die Rüstkammern, in denen nicht allein die uns bereits bekannten Luxuswaffen, sondern auch für den Ernstfall bestimmte Lanzen aufbewahrt wurden, um im Falle der Kriegserklärung unter die Mannen des Königs verteilt zu werden.

Besonders reichhaltig war die Garderobe des Königs, die für sich allein mehrere Räume beanspruchte. In dem einen gewahrte man nichts als Hüte und Federschmuck in den verschiedensten Formen, namentlich in Gestalt grosser, kugelrunder Büsche von roten Papageifedern. Dann folgte eine Hütte, wo sich bündelweise Civetten- und Genetten-, Potamochoerus- und Giraffenschwänze, Felle und tausenderlei der seltsamsten Zieraten, die der Herrscher zu tragen pflegt, aufgehängt fanden. Zu langen Schnüren aufgereiht sah man die Zähne von seltenen erbeuteten Tieren hängen; Reisszähne des Löwen, von denen Hunderte an einem Schmuckgehänge zu zählen waren, bildeten gewiss ein kostbares, von Vater auf Sohn überkommenes Erbstück.

Die Verwendung dieses Schmuckes geschah bei Festlichkeiten, zu denen es Anlass genug gab. Als einmal ein Sohn Munsas von den benachbarten Momwus mit Gewalt den Tribut eingeholt hatte, wurde dieser Sieg mit einem grossen Tanze gefeiert.

Der Tag war regnerisch, als Schweinfurth gerufen wurde, in die Halle zu gehen, da König Munsa selbst vor seinen Frauen tanze. Im Sprühregen ging er also nach dem von Sang und Klang wiederhallenden Festsaale. Hier erwartete ihn ein grossartiges Schauspiel. Im Inneren der Halle war ein weiter Raum freigelassen worden, und achtzig Weiber des Königs sassen händeklatschend da auf ihren kleinen Schemeln und umgaben ihn mit einem einreihigen Quadrat. Hinter den Weibern, welche in besonders abenteuerlicher Weise bemalt erschienen, standen die Krieger im vollen Waffenschmuck, und ein Wald von Lanzen starrte zur Decke. Alle musikalischen Kräfte, über welche der König verfügte, waren aufgeboten worden: Kesselpauken und Holzpauken,

Hörner und Pfeifen aller Art, Schellen und Glocken. In solcher Umgebung tanzte König Munsa — welch ein Anblick!

Diesmal beschattete sein Haupt ein gewaltiger Aufsatz von langhaarigem Pavianfell, der Bärenmütze eines Grenadiers vergleichbar, von dessen Spitze lange Federbüschel herabflatterten, die Arme waren mit Genettschwänzen behangen und an den Handgelenken grosse Bündel von Schweinsschwänzen befestigt. Ein dichter Schurz von verschiedenen Tierschwänzen umgürtete die Hüften, die nackten Beine waren mit klirrenden Ringen besetzt. In diesem Aufzuge sah man den König umherspringen im rasenden Tanze, die Arme wie ein Besessener nach allen Richtungen von sich schleudernd, aber im Takte der Musik. König Munsa raste förmlich, ruhte eine Weile aus und raste von neuem unter wachsender Erregung und wachsendem Lärm der Zuschauer. In dieses Toben der Instrumente und Menschenkehlen mischte sich schliesslich das Heulen des Sturmwindes und das Grollen des Donners; denn ein Gewitter zog herauf, und dieses erst machte dem rasenden Tanze ein Ende.

Munsa war ein ausgesprochener Menschenfresser; man sagte, dass in seiner Küche täglich ein Kind gebraten werde; aber Schweinfurth hat in Mangbattu keine Kannibalenorgien gesehen, sondern nur zweimal Frauen beim Zubereiten des Menschenfleisches ertappt. Da der braune Cäsar wusste, dass seine neuen Freunde ausgesprochene Feinde des Kannibalismus waren, wollte er sie nicht verletzen und gab seinen Unterthanen den Wink, die Menschenschlächterei öffentlich nicht vorzunehmen.

Wenn nun Schweinfurth diese Sehenswürdigkeit, auf welche sonderbarerweise einige europäische Reisenden in jüngster Zeit so neugierig gewesen sind, nicht zu Gesichte bekam, so fand er im Lande Munsas dafür eine andere, die gewiss die grösste war — denn Märchen und Jahrtausende alte Sagen wurden durch dieselbe zur Wahrheit.

Wer kennt nicht die Sage von den Pygmäen oder Ellenmännchen, von denen schon Homer in der Ilias singt: „Mit vogelartigem Geschrei, gleich dem Geschrei der Kraniche, die fliehend vor Winterkälte und Regen unter Krächzen und Schreien den ozeanischen Strömen zueilen, um den Pygmäen Tod und Verderben zu bringen, so stürzten die Troer in den Kampf“? Diese poetische

Überlieferung wurde auch von griechischen Gelehrten aufrecht erhalten. Herodot berichtet, indem er die Wanderung der Nasamonischen Jünglinge durch die Libysche Wüste beschreibt, von einem kleinen afrikanischen Stamme, der nicht einmal die mittlere Körpergrösse erreiche. Aristoteles äusserte sich bestimmt: „Die Kraniche ziehen an die Seen oberhalb Ägypten, woselbst der Nil entspringt; dort herum wohnen die Pygmäen, und zwar ist das keine Fabel, sondern die reine Wahrheit; Menschen und Pferde sind, wie die Erzählung lautet, von kleiner Art und wohnen in Höhlen."

Als nun Schweinfurth in Gesellschaft der Nubier nilaufwärts zog, hörte er immer wieder von diesen Zwergen, und die Nubier versicherten ihm, dass er sie am Hofe des Mangbattukönigs sehen werde. Hofzwerge! das war nicht viel versprechend; denn auch afrikanische Könige halten an ihren Höfen Zwerge, und wir werden von einem solchen in dem nächsten Bande der „Schwarzen Fürsten" berichten; aber diese Zwerge waren auch wie die unsrigen in Europa pathologische Erscheinungen, während doch die alten Schriftsteller von einem Volke von Zwergen sprachen. Und sie hatten recht! Hier im Lande Munsas lebte ein Zwergvolk, und der König hielt sich einige Familien am Hofe — für den Europäer die grösste Merkwürdigkeit, die dieser Hof bieten konnte.

„Schon hatte ich," schreibt Schweinfurth, „mehrere Tage in der Residenz des Mangbattukönigs verlebt, und noch immer nicht waren mir die vielversprochenen Zwerge zu Gesicht gekommen, meine Leute aber hatten sie gesehen. ‚Weshalb habt ihr sie mir nicht gleich mitgebracht?' war meine vorwurfsvolle Frage. ‚Sie fürchten sich', hiess es. Da erscholl eines Vormittags lautes Geschrei durch das Lager. Mohammed hatte einige Pygmäen beim Könige überrascht und schleppte nun trotz seines Sträubens und wilden Gebarens ein seltsames Männchen vor mein Zelt; es hockte auf seiner rechten Schulter, hielt ängstlich Mohammeds Kopf umklammert und warf scheue Blicke nach allen Seiten. Bald sass es vor mir auf meinem Ehrenplatze, zu einer Seite der königliche Dolmetsch; ich konnte nun endlich meine Augen weiden an der handgreiflichen Verkörperung tausendjähriger Mythe, ihn zeichnen und ausforschen. Beides war nicht so leicht gethan als gedacht; ihn vorläufig zum Sitzen zu bringen, war nur dem Erfolge zu ver-

danken, welchen die mit grosser Eilfertigkeit von mir ausgekramten Geschenke erzwangen. In meiner Angst, es würde sich keine zweite Gelegenheit darbieten, griff ich zu jedem Mittel der Überredungskunst; ich beschenkte den Dolmetsch, ihn bittend, dem Furchtsamen doch ja Mut zuzusprechen, in ihm Zutrauen zu mir zu erwecken. Was also im Laufe von zwei Stunden geschehen konnte, das geschah; er wurde gemessen, porträtiert, gefüttert, beschenkt und bis zur Erschöpfung ausgefragt."

Er nannte sich Adiemokuh und sein Volk Akka. An Munsas Hofe wurde auf diese Weise die Existenz einer Zwergrasse in Zentralafrika wissenschaftlich festgestellt. Später mehrten sich die Beweise, und man weiss jetzt, dass diese Zwergstämme, die bald Akka, bald Batua, bald Watwa heissen, in den Urwäldern der Nebenströme des Kongo leben. Sie erreichen wohl durchschnittlich die Grösse von 1,30 bis 1,40 m; sie sind Jäger und werden als solche von den Negerhäuptlingen in Dienst genommen; im Urwalde sind sie, dank ihren vergifteten Pfeilen, ziemlich unbeschränkte Herren des Terrains und gefährliche Feinde für ihre Gegner. Grausam und hinterlistig, fröhnen sie auch dem Kannibalismus. Vermutlich sind sie verwandt mit den Buschmännern Südafrikas. Heute ist ihre Zahl eine geringe; sie sind nur dort anzutreffen, wo es wirkliche unzugängliche Urwälder giebt; diese sind ihre Heimat. Früher war wohl ihre Verbreitung eine grössere, ja man neigt zu der Annahme, dass wir in den kleinen Häuflein der Zwergstämme die Überreste einer kleinen Menschenrasse vor uns haben, die einst Afrika bewohnte.

Ausser den Akka, die in der Nähe der Residenz wohnten und von denen einer später bis nach Chartum, wo ihn der Tod ereilte, Schweinfurth folgte (Munsa tauschte ihn gegen einen Hund aus), hatte der Mangbattukönig noch eine grosse Anzahl anderer in seinen Diensten, ein ganzes Regiment Zwerge, da seine Herrschaft sich im Südwesten über einen Teil des Akkagebietes erstreckte. Diese standen unter dem Befehl Mummeris, eines Bruders Munsas, und als dieser einmal den Tribut brachte, waren die Akka mit ihm gekommen. „Ich hatte an jenem Tage," berichtet Schweinfurth, „einen weiten Ausflug unternommen, auf welchem mich meine Niam-Niam begleiteten. Die Sonne war eben ihrem Unter-

gange nahe, als mich der Rückweg durch das grosse Residenzdorf führte. Nichts wusste ich von Mummeris Ankunft, da sah ich mich auf dem weiten Freiplatze vor den königlichen Hallen plötzlich von einem Haufen übermütiger Knaben umringt, welche ein Scheingefecht zu meinem Empfange improvisierten, ihre Pfeile auf mich richteten und mich in einer Weise umschwärmten, dass ich ihre Zudringlichkeit mindestens für unziemlich halten musste. ‚Das sind ja Ticki-Ticki!‘ riefen meine Begleiter (Namen der Akka bei den Niam-Niam), ‚du glaubst wohl, es seien Kinder; das sind Männer, die zu fechten wissen!‘ Die Regierung Mummeris entzog mich dieser denkwürdigen Begegnung, ich nahm mir aber vor, am folgenden Morgen das Lager des Vasallen näher zu besichtigen. Leider hatte ich die Rechnung ohne den Wirt gemacht, denn Mummeri verliess beim frühesten Morgengrauen des nächsten Tages den Platz und mit ihm die Pygmäen. Einem phantastischen Traumgebilde gleich waren sie wieder zurückgesunken in die Nacht, welche das innerste Afrika umfangen hielt, so nahe und doch so unerreichbar meinen Wünschen!“

Wie ein phantastischer Traum ist auch in kurzer Zeit Munsas Macht und Herrlichkeit hinweggeweht worden. Mohammed es Sammat, der Elfenbeinhändler, war sein Freund, und er war auch ein gutmütiger Mann, dem der Negerfürst vertraute. Am Hofe Munsas wurden Soldaten der nubischen Händler stationiert; sie waren ja sehr gern gesehen, da sie geeignet waren, das Ansehen des Fürsten bei seinen Vasallen und Nachbarn zu heben. Aber diese Türken waren anders gesinnt als jener Mohammed es Sammat; in ihren Augen war ein jeder Neger nur ein unreines Wesen, ein Heide, ein Sklave gut zum Ausbeuten und zum Verschachern; die Königinnen Munsas hielten sie für gewöhnliche Sklavinnen und schauten auf den Fürsten selbst mit verächtlichem Hochmut herab. Und es waren nicht einmal zehn Jahre verflossen, seit Schweinfurth Munsa in seiner Palasthalle begrüsst hatte, da ereignete es sich, dass dieser Kannibalenfürst sich erdreistete, einem Mohammedaner, einem Nubier zu widersprechen. Da sank Munsa, zur Strafe von einer Kugel durchbohrt — die Mangbattuherrlichkeit hatte ihr Ende erreicht. Rechtzeitig war noch Schweinfurth erschienen, um dieses Stück Afrika, wie es ursprünglich war, zu schauen

und durch seine Worte und seinen Stift für die Nachwelt zu erhalten.

Denn anders bereits waren die Verhältnisse, als nach zehn Jahren, im Jahre 1880, ein anderer deutscher Reisender, Dr. Wilhelm Junker, wiederum an den Ufern des Uelle als mutiger Forscher erschien.

Den Nachkommen Munsas, mit denen er auf seinen Wanderungen zusammentraf, sei der nächste Abschnitt gewidmet.

Erben verschwundener Herrlichkeit.

Spätere Forscher haben die Geschichte der Mangbattu durch ihre Erkundigungen vervollständigt.

Die Thäler von Uelle und Bomokandi, weit und breit als reich und fruchtbar bekannt, hatten den in der Ferne wohnenden Stamm der Mangbattu angelockt; mit Waffen in der Hand zogen sie in dieselben ein und unterwarfen sich in blutigen Kämpfen die einzelnen Stämme, die dort ansässig waren. Die Kultur der wenig zahlreichen Mangbattu zeigte sich überlegen; die Eingeborenen nahmen Sprache und Sitten der Sieger an. Die endgiltige Unterwerfung war dem König Tubka, dem Sohne Nembimbalis, gelungen. Wie eine Lawine stürzte er an der Spitze der Seinigen über die unbotmässigen Stämme. Von Stamm zu Stamm, ohne der Ruhe Raum zu geben, leuchtete das Schwert der Stürmenden; Verwüstung, Schrecken, Tod folgten den ersehnten Trophäen der Sieger. Tubka beherrschte endgiltig das zwischen dem Gadda, dem Bomokandi und dem Teli gelegene Land.

Aber die neuen Herrscher sollten sich nicht lange der Ruhe des Besitzes erfreuen. Ein neuer fürchterlicher Feind erschien an den Grenzen des Reiches; es waren die Sandeh, welche dem alt gewordenen Mangbattu-König die Kriegserklärung hinwarfen. Die neuen Ankömmlinge wurden vom Kriegsglück begünstigt; trotz tapferster Gegenwehr wurden die Mangbattu in offenen Schlachten geschlagen, und Tubka fiel, die Lanze in der Hand.

In dieser traurigen Stunde der Niederlage ergriff der damals

noch junge Munsa als Nekinje — König der Mangbattu — die Zügel der Herrschaft. Er zeichnete sich durch Mut und Klugheit aus; er sammelte die zersprengten Krieger seines Vaters, schloss mit umwohnenden Stämmen Bündnisse ab und zog gegen die Sandeh zu Felde. Es gelang ihm wiederholt, den Feind zu demütigen, und er benutzte seine Siege dazu, um mit den gefährlichen Feinden einen ehrenvollen Frieden abzuschliessen.

Lange Jahre der Ruhe kamen für Mangbattu; Munsa organisierte sein Reich, teilte es in Provinzen ein, und der Wohlstand blühte überall auf.

So lagen die Dinge um jene Zeit, als die Araber als Elfenbeinhändler in das Land kamen.

Es giebt wohl kein Land oder Volk, in dem es nicht Unzufriedene giebt.

Auch in Mangbattu gab es solche. Es waren dies Verwandte Munsas, die ihrer Meinung nach bei der Verteilung der Provinzen in ungerechter Weise übergangen worden waren. Mit diesen Unzufriedenen verbanden sich die Menschenjäger, um Munsa zu stürzen, seine edle Gastfreundschaft mit Verrat zu belohnen.

Nessugo, ein Neffe Munsas, war das Haupt der Unzufriedenen.

Er zog sich zu dem Stamme der Abisanga, von dem seine Mutter stammte, zurück, stellte sich an dessen Spitze und fing eine offene Rebellion gegen Munsa an. Er war der hauptsächlichste Helfershelfer der Araber bei deren Vorbereitungen zum Überfall der Residenz.

Munsa war tot, sein Palast niedergebrannt; sein Erbe wurde unter verschiedene Häuptlinge verteilt; aber Nessugo sah sich in seinen Hoffnungen getäuscht. Er hatte gehofft, dass er an die Spitze des ganzen Mangbattulandes gestellt werden würde, aber die Araber waren schlau. Sie wollten keinen mächtigen König im Lande dulden; sie zerstückelten das Land in viele kleine Gebiete, in denen sie ihre Kreaturen als Herrscher einsetzten.

Nessugo sann auf Rache. Er beschloss, die Araber zu verderben. Er heuchelte Ergebenheit und Freundschaft; und als die Sklavenjäger einen Kriegszug gegen die Niam-Niam unternahmen, bot er ihnen seine Bundesgenossenschaft an.

Auf diesem Zuge wollte er seine Feinde verderben. Er sandte ihnen getrocknetes Fleisch, das mit feinem Gifte vermengt war. Aber zu seinem Unglück wollte er die Feinde noch verhöhnen. Er kannte die Abscheu der Araber gegen die Anthropophagie, und er liess der Fleischsendung auch Stücke von Menschenfleisch beimengen. Dieses Scherzes rühmte er sich vor seinen Leuten. Diese Prahlerei war sehr unklug; ein Weib floh während der Nacht aus dem Lager Nessugos in das der Araber, und um desto sicherer den gesuchten Schutz bei den neuen Herren zu finden, verriet sie ihnen die Beschaffenheit des ihnen zugesandten Mahles. Einmal aufmerksam gemacht, entdeckten die Araber den ganzen Anschlag und beschlossen ihrerseits Rache an dem Giftmischer zu nehmen.

Am nächsten Tage sollte eine Beratung über die bevorstehenden kriegerischen Operationen im Lager der Araber stattfinden. Nessugo brach am Morgen dorthin auf. Er hatte keine Ahnung, dass sein ruchloser Anschlag entdeckt worden war, und näherte sich übermütig, des Erfolges sicher dem Lager. Aber wie gross war sein Staunen, als er hier keine Toten, keine Spur von Erkrankungen, sondern nur einen blühenden Gesundheitszustand vorfand.

Mit schlecht verhehltem Grimme näherte sich nun Nessugo dem Kreise der anderen Häuptlinge, die um den arabischen Räuberhauptmann Beschir Salah versammelt waren. Er wurde von allen mit der grössten Zuvorkommenheit behandelt; er hatte keine Ahnung von dem Schicksal, das ihm bevorstand.

Da knallte ein Schuss, und Nessugo brach zusammen, von einer wohlgezielten Kugel getroffen.

Den Verräter Munsas hatte die Nemesis erreicht.

Das herrliche Mangbattuland war aber der Willkür der nubischen Sklavenjäger preisgegeben. Die weite Entfernung desselben von den ägyptischen Regierungsstationen brachte es mit sich, dass hier die Ordnung nur schwer aufrecht erhalten werden konnte. Die Wirtschaft der Sklavenjäger und die traurigen Schicksale der von den Siegern eingesetzten Fürsten wurden erst durch die neuesten Publikationen Junkers und Casatis in Europa bekannt.

* * *

Zehn Jahre waren seit dem Besuche Schweinfurths bei Munsa verflossen, und als Junker die Stelle passierte, an der einst die Residenz stand, war von Munsas Herrlichkeit geradezu alles verschwunden; alles, denn nicht ein einziger Pfahl, den das Feuer verschont hätte, war in dem hohen Grase stehen geblieben. Die Mangbattu lebten unter einzelnen Fürsten, deren Machtbezirke besonders eingeengt waren; in den einen gab es selbständige Häuptlinge aus fürstlichem Blut, in den anderen regierten die Kreaturen, welche die Nuboaraber eingesetzt hatten. —

In das Land waren auch Regierungsstationen vorgeschoben worden, welche die Neger bewachen und den ihnen an Elfenbein auferlegten Tribut einsammeln sollten.

Traurige Stationen, die man gar nicht mit den berühmten Stationen Emins am Nil, an der Hauptverkehrsstrasse seiner Provinz, vergleichen konnte. In der Nähe des Gouverneurs herrschte unter seinen Augen Ordnung, an den Grenzen der unermesslichen Provinz, die viele Meilen von der Hauptstadt entfernt waren, stand noch das alte System in voller Kraft. Die Beamten dieser Stationen, die aus den alten Seriben der Nubier hervorgegangen waren, rekrutierten sich aus ehemaligen Elfenbeinhändlern, die sich der Regierung unterworfen hatten, aber im Trüben fischen wollten. Ausschreitungen gegen die Neger waren an der Tagesordnung, und als Junker z. B. das Gebiet der Station Tangasi bereiste, waren die Beamten derselben eifrig bestrebt, ihn von jeder näheren Berührung mit den Eingeborenen fernzuhalten, damit diese ihre Missethaten dem europäischen Reisenden nicht verrieten, wodurch sie zur Kenntnis Emins oder Gessis hätten gelangen können.

Allerdings gab auch die Politik der Regierung genügende Handhabe, die Neger zu verfolgen. Selbst in diesen fernen Distrikten sollte die Autorität derselben aufrecht erhalten werden, und darum mussten die Häuptlinge, die ihre Selbständigkeit noch gewahrt hatten, unterworfen, zum Gehorsam gezwungen werden.

Ein solcher Häuptling war auch Mambanga, ein Neffe Munsas, der am Südufer des Uelle über einige versprengte Negerstämme herrschte.

Junker, der auf seinen Reisen überall als Friedensvermittler auftrat, erklärte sich auch bereit, den Fürsten Mambanga durch

gütliche Unterredung für die Regierung zu gewinnen. Die Anerkennung der Oberhoheit derselben war ja für Mambanga das beste, was er anscheinend thun konnte; aber wenn der Fürst zögerte, den ihm angebotenen Schutz gegen einen mässigen Tribut anzunehmen, so hatte er von seinem Standpunkte auch triftige Gründe, die seine Handlungsweise gerechtfertigt erscheinen liessen.

Wir haben gesehen, dass die mohammedanischen Sudanesen in den Heidenländern von Bagirmi dem Grundsatz huldigten, dass man den verfluchten Heiden keinen Aman zu halten brauche; ähnliche Ansichten waren auch hier unter den Nuboarabern massgebend; Treubruch Negerfürsten gegenüber war bei ihnen Sitte, und durch ein solches Vorgehen war selbstverständlich das Vertrauen der Eingeborenen gegen die Versprechen der Fremden stark erschüttert. Dass man jetzt in Kairo und Chartum eine neue Politik eingeschlagen habe, konnten die Neger nicht wissen, und wenn man es ihnen sagte, nicht begreifen. Was war ihnen Kairo und Chartum! Sie kannten nur die Nubier, mit denen sie in Berührung gekommen waren und die so oft alle gutgemeinten Pläne der europäischen Gouverneure durchkreuzt hatten.

Aus diesen Gründen konnte sich auch Mambanga nicht entschliessen, der Regierung seine Unterwerfung anzuzeigen, er gab unbestimmte Antworten, zog die Verhandlungen in die Länge, während in seinen Distrikten die Kriegstrommel während der Nacht ertönte und seine waffenfähigen Mannschaften sich an den Ufern des Uelle sammelten. Junker ging also zu Mambanga, um ihn zu belehren und zu einer besseren Einsicht zu bekehren, und er hatte so die Gelegenheit einen Mangbattufürsten in seiner Residenz zu schauen. Wie vieles aber hatte sich in dem Lande seit zehn Jahren geändert.

An dem Ufer des Uelle trafen der Deutsche und der Mangbattufürst zusammen. Junker liess sich, um Mambanga alle Furcht zu benehmen, nur von zwei Dienern begleiten. Er reichte dem Häuptling, der dicht am Ufer stand, beide Hände, ein Zeichen des Wohlwollens, das gewiss unter allen Zonen richtig gedeutet wird. Schweigend, aber Hand in Hand, stiegen dann beide das Flussufer hinan zu den nahen Hütten, von der dicht gedrängten Volksmenge ehrerbietig begleitet.

Mambanga war, laut Junkers Schilderung, ein hoher, stattlicher Mann, der auf den ersten Blick durch seine bedeutend hellere Haut von lichter Bronzefarbe aus seiner dunkleren, kupferfarbigen Umgebung hervorstach. Die nachlässige Haltung, welche bei hochgewachsenen Negern der angesehenen Klasse häufig bemerkbar ist, prägte sich bei ihm besonders darin aus, dass er den Rücken stark krümmte, wodurch sich im Sitzen sein Kopf weit nach vorn neigte. Er war noch ein junger Mann mit fast bartlosem Gesicht, in dessen Zügen sich wilde Sinnlichkeit aussprach, auffallend grosse, aus ihren Höhlen hervorgewölbte Glotzaugen trugen zum Charakteristischen seiner Erscheinung bei: im übrigen unterschied er sich äusserlich nicht von seinen Stammesgenossen, war wie sie mit dem landesüblichen Rindenstoff, doch von der besseren havannabraunen Art, bekleidet und trug das Haar als hoch nach hinten abstehenden Chignon, auf dem der korbförmige Hut, mit einer langen Elfenbeinnadel durchstochen und festgehalten, aufsass.

Die durch den Dolmetscher geführte Unterredung drehte sich um die Versicherungen Junkers, dass die Europäer, die jetzt in diesen Teilen Afrikas der Ordnung und Sicherheit zum Sieg verhelfen wollten, nicht wie die „Bahara“ und „Turk“ wären, dass sie in ihrem Lande nur eine Zunge und ein Wort hätten und dass man ihnen sicher vertrauen könnte. Die Rede war nicht ohne Eindruck, aber man konnte aus dem Benehmen der Leute wahrnehmen, dass Misstrauen und Furcht aus ihren Herzen noch nicht gewichen waren.

Freilich wandte sich bei dieser ersten Ratsversammlung das Interesse der grossen Kinder mehr der ungewohnten äusserlichen Erscheinung des Reisenden zu.

Um ihr Vertrauen zu gewinnen, erklärte Junker, dass er am folgenden Tage zu Mambanga übersiedeln und in ihrer Mitte wohnen würde, wobei er ihnen einschärfte, in der nächsten Nacht, falls sie in Wirklichkeit friedlich gesinnt seien, die Kriegstrommeln ruhen zu lassen und sich selber ruhig zu verhalten.

In der That hörte man an jenem Abend im Lager der regierungsfreundlichen Partei nur ganz vereinzelt die Töne der Kriegsnugara, und so verlief die Nacht am Uelle durch die Dazwischenkunft des deutschen Forschers zum ersten Male ohne Kriegslärm.

Am nächsten Tage hielt Junker seinen friedlichen und ruhigen Einzug in Mambangas Residenz. Sie bildete ein Unikum im Mangbattulande; denn sie war eine Festung, die nicht etwa gegen die benachbarten Eingeborenenstämme, sondern aus Furcht vor den Einfällen der Nubier errichtet war. Ein runder, einige Meter tiefer Graben umgab den Hüttenkomplex, der auf einem weiten, 600 bis 800 Schritt breiten Platz lag. Innerhalb des Grabens erhob sich zum ferneren Schutz eine Palissade; die aufgeworfene Erde wurde aber nicht zu einer Schanze verwendet, sondern lag in unregelmässigen Haufen am inneren Rande des Grabens umher.

Die ganze Anlage war jedoch ausserordentlich schwach, denn sie lag mitten im Walde, und die Bäume desselben wurden im Umkreis gar nicht gefällt, im Gegenteil sie blieben sogar dicht am Graben stehen und gewährten auf diese Weise einem die Niederlassung stürmenden Feinde den besten Schutz. Innerhalb der Palissaden aber war alles Holz niedergeschlagen, und hier standen die Wohnhäuser des fürstlichen Hofes sowie die öffentlichen Hallen. Die letzteren waren etwa 70 Fuss lang und nach der Art unserer offenen Trinkhallen gebaut.

Die Pracht Munsas war hier nicht zu finden; im Gegenteil alles ging in gewöhnlicher Art zu. „Kaum graute der Morgen," schreibt Junker, „so war ich in meiner Hütte, ehe ich noch Zeit gefunden, mir den Schlaf aus den Augen zu waschen, schon wieder von Schaulustigen umlagert und zwar vorherrschend von Frauen. Die Mangbattudamen brachten ihre hübsch geschnitzten, mit reichen Mustern verzierten Schemel, sowie natürlich ihre Säuglinge mit und liessen sich, ländlich sittlich, dabei in ihrer Art auch sittsam, jedenfalls aber höchst bequem und sozusagen häuslich bei mir nieder. Ich zeigte ihnen allerlei seltsame Dinge, und mein Musikkasten that redlich das Seine. Auch einen kleinen schwarzen Weltbürger musste ich wiederum zum Jubel der Menge im Schoss wiegen; er verhielt sich dabei recht manierlich, kraute mich mit seinen Händchen im Bart und griff nach meinen Hemdknöpfen und anderem, was eben in meiner Nähe war, tout comme chez nous."

Mambanga entpuppte sich übrigens als ein habgieriger Mensch,

der, mit den ihm überreichten Geschenken nicht zufrieden, von Junker andere, namentlich ein Gewehr, erpressen wollte. Aber auch an diesem so primitiven Hofe wurden Feste gefeiert.

Hornsignale und das Tam-Tam der Nugarapauke riefen die Umwohnenden zusammen. Die Männer zogen in Gruppen herbei; die meisten von ihnen liessen sich ihre leichten Sitzbänke nachtragen und setzten sich dann reihenweise in den Versammlungsgängen nieder. Zwischen diesen, auf dem grossen, freien Platze, begann darauf das Kriegsspiel, welchem Mambanga, von einer Anzahl seiner Frauen umgeben, von seiner Laube aus zuschaute. Die Männer führten nun gegeneinander Scheingefechte aus. Wutentbrannt stürmten die Krieger aus der Laube Mambangas der offenen Stelle des Halbkreises zu und schleuderten ihre Speere weithin durch die Luft, wobei sie einander im kräftigen Fernwurf zu überbieten suchten. Neue Gruppen traten auf und unterhielten die Schaulustigen stundenlang.

Dann sammelte sich die Gesellschaft in einer der offenen Hallen zum Tanzvergnügen. Es wurden dabei nur Solotänze aufgeführt, wie wir sie im Palaste Munsas bereits kennen gelernt haben; ein frischer Tänzer löste den ermüdeten der Reihe nach ab, und schliesslich produzierte sich Mambanga selbst.

Dies waren die heiteren Bilder, welche sich dem fremden Gaste an diesem Hofe boten; aber er musste auch der unfreiwillige Zeuge trüber Ereignisse sein. Die Neger sind abergläubisch, und nach der Meinung der Mangbattu stirbt kein Mensch eines natürlichen Todes, sondern an demselben ist stets ein anderer schuldig, der ihn verhext hat. Hat nun der Tod einen gewöhnlichen Sterblichen aus der schwarzen Masse des Volkes erreicht, so wird selten nach dem Schuldigen gefahndet; anders verhält es sich aber, wenn Mitglieder angesehener oder gar fürstlicher Familien sterben; dann erfordert ihr Tod Sühne. Man sucht nach dem Schuldigen und findet ihn durch das Orakel.

Unter anderen ist bei ihnen ein eigentümlicher, umfangreicher Orakelapparat im Gebrauch, das „Mapinge", welches von Junker ausführlich beschrieben worden ist. Diesem sind, nach Mitteilungen des Reisenden, förmliche Tempelhallen geweiht, mit allen nötigen Werkzeugen eingerichtet und mit einigen dienstthuenden Priestern

bemannt. Bei Mambanga war das betreffende Lokal ein geräumiges Schrägdachhaus. Der Orakelapparat ist folgender: Ein mehrere Meter langer, glatt geschälter Bananenstamm (er hat unter der absterbenden äusseren Hülle schon von Natur eine glatte Politur und besteht überhaupt nur aus den ineinandergerollten Blattscheidenteilen) ist horizontal auf niedrige Füsse gestellt. Quer auf diesen kreisrunden Stamm legen die Priester mit äusserster Vorsicht zahlreiche, sehr glatt polierte, runde Stäbchen von der Länge und Dicke einer Cigarre, und zwar in gewissen Abständen als Häufchen von je drei Stücken, so dass schliesslich, je nach der Länge des Stammes, fünfundzwanzig bis dreissig solcher Häufchen im Gleichgewicht auf ihm ruhen. Die Zahl dieser Apparate ist nicht gleich; im Orakelhäuschen bei Mambanga waren damals fünf aufgestellt und wurden meistens von zwei Tempeldienern überwacht und gedeutet. Will jemand in einer Angelegenheit eine Frage an das Schicksal richten, so legen diese Auguren die Stäbchen in der angegebenen Weise der Reihe nach auf die Bananenstämme und gebärden sich alsdann so turbulent, dass einige der Stäbchen aus ihrer halbschwebenden Lage auf die Erde herabgleiten. Je mehr Hölzchen herabpurzeln, als desto ominöser gilt das Zeichen, und sind es viele, so ist der Orakelspruch als bestimmt ungünstig anzusehen. Steht z. B. jemand im Verdacht eines Verbrechens und wird das eben geschilderte Schicksal um seine Schuld oder Nichtschuld befragt, so braucht nur der grösste Teil der Stäbchen herabzufallen, und die Schuld des unglücklichen Individuums ist unwiderleglich erwiesen. Die Fungierenden selbst leiten ihr Verfahren dabei durch längeres Geplapper ein, das in lautes Rufen, Singen und Händeklatschen übergeht. Während dieses Getöses springen sie beständig in gebückter Haltung längs der Bananenstämme hin und her und bewegen die Hände beim Klatschen an der Stäbchenreihe entlang, ohne sie zu berühren. Aber schon der geringe Luftzug, der hierdurch entsteht, kann hinreichen, um die glattpolierten Stäbchen, die sich überall nur mit konvexen Flächen berühren, zum Auseinanderweichen und Hinabgleiten zu bringen. Und somit dürfte das besagte Schicksal eigentlich aus dem Klatschen, Schnaufen und Hauchen der Tempeldiener bestehen. Die Redensart, dass das Leben eines Menschen häufig nur von einem Lufthauch abhängt, ist, wie man sieht, bei den

Mangbattustämmen wörtlich zu nehmen, denn oft lautet der Orakelspruch auf Schuldig und Tod.

Auch während der Anwesenheit Junkers bei Mambanga beschuldigte das Mapinge-Orakel zwei Burschen als Urheber des Todes eines fürstlichen Verwandten. Damit war also ihr Todesurteil gesprochen. Der eine der Verurteilten entfloh rechtzeitig, der andere aber wurde gefesselt und sollte hingerichtet werden, um dann verspeist zu werden. Junker wollte den Unglücklichen retten und ihn von Mambanga loskaufen — aber der Verurteilte wurde schon auf dem Wege zum Richtplatze von der Volksmenge gelyncht, und die Sklavinnen machten sich sofort daran, den Mehlbrei als Zukost zum Menschenfleisch für die Kannibalen zu bereiten. „So war die ruchlose That, während draussen der Donner grollte und die schwarzblauen Wolken ihre schweren Regenmassen niedersandten, bereits vollbracht. Als ich spät abends noch dieses Erlebnis niederschrieb, hörte ich den Lärm der mit Menschenfleisch gesättigten Unmenschen, die sich zur Nachfeier ihrer satanischen Orgien in der grossen Hütte neben der meinigen versammelt hatten und nun bei Tanz und Lustbarkeit sich's wohl sein liessen."

Nachdem Junker kaum ein notdürftig befriedigendes Einvernehmen zwischen Mambanga und den Nuboarabern hergestellt hatte, reiste er ab.

Mambanga erwies sich dabei als ungefällig und voll Misstrauen gegen die Bahara und Turk. Kurze Zeit darauf überfielen die Nubier die von uns bereits geschilderte Festung Mambangas, nahmen dieselbe ein und liessen in ihr einen Militärposten zurück. Mambanga, der nach verlorener Schlacht in die Wälder geflohen war, sammelte indessen seinen Anhang und überrumpelte eines Tages die Besatzung, die zum grossen Teile niedergemacht wurde und vierzig Gewehre verlor. Als nun Emin von dieser Niederlage erfuhr, sandte er einen seiner türkischen Offiziere in die Gegend, der nun seinerseits die vierzig Gewehre (Regierungseigentum) Mambanga abnehmen und ihn zur Unterwerfung bringen sollte! Hauasch Effendi, so hiess der Offizier, war im Gegensatz zu den Nubiern, die bis dahin in der Station Tangasi das Regiment führten, ein humaner Mann. Er wollte Mambanga zuerst in Frieden zur Raison bringen, wobei er ihm versprach, billigerweise für das Rachewerk,

das er an den Nubiern geübt, keine Vergeltung nehmen zu wollen. Das Geschehene wollte man vergessen. Das war in der That ein humanes Verfahren, ganz dem Sinne Emins entsprechend. Junker spielte wieder die Vermittlerrolle.

Er suchte wieder Mambanga auf, der im Walde ein neues Heim sich gebaut hatte.

Von den Erlebnissen Junkers, die er nunmehr bei diesen Fürsten zu verzeichnen hatte, ist ohne Zweifel das Interessanteste eine grosse Volksversammlung, in welcher über die Vorschläge der Regierung beraten werden sollte. Schon am frühen Morgen des 18. September 1880 erschollen die Signalhörner und Pauken, und bald begannen die Mannschaften heranzuziehen. Zur Feier des Tages liess sich Mambanga frisieren. Junker hatte einen Einblick in diese Geheimnisse der fürstlichen Toilette gewonnen. Der Fürst legte sich dabei der Länge nach auf eine Bank, und mehrere Weiber bearbeiteten abwechselnd seinen Wollkopf mit spannenlangen Elfenbeinstöckchen.

Grosse Versammlungshallen fehlten in dieser flüchtigen Residenz; die Mannschaften Mambangas wussten aber Rat zu schaffen; sie schleppten Laubbäumchen, Zweige und Buschwerk herbei und bauten daraus in weiter Runde Lauben oder Schattendächer. Der grüne, weitgezogene Kranz gab, durch Tausende von Kriegern belebt, ein buntes, höchst seltsames Bild.

In dieser Versammlung wurden viele Reden gehalten. Junker eröffnete den Reigen; dann sprach Mambanga; er „salbaderte", aber darin waren Erinnerungen an Munsas Zeiten enthalten, und wie dieser, gleich seinen Brüdern und Verwandten, im Kriege gegen die Dongolawi (die Nubier aus Dongola) und „Bahara" gefallen und wie viele ermordet worden seien. Die Rede bestand aus vielen leeren Worten. „Wenn sie mich trotzdem fesselte," bemerkt Junker, „so lag dies an ihrer überaus komischen Inszenierung. Während er nämlich redete, sprang ein Polizist mit der Gelenkigkeit eines Affen auf dem Platze umher, gebot Ruhe, obgleich sich kein Mäuschen rührte, und plapperte oft papageiartig die Endworte eines längeren Satzes der Rede nach oder suchte durch Grunzen die Äusserungen des erlauchten Demosthenes zu bekräftigen. Zugleich machten sich andere unterthänige Adjutanten unausgesetzt in der

Nähe des Gebieters zu schaffen, indem sie ihn mit Dienstleistungen überhäuften. In den längeren Pausen der Rede aber lärmten die weithin schallenden Töne von Signalhörnern, die aus einem durch künstlichen Ansatz bis auf $2^1/_2$ m und mehr verlängerten Elefantenzahne bestanden, und das kreischende, knirschende Gebimmel von grossen eisernen Glocken."

Nachdem noch andere Redner gesprochen hatten, folgten Kriegsspiele, an denen sich Mambanga selbst beteiligte und unter dem dröhnenden Jubel des Volkes Speere gegen den nicht vorhandenen Feind schleuderte. Mambanga hatte schon früher gegen zwanzig alte Flinten gehabt und bei dem Überfalle vierzig erobert. Er konnte darum auch ein Scheingefecht mit Flinten vorführen, das insofern von einer grossen Wirkung war, als beim Losgehen derselben einige der zuschauenden Helden sich glatt auf den Bauch warfen.

Auf diese grosse Ratsversammlung folgte am späten Abend im Waldesdunkel eine besondere Versammlung von Häuptlingen, zu der auch Junker herbeigezogen wurde. Zu einem entscheidenden Beschlusse wollte es aber nicht kommen, da Junker das Misstrauen der Leute nicht überwinden konnte.

Der Zufall wollte nun, dass Hauptmann Casati am nächsten Tage, von einer weiten Reise nach dem Nil heimkehrend, zu Mambanga kam und nun vereint mit Junker den Häuptling bewegen wollte, dass er zur Station gehe und die Oberhoheit der Regierung anerkenne. Vergeblich! Der Häuptling schien ein doppelzüngiges Spiel zu treiben. Endlich, als die Europäer abreisen wollten, erklärte er, dass er sein Verhalten von dem Ausfalle des „Mapinge"-Orakels abhängig machen werde.

So schloss wenigstens die Bekanntschaft Junkers mit Mambanga mit einem ethnographisch interessanten Akte, bei dem allerdings die Politik kurz wegkam. Die Hölzchen wurden gelegt, und dem einen Teile des Apparates wurde eigens die Aufgabe zugemutet, zu erraten, ob Junker Mambanga wirklich wohlgesinnt wäre. Der andere Teil galt Mambanga und sollte weissagen, ob der Herrscher die Regierungsstation ohne Schaden betreten könnte.

Für Junker hatte der Apparat Einsehen; die Hölzchen blieben unverrückt, aber auf Mambangas Seite wich eines der Häufchen

von je drei Hölzchen plötzlich auseinander und fiel hinab, wobei aber der diensthuende betrügerische Orakeldiener einen Seitensprung machte, als hätte ihn eine giftige Schlange gebissen. Und als ob es an diesem furchtbaren Omen noch lange nicht genug wäre, begannen nun die Hölzchen auch von einem anderen Baumstamme massenhaft hinabzupurzeln und bekräftigten so die unheilvolle Prophezeiung.

Das Orakel hatte gesprochen; die Friedensvermittler, die es so gut mit dem Fürsten meinten, mussten abziehen. Junker gab ihm noch gute Ratschläge, sich wenigstens aller Angriffe gegen die Station zu enthalten. „Wie der arme Fürst so in die finstere Wolke seines Misstrauens gehüllt dastand," schreibt Junker, „that er mir aufrichtig leid, denn ein Teil der Schuld fiel auf seine Leute, die ihn fortwährend durch blöde Einflüsterungen irre machten."

Junker hatte alle möglichen Beredungskünste angewandt, hatte mit Mambanga Blutsfreundschaft geschlossen. Alles hatte nichts geholfen. Als er in die Regierungsstation zurückkehrte, meldeten Spione, Mambanga habe behauptet, er werde den Krieg gegen die Türken fortsetzen, bis er siegen würde — und in der That hörte man in der Nacht aus der Ferne wieder die Töne der Kriegstrommel. Der arme Fürst verteidigte ja eigentlich nur sein Land, er stritt für seinen Herd und seine Unabhängigkeit, aber die Politik verlangte im ägyptischen Sudan die Unterwerfung der Häuptlinge, und so beschloss Hauasch Effendi, da ein Überfall gegen die Station befürchtet wurde, Mambanga zuvor zu kommen.

In drei Abteilungen rückte die Armee in Feindesland ein, um Mambanga einzuschliessen und gefangen zu nehmen.

Mambanga wurde verraten. Er rechnete auf die Hilfe des Sandehhäuptlings Gansi, dieser aber verband sich mit den Truppen der Regierung und rückte gegen Mambanga vor. Als des letzteren Krieger unmittelbar hinter den Leuten Gansis, die sie für Freunde hielten, die Flinten und Fahnen der Nuboaraber erblickten, merkten sie den Verrat und ergriffen die Flucht. Die Panik war so gross, dass die Krieger, um besser laufen zu können, nicht nur die schweren Schilde, sondern nach Negerbrauch ihre Schurze fortwarfen.

Die Beute der Regierungstruppen war gross. Die Schilde wurden zwar an Lagerfeuern verbrannt, aber die Soldaten kehrten

reich beladen mit verschiedenen Geräten, namentlich mit schönen Mangbattumessern, zurück. Auch hatte man an hundert Frauen Mambangas und einige seiner Söhne eingefangen.

Inzwischen rückten die ehemaligen Anhänger des Fürsten ins Lager und kündigten ihre Unterwerfung an. Nach Kriegsrecht nahm man ihnen 150 Lanzen und 75 Schilde ab und entliess sie in ihre Heimstätten. Einige von ihnen erboten sich, Mambanga einzufangen, aber der gehetzte Fürst konnte zu einem im Süden des Bomokandi herrschenden, noch unabhängigen Mangbattufürsten entfliehen.

Nach Kriegsrecht wurde das Land Mambangas verwüstet; die Nuboaraber plünderten die Dörfer, aber zu Ehren des Offiziers, den Emin Pascha gesandt hatte, muss gesagt werden, dass die Truppen wenigstens keinen Menschenraub ausübten.

* * *

Mambanga war nur einer der Erben der verschwundenen Herrlichkeit; er trieb sich in den Wäldern umher und trug bei sich wie ein zweiter Alboin eine Trinkschale, die er aus dem Schädel eines von ihm getöteten Arabers anfertigen liess — aber er musste bald wahrnehmen, dass diejenigen Häuptlinge, welche sich mit den Arabern verbunden hatten, eine vorteilhaftere Stellung einnahmen als die Verteidiger der alten Unabhängigkeit. Die Not und die Verhältnisse stimmten den Negerfürsten um.

Die mächtigsten Häuptlinge im Mangbattulande waren Gambari im Norden, Kadebo im Süden und Jangara im Osten. Sie waren in ihre Würden von den siegreichen Sklavenhändlern, den Mördern Munsas, eingesetzt worden; als rechtmässige Herrscher konnten sie im Ansehen des Volkes nicht gelten.

Den Titel Nekinje (König der Mangbattu) hatte Asanga, der sich auf das rechte Ufer des Bomokandi zurückziehen musste, angenommen.

In der Residenz Olopo besuchte der italienische Reisende Major Gaëtano Casati den letzten rechtmässigen Mangbattukönig.

Die Pracht, welche Schweinfurth in der Residenz Munsas geschaut hatte, war hier nicht vorhanden; wohl aber war noch das alte Zeremoniell üblich. Wenn Asanga ausging oder heimkehrte,

so wurde er von Trompetenstössen und Zurufen der Umstehenden begrüsst, und wenn am Abend Asanga sich in seine Gemächer zurückzog, so wurde dies dem Volke durch das grosse Horn verkündet, und der Ruf: „Der König geht in das grosse Haus!“ pflanzte sich von Hütte zu Hütte und von Dorf zu Dorf; wenn er nieste oder hustete, so ertönte es in der Umgebung: „Dem Könige Heil!“ Aber die gewöhnlichen Sterblichen durften sich nicht erlauben, im Angesichte des Monarchen zu niesen, zu husten oder auszuspucken, ein solches Betragen wurde einer Majestätsbeleidigung gleich geachtet und mit dem Tode geahndet.

Die Königsburg Olopo war nach Casatis Schilderung eine umfangreiche Seriba, die in verschiedene Abteilungen getrennt war. Ausser den vom König bewohnten waren dort auch noch jene für die Mutter, die Frauen und seine Kinder. Die bewaffneten Wachen hatten bequeme Wohnungen. Kleine Gärten mit Tabak und Gardenia bepflanzt umgaben die einzelnen Häuser. Eine gewisse Vorliebe für gezähmte Tiere wurde hier von Casati beobachtet. Der Schmuck der Wohnungen war dort der graue Papagei. Zahllose Scharen dieser Vögel tummelten sich in den Höfen und auf den kleinen Bäumen wie Tauben. Aus ihren Nestern genommen, werden sie dort sorgfältig erzogen und gelehrt, einige Worte, leider wenig richtig, zu stammeln. Dann sind sie der feinste und beliebteste Gegenstand zu Geschenken.

Asanga pflegte auch wie einst Munsa vor seinem Hofe zu tanzen; und sein Tisch war nicht nur mit allerlei Fleisch, welches der Wald lieferte, sondern zuweilen auch mit Menschenfleisch beschickt.

„Das Fleisch des Schimpansen,“ sagte er eines Tages Casati, „wird an Feinheit des Geschmackes von keinem anderen erreicht“; und auf die Frage des Reisenden nach dem Geschmacke desselben erwiderte er: „Es ist so gut wie Menschenfleisch.“

Die Anthropophagen haben natürlich eine Vorliebe für Affenfleisch. Was den Schimpansen anbelangt, so sind sie über seine Herkunft einer anderen Meinung als die Europäer. Nach der Mangbattulegende war dieses Tier einst ein Mensch. „Der fortgesetzten Verpflichtung zu arbeiten müde, hielt er es für angezeigt, die Gesellschaft zu verlassen und sich allein mit seiner Familie in den

Wald zurückzuziehen, wo er sich von Früchten nährte. Allmählich verlor er den Verstand und baute sich zuletzt auf den hohen Bäumen eine Hütte. Wenn es regnet, fährt die Legende fort, rettet er sich auf das Dach, nicht unter einen Zufluchtsort, weil er des festen Glaubens lebt, das Wasser komme von unten nach oben, eine Annahme, zu welcher ihn das Geräusch, das es hervorbringt, wenn es auf dem Boden aufschlägt, veranlasst. Er lässt sich herbei, mit dem Menschen zusammenzuleben, und wird dann ein Nachahmer seiner Gewohnheiten; er kocht Fleisch und Pistazien-nüsse und zieht dem Zuckerrohr die Rinde ab. Von Jugend auf ist er sehr stark und tapfer; man sagt, dass er zur Verteidigung seiner Jungen selbst den Leoparden anzugreifen wagt, und dass er, vom Menschen überfallen, die nach ihm geschleuderten Lanzen im Fluge erfasst und sie mit sicherer Hand zurückwirft."

Kein Wunder, dass infolge solcher Anschauungen im Mangbattu-lande noch heute über Tiere Gerichte abgehalten werden, wie dies im grauen Mittelalter auch bei uns der Fall war.

Auch an Asangas Hofe ereignete sich ein solcher Vorfall während Casatis Anwesenheit. Ein starker Bock, der entlaufen war und von einem Hunde verfolgt wurde, versetzte bei seinem Verteidigungskampfe dem nichts ahnenden Gegner einen Stoss mit dem Horne. Der Hund, das teure Besitztum eines mächtigen Mannes, verendete kurz darauf. Der ernste Fall wurde besprochen, klargelegt und dem fürstlichen Gerichte übertragen. In Gegenwart seines Opfers wurde der arme Bock verurteilt, die Kehle abgeschnitten zu erhalten! — —

Asanga hatte über die Macht und Ausdehnung seines Reiches einen besonders übertriebenen Begriff.

„Erglänzt die Sonne auch in Chartum?" fragte er eines Tages Casati.

„Gewiss."

„Das kann nicht sein; es wird eine andere Sonne sein."

„Welche Notwendigkeit besteht zur Annahme, dass es eine andere Sonne sei?"

„Das ist doch die Sonne meines Reiches. Ihr bewohnt eine andere Welt."

„Wie Sie wollen. Aber die Sonne ist gross und steht an

solcher Stelle, dass sie Ihr Land und das meinige beleuchten kann."

„Das kann ich Ihnen nicht glauben. Schon mein Reich ist so ausgedehnt und seine Grenzen so ferne; und hinter mir giebt es noch andere grosse und ausgedehnte Reiche, dass ich nicht zugeben kann, die Sache verhalte sich anders, als ich sie mir vorstelle."

„Nun, es sei, wie Sie wollen. Aber ich rate Ihnen, über die Vorrechte der Sonne keinen Streit zu erheben. Sie möchte darüber beleidigt sein und Sie strafen."

Asanga verstummte. — — Er sollte sich nur zu bald überzeugen, wie winzig seine Macht war. Der flüchtige Mambanga weilte an Asangas, seines Onkels Hofe, aber er war nicht mehr der glühende Feind der Araber, sondern ihr geheimer Verbündeter, welcher Asanga stürzen und an dessen Stelle herrschen wollte. Emin Bey war um jene Zeit am Nil, und in Tangasi konnten die Nubier nach eigenem Willen schalten und walten.

Eines Tages standen in der That die Nubier, unterstützt von den Horden Gambaris und Jangaras, an den Ufern des Bomokandi; sie waren frohen Mutes, denn das Orakel hatte ihnen den Sieg verkündet.

Asanga war auf den plötzlichen Angriff nicht vorbereitet und völlig überrascht; er sah wohl ein, dass jeder Widerstand in diesem Augenblicke fruchtlos sei, und beugte sich vor der Fahne des Halbmondes, indem er seine Unterwerfung anzeigte. Begleitet von seinem Neffen Mambanga ging er in das Lager des ägyptischen Hauptmanns Hawasch Montasser, der bereits eine so unrühmliche Vergangenheit hinter sich hatte, dass er eigentlich zur Strafe in die fernsten Provinzen versetzt worden war, und hier hatte er seine Laufbahn durch allerlei Schandthaten eröffnet. Der Ägypter nahm die Unterwerfung des Mangbattukönigs an und beschloss am nächsten Tage nach Olopo zu ziehen. Asanga eilte ihm voraus, um sein Volk auf die Ankunft der Fremden vorzubereiten und ihm Ruhe und Ergebenheit zu empfehlen, da das Heer nunmehr in freundlichen Absichten komme. Mambanga blieb inzwischen bei dem ägyptischen Hauptmann, seinem früheren Feinde, um mit ihm die Einzelheiten der Verschwörung gegen seinen Oheim zu beraten.

Am zweiten Tage stand das Heer Hawasch Montassers vor den Thoren Olopos. Asanga kam ihm, von grosser Volksmenge begleitet, entgegen. Seine Leute trugen keine Waffen; sie waren nur mit Pfählen und Strauchwerk beladen, um nach Landessitte für die Ankömmlinge ein Lager, ein neues Dorf zu bauen; andere trugen Geschenke für den Hauptmann: Schimpansen und andere Affen, Papageien, Ziegen, Schilde, Lanzen, Bogen, Pfeile und dergleichen, was das Mangbattuland bieten konnte. Auch bot Asanga dem Ägypter eine seiner Töchter zum Zeichen des Friedens an.

Die Unterwerfung des Bruders Munsas wurde durch ein grosses Festmahl gefeiert; Fleisch, Bananen und Bier wurden verschwenderisch verteilt; an der Tafel des Königs sassen ausser seinem Sohne Hawasch Montasser und die regierungstreuen Häuptlinge Gambari und Jangara. Der Vertreter der Regierung behandelte den König mit ausgesuchter Höflichkeit, machte ihm die verlockendsten Versprechungen, so dass dieser durch das freundschaftliche Entgegenkommen völlig in Sicherheit eingewiegt wurde.

Gegen das Ende des Mahles stand Hawasch Montasser auf, reichte Asanga die Hand und begab sich in seine Wohnung.

Dies war für die Verschwörer das verabredete Zeichen, dass sie ihre That ausführen sollten. „Die bereitstehenden Schergen," erzählt Casati, „werfen sich auf Asanga und Kabraha, der König ergreift den Trumbasch und macht einen Schritt rückwärts, indem er sich zur Verteidigung stellt. Aber er wird entwaffnet. Die beiden Unglücklichen wurden zu Gefangenen gemacht und mittelst des bekannten, gabelförmigen Holzes am Halse sicher gemacht. Man sagt, dass Jangara, der nur mit Widerwillen und aus Furcht vor Verfolgung sich dem Zuge angeschlossen hatte, entrüstet ausrief: ‚Einen König tötet man; man erniedrigt ihn nicht und tritt ihn nicht auf solche Weise in den Staub.'

Zur selben Zeit stürzte sich durch die grossen mit Absicht offen und frei gehaltenen Eingänge Mambanga mit seinen Anhängern und den Horden Gambaris und Jangaras, die von den Arabern, denen ihre Sklaven folgten, ermutigt wurden, mit bewaffneter Hand wütend in die grosse Seriba, und indem sie die zahlreichen Mangbattu überfielen, welche, unbewaffnet und die Gefahr nicht ahnend,

sich in verschiedenen Höfen und Wohnungen in Gruppen geteilt hatten, verübten sie ein schreckliches Blutbad. Höher als auf dreihundert belief sich die Zahl der Opfer.

Der rote Schein der angefachten Flammen beleuchtete von dem brennenden Dorfe her schrecklich die fürchterliche Szene, indessen die Trompeten und Trommeln die Orgien der hochherzigen Sieger erheiterten."

Mambanga wurde zum Herrscher über die Gebiete Asangas eingesetzt, der gefangene rechtmässige König aber nach Tangasi, der Regierungsstation, abgeführt. Die arabischen Sklavenjäger setzten sich in Olopo fest, indem sie dort eine Seriba gründeten. Der verräterische Mambanga erfreute sich aber keineswegs der Zuneigung seines Volkes. Die Herzen desselben blieben dem rechtmässigen Könige treu.

„So lärmend und zügellos die Schwarzen bei Tanz und freudigen Gesängen sind," erzählt Casati, der nach dieser Katastrophe das ehemalige Land Asangas bereiste, „ebenso ernst und jämmerlich treten sie bei den Klageliedern auf, mit welchen sie die Toten betrauern oder ihren Schmerz um ferne oder in schlimmer Lage befindliche Personen bezeigen. Im Dunkel der Nacht um ein knisterndes Feuer sitzend, begleiteten die Söhne Asangas und eine Schar anderer Leute auf ihren Mandolinen ein Trauerlied um den gefangenen König und Vater. Es war eine schmerzvolle Erinnerung, die immer lebhafter das Andenken und die Sehnsucht nach dem verlorenen Manne wach hielt. ‚Asanga ist gefangen; warum kehrt er nicht in das Land zurück? was können wir ohne ihn machen? O, wenn er sterben müsste, unser Schmerz würde nie ein Ende nehmen.' Und dieser Klang voll Teilnahme erscholl jeden Abend in jedem Dorfe an jedes Ohr."

Als Emin Bey von diesen neuen Schandthaten seiner Beamten, die sich mit Sklavenjägern verbunden hatten, erfuhr, zauderte er nicht, das Unrecht wieder gut zu machen. Zuvörderst wurde Hawasch abberufen, und dann erschien Emin selbst in Tangasi, um die Lage der Dinge in Mangbattu zu untersuchen.

Asanga wurde in seine Königswürde wieder eingesetzt; Mambanga aber, der vom Helden, der für die Freiheit und Unabhängig-

keit seines Volkes stritt, allmählich zum niedrigen Verräter herabgesunken war, wurde mit dem Todesurteile bestraft.

* * *

Emin war selbst in das Mangbattuland gekommen, um in seiner gewinnenden Weise freundliche Beziehungen mit den Leuten anzuknüpfen, er grollte ihnen nicht; denn er bemerkt selbst: „Was gerade dieser Landesteil bisher von seiten der Danagla gesehen, die doch als offiziell sich gerierten, war kaum angethan, ihm Lust zum Anschlusse oder auch nur Vertrauen zu erwecken."

Mit dem Buche Schweinfurths in der Hand ging dieser Missionar der Kultur in Afrika unter die Chefs in der Nähe der Station Tangasi, und in einem Briefe an Schweinfurth gab er uns eine kurze Nachricht über die letzten Schicksale der Familie Munsas; sie möge den Abschluss dieses Kapitels bilden.

„Als Munsa von den Leuten des Ghattas getötet wurde, teilten sich diese natürlich in seine Frauen; auf welchem Wege es nun sein mag, die jüngste und Lieblingsfrau Munsas, Kattivoto, ist heute Jangaras (eines echten Mangbattufürsten) erste Frau und Beraterin, und es scheint, dass ihr Einfluss nicht unbegründet ist, denn in allen Beratungen, an welchen sie teilnahm, zeigte sie ein gesundes, vernünftiges Urteil. Hübsch ist sie nicht und jung auch nicht mehr, Kinder hat sie — merkwürdig für eine Mangbattufrau — nie geboren, und doch ist ihre Überlegenheit nicht allein in Tangasi, sondern im ganzen Lande anerkannt. Sie wissen ja, eine wie grosse Rolle in Mangbattu Frauen überhaupt spielen. Munsas Tochter ist mit Gambari verheiratet und ist eine eingebildete, sehr aristokratische Person, die das Halbblut ihrer Zwillingssöhne durch um so festeres Einschnüren ihrer Köpfe zu verdecken sucht. Es ist ganz merkwürdig, was man in Mangbattu und wohl auch bei den Sandeh für ein Gewicht auf reine Deszendenz legt, natürlich nur in väterlicher Linie. Munsas Söhne, deren etwa fünfzehn existieren, sind hie und da bei den Chefs verstreut; die ältesten, Mbala, Bomba und Bebe, haben ein Dorf am Nomajo gegründet, wo sie, wie allgemein erzählt wird, das Unglaubliche in Anthropophagie leisten und auf Restitution des väterlichen Erbes warten. Mbala hat auf mich keinen guten Eindruck gemacht.

Jedenfalls der hervorragendste unter allen Mangbattuchefs aber ist Munsas Bruder Ssanga, welcher von seinem Wohnsitze, zwei bis drei Tage südsüdwestlich von Tangasi, herbeigeeilt kam. Wir waren nicht persönlich bekannt, als ich ihn aus langer, unverdienter Gefangenschaft befreien und in sein Land zurückkehren liess: und nun kam er, um persönliche Bekanntschaft zu machen. Das ist der Negerfürst, wie man ihn sich vorzustellen liebt. Er war begleitet von einer Menge Leute, unter ihnen ein Albino mit langem, blondem Bart, und brachte etwa zwanzig sehr elegant bemalte Damen mit sich. Schon lange hatte mein Herz sich an keiner so eleganten und obendrein schönen Gesellschaft erfreut, als am Tage, wo diese ganze Gesellschaft, verstärkt von Jangara mit etwa vierzig seiner Frauen, mir Visite machen kam; wären es nicht die Apologien von Schambedeckungen gewesen, die gar zu sehr an Afrika erinnerten, man hätte unter all den Chignons sich bei einem ästhetischen Thee wähnen kennen. Zur Feier des Tages und nach Beschenkung der liebenswürdigen Gesellschaft mit ein wenig Glasperlen und Kupferarmbändern wurde Ihr Buch hervorgeholt, und hätten Sie das Entzücken sehen können, welches die Bilder und namentlich die Sandeh- und Mangbattu-Zeichnungen erregten. Sie hätten sich reich belohnt gefühlt für die Mühen Ihrer Arbeit. Ich kann Sie versichern, dass man besonders unter den Sandeh sich des ‚Mbarik Pah'*) recht lebhaft erinnert, und dass man, wenn ich Pflanzennamen erfragte oder Sämereien sammelte, sich oft genug erkundigte, ob ich Ihr Landsmann sei. 's ist halt den Leuten hier wie überall im Lande ziemlich unbegreiflich, wie ein Mensch sich mehr um Tiere und Pflanzen kümmern kann als um Sklavinnen, wie man für Berg und Fluss und Thal und Feld ein grösseres Interesse an den Tag legen kann, als für den Besitzstand der Neger an Kühen und Ziegen. Und zu verdenken ist es den Leuten ja nicht — wer hat sich denn bis jetzt uneigennützig mit ihnen beschäftigt?"

Leider war es auch Emin nicht lange vergönnt, seine Arbeitskraft der Hebung des Mangbattulandes zu widmen. Heute ist es

*) Das Wort bedeutet „Blattesser"; so wurde Schweinfurth genannt, weil er überall auf seiner Reise seltsame Pflanzen sammelte, alias botanisierte.

den Europäern verschlossen, unzugänglicher als vor zwanzig Jahren; ob es sich in seiner Abgeschiedenheit wieder zu Munsas barbarischer Pracht erheben wird? Schwerlich, denn für das Reich des Mahdi, für die Nubier ist es ein Heidenland, in dem sie gleich den Bagirmiern ohne Aman hausen. Und selbst, wenn die Mangbattu tiefer in die dunklen Wälder, an andere Nebenströme des Kongo, fliehen wollten, würden sie auch dort Ruhe finden können? Schwerlich! Trotz des Kongostaates, der auf dem Riesenstrome seine Flagge wehen lässt, trotz der deutschen Siege an der Küste von Sansibar sind in dieses „dunkelste Afrika" bereits arabische Sklavenjäger und ihre menschenfresserischen Helfershelfer, die Manjema, eingedrungen. — Wir werden im nächsten Bande wieder bis nahe an die Grenzen des Mangbattulandes vordringen, indem wir den durch verbrannte Dörfer, durch Menschengebeine und Menschenblut bezeichneten Spuren der Herrscher von Ostafrika folgen werden.

* * *

Anscheinend ist der Sudan so weit von der Küste entfernt, dass man glauben möchte, die Zeit, in welcher Europäer mit ihm Handelsbeziehungen anknüpfen würden, werde nicht sobald kommen.

Berechtigt scheint namentlich diese Meinung, wenn man die Folgen des Mahdistenaufstandes in Betracht zieht. Aber die Geschichte der Sudanländer belehrt uns, dass solche religiöse Kriege im Sudan in wenigen Jahren verlaufen; der Araber ist vor allem Händler, er selbst wird nicht lange in seiner Abgeschiedenheit verharren wollen. Inzwischen aber rüstet sich auch Europa, um auf verschiedenen Wegen in den Sudan vorzudringen. Von Abessinien aus erfolgt der Vorstoss der Italiener, die Franzosen dringen über Algier vor, und in den Oasen der Sahara hat der Kardinal Lavigerie den Orden der Saharabrüder organisiert, die, eine Art moderner Kreuzritter, die Bekämpfung des Sklavenhandels und die Verbreitung des Christentums sich zur Aufgabe gestellt haben. Am Viktoria-Njansa, an den Grenzen von Äquatoria, haben sich Deutsche und Engländer niedergelassen, und vom Kongostaat sind schon Vorstösse den Ubangi aufwärts unternommen worden, auf denen die Forscher bereits in das Land der A-Sandeh, welches Junker besucht hat, gelangt sind.

Auch der weisse Fleck auf der Karte Afrikas zwischen Kamerun und Adamaua schwindet immer mehr, dank der rastlosen Thätigkeit deutscher Expeditionen. Die Kämpfe, welche Dr. Zintgraff in dem Balilande zu bestehen hatte, stehen noch in frischer Erinnerung.

In allen diesen Gebieten werden wir noch in den nachfolgenden Bänden die schwarzen Fürsten Afrikas aufsuchen und dann noch kurz diejenigen Grenzstaaten des Sudan schildern, die in diesem Bande nicht erwähnt werden konnten.

ANZEIGEN.

Fulbemädchen vom oberen Senegal.

Fulio aus dem oberen Senegalgebiet.

Junger ägyptischer Stadtbewohner.

Koptischer Schreiber.

Bilderproben aus Ferd. Hirts Geographischen Bildertafeln. Teil III. Abteilung 3: Völkerkunde von Afrika und Amerika. *(Siehe Seite 314.)*

Verlag von FERDINAND HIRT in BRESLAU.

Abgeschlossen ist jetzt folgendes, für Jung wie Alt belehrendes Prachtwerk, das mehr als 1400 nach Originalzeichnungen hergestellte Holzschnitte enthält:

Ferdinand Hirts Geographische Bildertafeln.

Für die Belebung des erdkundlichen Unterrichts und die Veranschaulichung der Hauptformen der Erdoberfläche mit besonderer Berücksichtigung der Völkerkunde und Kulturgeschichte herausgegeben von

Dr. Alwin Oppel und Arnold Ludwig,

unter Mitwirkung von **Dr. C. Andreas** (Berlin), **Dr. Joh. Baumgarten** (Coblenz), **Carl Bock** (Christiania), Prof. **Brauns** (Halle a. d. S.), **Rud. Cronau** (Leipzig), General **R. v. Erckert** (Berlin), **Dr. O. Finsch** (Bremen), Prof. **Dr. G. Fritsch** (Berlin), Prof. **Dr. Guthe** (Leipzig), Prof. **Dr. R. Hartmann** (Berlin), Prof. **Hirschfeld** (Königsberg i. Pr.), **Dr. Emil Jung** (Leipzig), Prof. **Dr. Kan** (Amsterdam), **F. Kanitz** (Wien), **Dr. W. Kobelt** (Schwanheim), **Dr. G. Leipoldt** (Dresden), **Dr. Karl Müller** (Halle a. d. S.), Prof. **Dr. Partsch** (Breslau), Prof. **R. Perkmann** (Wien), Prof. **Dr. Petri** (St. Petersburg), Akademiker **Dr. W. Radloff** (St. Petersburg), Prof. **Dr. Rein** (Bonn), **H. v. Rosenberg** (Haag), Prof. **Sachau** (Berlin), **E. Schlagintweit** (Zweibrücken), Prof. **Seibert** (Bozen) und **Dr. A. Stübel** (Dresden).

Teil I: **Allgemeine Erdkunde.** Mit 319 Abbildungen auf 25 Tafeln. **Zweite** Auflage. Geh. 3,60 ℳ. Geb. 4,75 ℳ. Erläuternder Text 1 ℳ.

Teil II: **Typische Landschaften.** Mit einführendem Text und 29 Bogen Abbildungen, 178 Landschaftsbilder enthaltend. **Zweite** Auflage. Geh. 5 ℳ. Geb. 6,50 ℳ.

Teil III: Abteilung 1: **Völkerkunde von Europa.** Mit 300 Holzschnitten auf 30 Tafeln und einem kurzen erläuternden Text. Geh. 5,50 ℳ. Geb. 7 ℳ.

Abteilung 2: **Völkerkunde von Asien und Australien.** Mit 800 Abbildungen auf 27 Tafeln und einem kurzen erläuternden Text. Geh. 6,50 ℳ. Geb. 8 ℳ.

Abteilung 3: **Völkerkunde von Afrika und Amerika.** Mit 311 Holzschnitten auf 31 Tafeln, erläuterndem Text und **Generalregister des Gesamtwerkes.** Geh. 7 ℳ. Geb. 8,50 ℳ.

Jeder Teil ist einzeln käuflich und in sich abgeschlossen.

Die **Geographischen Bildertafeln** bieten ein Weltbild in solcher Fülle und Bewegtheit, sie sind so tief gesättigt mit allen Ergebnissen der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde, sie sind mit solch verständnisvoller Berücksichtigung der Sittengeschichte jedes einzelnen Volkes ausgewählt und aneinandergereiht, dass das Studium der Erdkunde mit solchen Behelfen ein wahres Vergnügen ist.

Als ein erweiterter, erläuternder Text zum II. Teile erschien:

Landschaftskunde. Versuch einer Physiognomik der gesamten Erdoberfläche in Skizzen, Charakteristiken und Schilderungen von **Dr. A. Oppel**, Lehrer der Geographie am Realgymnasium zu Bremen. 2. Ausg. Geh. 12 ℳ. Geb. 14,50 ℳ.

Hingewiesen sei hier auch auf folgende Charakterbilder:

Umschau in Heimat und Fremde. Ein geographisches Lesebuch von Prof. **Dr. Hentschel** und **Dr. Märkel.** Mit vielen Bildern. Teil I: **Deutschland.** Geh. 2,50 ℳ. Geb. 3,30 ℳ. Teil II: **Europa** (mit Ausschluss des Deutschen Reiches). Geh. 3,60 ℳ. Geb. 4,50 ℳ.

Zu den vorstehend angezeigten „Geographischen Bildertafeln" bilden ein beachtenswertes, ebenfalls reich ausgestattetes Seitenstück:

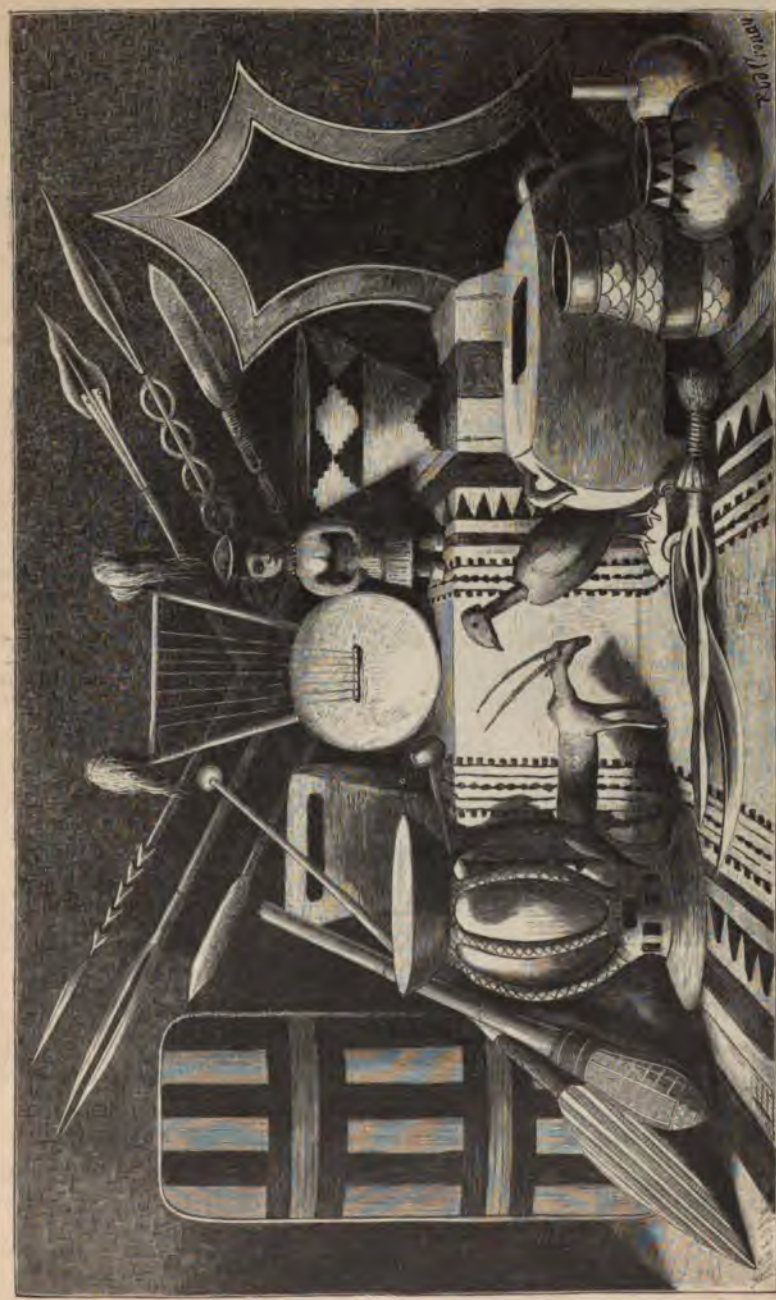
Ferdinand Hirts Historische Bildertafeln.

Für die Belebung des geschichtlichen Unterrichts herausgegeben von mehreren praktischen Schulmännern und Gelehrten.

Teil I: **Das Altertum bis zum Untergange des Heidentums.** 2,50 ℳ. — Teil II: **Von den Anfängen des Christentums bis zum Beginn des XIX. Jahrhunderts.** 2,50 ℳ. — Teil I und II in einem Bande mit Begleittext (dieser einzeln zu Teil I und II 1 ℳ) geh. 6 ℳ, geb. 7,50 ℳ.

Vor kurzem ist erschienen:

Die Marienburg. Eine deutsche Kulturstätte im Osten von **J. Pederzani-Weber.** Mit vielen Abbildungen und einem Grundriss der Marienburg. Geheftet 3 ℳ. Reich gebunden 4 ℳ.



Proben innerafrikanischer Handfertigkeit. Aus „Ferd. Hirts Geographischen Bildertafeln", III. Teil 3. Abteilung. (Siehe gegenüber.)

Verlag von FERDINAND HIRT & SOHN in LEIPZIG.

Krieger von Finschhafen.

Samoa-fahrten.

Reisen
in Kaiser Wilhelms-Land und Englisch-Neu-Guinea
in den Jahren 1884 und 1885
an Bord
des deutschen Dampfers „Samoa"
von
Dr. Otto Finsch.
Mit vielen Abbildungen und Kartenskizzen.
Geh. 12 ℳ, geb. 14,50 ℳ.

Ausser diesem gemeinverständlich geschriebenen Reisewerk des bekannten, vielgewanderten Verfassers erschien — einzeln käuflich — mit Text in deutscher, englischer und französischer Sprache gleichzeitig ein wissenschaftlicher

Ethnologischer Atlas.

Typen aus der Steinzeit Neu-Guineas.
154 Abbildungen
auf 21 lithographischen Tafeln
nach Originalen gezeichnet
von **O.** und **E. Finsch.**
Mit erklärendem Text
von **O. Finsch.**
Gebunden 18 Mark.

Die Tiefsee und ihr Leben.

Nach den neuesten Quellen gemeinfasslich dargestellt
von
Prof. William Marshall.
Mit 4 Tontafeln und 115 Abbildungen im Text. Geheftet 7,50 ℳ. Gebunden 9 ℳ.

Auf dem behandelten Gebiete ist der Verfasser als Autorität bekannt und geschätzt; er hat ein Werk von hohem belehrenden Werte geschaffen, das in der deutschen Litteratur einzig dasteht, denn dieses interessante Thema ist in populärer Weise bisher noch nicht behandelt worden.

In nur noch wenigen Exemplaren ist folgendes ältere Werk vorrätig:

Die Expedition des Challenger.

Eine wissenschaftliche Reise um die Welt.
Von **W. SPRY,** deutsch von **H. v. Wobeser.**
Mit 12 Tonbildern, 35 Abbildungen im Text und Reisekarte. Geheftet 12 ℳ. Gebunden 14 ℳ.

Bilderprobe aus „MARSHALL, Die Tiefsee und ihr Leben".

(Siehe gegenüber.)

Verlag von FERDINAND HIRT & SOHN in LEIPZIG.

Schriften des Kaiserlichen Marinepfarrers P. G. Heims.

Im Vorjahre ist folgende allenthalben günstigst aufgenommene Sammlung erschienen:

Im Rauschen der Wogen, Im Branden der Flut.

Bilder aus dem Seemannsleben und von der Wasserkante.

Prachtband 8 *M*. Geheftet 6 *M*.

Aus der Inhalts-Übersicht: Abschied. — Aussenbords. — Sonntag in See. — Mann über Bord. — Königinnen der See. — Ernsthafte Stunden auf See. — In Meeresstille. — Überseeische Dampferlinien. — Piraten der Jetztzeit. — Weihnachten unter Palmen. — Seebäder. — Tierleben an Bord. — In Schnee und Eis. — Aus Wikingszeiten. — An Bord eines Torpedobootes. — Heimkehr. — Ausser Dienst. — Daheim.

☞ Zwischen jede einzelne dieser trefflichen Schilderungen sind geeignete Dichtungen eingefügt, deren Wahl der Verfasser in feinsinnigster Weise getroffen hat. Das aussergewöhnliche Erzählertalent des Marinepfarrers Heims hat überall Anerkennung gefunden, seine nachgenannten älteren Schriften sind genugsam bekannt:

Unter der Kriegsflagge des Deutschen Reichs.

I. Reihe: **Rund um die Erde.**

Bilder und Skizzen von der Weltreise S. M. S. „Elisabeth“ (1881—1883). Mit mehreren Karten der Reise. **Zweite** Auflage. Sehr reich gebunden 8 *M*.

II. Reihe: **Kreuzerfahrten in Ost und West.**

Bilder und Skizzen von der Reise S. M. Kreuzer-Korvette „Nymphe“ (April 1884 bis Oktober 1885). Sehr reich gebunden 8 *M*.

Seespuk.

Aberglauben, Märchen und Schnurren in Seemannskreisen gesammelt und bearbeitet. Mit Abbildungen von **Johannes Gehrts.** Prachtband 6 *M*. Geheftet 4,50 *M*.

Um die Erde auf dem Zweirad.

Nach dem Englischen des **Thomas Stevens,**

übersetzt von **Dr. F. M. Schröter.**

In zwei ganz selbständigen, einzeln käuflichen Bänden.

I. Band: **Von San Francisco nach Teheran.** Mit vielen Abbildungen und dem Bildnis des Verfassers. 3. Auflage. Prachtband 8,50 *M*.

II. Band: **Von Teheran nach Jokohama.** Mit vielen Bildern und Karte der Gesamtreise. 2. Auflage. Prachtband 8,50 *M*.

☞ Die staunenerregende Weltreise des bekannten, kühnen Radfahrers Stevens hat seiner Zeit in den Tagesblättern genügend Würdigung gefunden. Die fesselnd geschriebenen, wahrheitsgetreuen und lehrreichen Schilderungen werden nicht allein von Radfahrern, sondern auch von Nichtradfahrern — Jung wie Alt — eifrig gelesen.

In Sportkreisen verdient folgendes Werk Beachtung:

Jachten, Boote und Kanoes.

Mit besonderer Berücksichtigung der Modell-Jachten und des Einzeln-Segelns. Nach **C. Stansfeld-Hicks** übersetzt von **Dr. W. Wiese,** Navigationsschul-Direktor. Mit zahlreichen Abbildungen und Baurissen von Modelljachten. Gebunden 12 *M*.

Verlag von FERDINAND HIRT & SOHN in LEIPZIG.

Reiseschilderungen der Weltumseglerin Lady Brassey.

Die in vielen Auflagen verbreiteten, sowohl durch ihren gediegenen Inhalt als durch ihre vornehme Ausstattung beliebten Schriften der vielbewunderten, so frühzeitig auf hoher See verstorbenen **Lady Brassey** haben durch die **„Letzte Fahrt"** eine abschliessende Ergänzung erfahren.

Annie Brasseys Letzte Fahrt

an Bord des Sunbeam. Nach dem Englischen mit 188 Holzschnitten im Text und 20 lithogr. Einzeldrucken. Prachtband 8,50 *M*. Geheftet 6,60 *M*.

Eine Familienreise von 14000 Meilen

in die Tropen und durch die Regionen der Passate. Mit 290 Abbildungen und 7 ganz eigenartigen, farbigen Karten. Prachtb. 8,50 *M*. Geh. 6,60 *M*.

Sonnenschein und Sturm im Osten.

Seefahrten und Wanderungen vom Hyde-Park zum goldenen Horn, mit besonderer Berücksichtigung Konstantinopels, des Hofes, der Harems u. a. m. Prachtband 8,50 *M*. Geheftet 6,60 *M*.

Eine Segelfahrt um die Welt

an Bord des Sunbeam in elf Monaten ausgeführt. Pracht-Ausgabe. Gebunden 15 *M*. Geheftet 12 *M*. Billige Ausgabe. Gebunden 8,50 *M*. Geheftet 6,60 *M*.

Vornehm ausgestattete Gedichtsammlungen,

Im Wechsel der Tage.

Unsere Jahreszeiten
im Schmuck von Kunst und Dichtung.
Eine Auswahl aus den Werken unserer besten vaterländischen Dichter,
begründet von
Adolf Brennecke.
Mit zahlreichen Holzschnitten nach Zeichnungen hervorragender Künstler.
6. Auflage. In Prachtband 10 *M*.

Allzeit im Herrn.

Eine Auswahl aus den Werken deutscher religiöser Dichtung,
herausgegeben von
B. ROGGE,
D. theol., Königl. Hofprediger.
Mit einem einleitenden Gedicht v. *K. Gerok*.
Sehr reich mit Abbildungen geziert.
2. Auflage.
Prachtband 12,50 *M*. Velin-Ausgabe 20 *M*.

Ein beachtenswertes Gelegenheitsgeschenk ist auch folgende kleine, vielverbreitete Sammlung:

Ich grüsse Dich! Lieder und Gedichte gesammelt von **Anna Schauberg.**
11. Auflage. In Goldschnittband 3 *M*.

in sorgfältigster Textauswahl und mit künstlerischem Bilderschmuck.

Knabenbücher aus dem Verlage von **Ferdinand Hirt & Sohn** in **Leipzig.**

Cooper, J. F., Der Letzte der Mohikanern. Frei für die deutsche Jugend bearbeitet von A. Helms.
Mit sehr zahlreichen Abbildungen. Prachtband 7,50 M, geb. 6 M.

Kern, J. H. O., Die Geißel der Südsee. Leben und Thaten eines Freibeuters der Jetztzeit, der reiferen Jugend erzählt. Mit Bildern von J. Gehrts. Prachtbd. 7,50 M, geb. 6 M.

Kern, J. H. O., In Sturm und Not. Bilder aus allen Meeren und Kämpfe mit Wind und Wellen.
Den Berichten von Seeleuten für die männliche Jugend nacherzählt. Prachtbd. 5 M, geb. 3,50 M.

Pajeken, Friedr. J., Bob der Fallensteller. Eine Erzählung aus dem Westen Nordamerikas. Mit Bildern von Joh. Gehrts. Prachtband 5 M, geb. 3,50 M.

Rousselet, L., Mali, der Schlangenbändiger. Scenen aus dem indischen Leben.
Für die deutsche Jugend bearbeitet von L. Mannheim. 2. Aufl. Prachtband 6 M, geb. 4,50 M.

Stanley, H. M., Kalulu, Prinz, König und Sklave. Scenen aus dem Leben in Centralafrika. Deutsch von L. Mannheim. 6. Aufl. Prachtband 6 M, geb. 4,50 M.

Wörishöffer, S., Das Buch vom braven Mann. Bilder aus dem Seeleben. Unter Berücksichtigung d. Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger. 3. Aufl. Prachtb. 6 M, geb. 4,50 M.

Wörishöffer, S., Gerettet aus Sibirien. Erlebnisse und Abenteuer einer verbannten deutschen Familie. Auf Grund einer Erzählung v. Amóro u. Tissot bearb. 3. Aufl. Prachtb. 6 M, geb. 4,50 M.

Pederzani-Weber, J., Den Einsiedler von St. Michael.
Erlebnisse eines Deutschen an der Nordküste von Amerika. Prachtb. 5 M, geb. 3,50 M.

Pederzani-Weber, J., Kynstudt. **Die Siege der Helden der Marienburg über die Heiden des Ostens.** Die Bilder von Joh. Gehrts. Prachtband 6 M, geb. 4,50 M.

Helms, A., Heinz Treuaug. Wie er ein Ritter ward und wie er den Freimut geschwungen hat. 3. Aufl. Prachtb. 6 M, geb. 4,50 M.

Rogge, B., Kgl. Hof- u. Garnisonprediger, **Friedrich den Dritte.**
Deutscher Kaiser und König von Preußen. Ein Lebensbild, Jung u. Alt gewidmet. Mit 2 Bildnissen d. Kaisers u. vielen anderen Abbild. 2. Aufl. Reich geb. 3 M, geb. 2,25 M Volks-Ausg. 5 M.

Geschichtliche Jugendschriften von Oskar Höcker.

Jeder Band ist ganz selbständig u. einzeln käuflich: In Prachtband je 5 M, geb. je 3,50 M

☞ **Die Abbildungen sind genau im Stile des jedesmaligen Zeitabschnittes ausgeführt.**

Unsere Deutsche Flotte von der Flagge des großen Brandenburgers bis zur Schwarz-Weiß-Roten. Kriegs- und kulturgeschichtliche Bilder.

I. Band: **Der Schiffsjunge des Großen Kurfürsten.** (Erzählung aus dem 17. Jahrh.) [Neu!]

Friedrich den Große als **Feldherr** u. **Herrscher.** Ein Lebensbild des Heldenkönigs, dem Vaterland u. der deutschen Jugend geweiht.

Preußens Heer, Preußens Ehr! Militär- und kulturgeschichtliche Erzählungen für die reifere Jugend,

I. Band: **Kadett und Feldmarschall.** (Der Große Kurfürst und seine Paladine.)
II. Band: **Husarenkönig und Kürassiergeneral.** (Aus der Zeit des „Alten Fritz".)
III. Band: **Mit Gott für König und Vaterland.** (Aus den Tagen der Freiheitskriege.)
IV. Band: **Im Rock des Königs.** (Aus den Jahren 1864—1871.)

Das Ahnenschloß. Kulturgeschichtliche Erzählungen aus vier Jahrhunderten für die reifere Jugend.

I. Band: **Der Erbe des Pfeiferkönigs.** (Aus dem Reformationszeitalter.)
II. Band: **In heimlichem Bunde.** (Aus dem Jahrhundert des großen Krieges.)
III. Band: **Zwei Riesen von der Garde.** (Aus der Zeit des Zopfes und der Wachtparade.)
IV. Band: **Deutsche Treue, welsche Tücke.** (Aus der Zeit der Befreiungskriege.)

Den Sieg des Kreuzes. Kultur- und religionsgeschichtliche Bilder von der **Entwickelung des Christentums** f. d. reifere Jugend.

I. Band: **Unter dem Joche der Cäsaren.** (Aus der Zeit des Kaisers Hadrian.)
II. Band: **Durch Kampf zum Frieden.** (Aus der Zeit der Christenverfolgung unter Diokletian.)
III. Band: **Zwei Streiter des Herrn.** (Aus der Zeit der Merowinger.)
IV. Band: **Ein deutscher Apostel.** (Aus der Zeit des heiligen Bonifacius.)
V. Band: **Wuotans Ende.** (Aus d. Zeit d. Kämpfe Karls d. Großen u. Widukinds.) [Schlußbd.]

Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Stanford University Libraries
3 6105 013 700 559

DT
14
J4
v. 1

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.